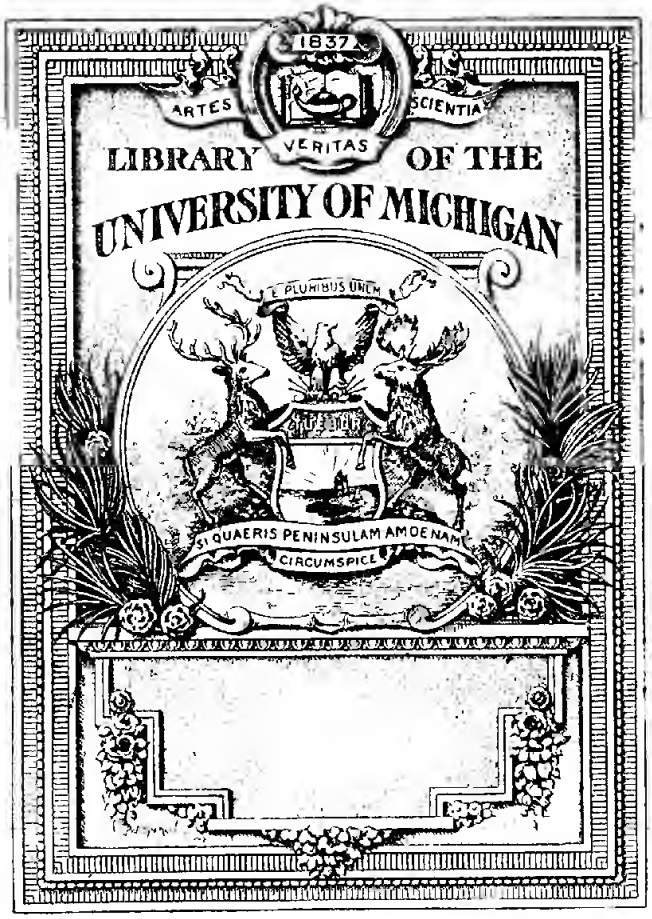
A 794,409

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.

83.16
B58

Jahrgang 1891. Band 2.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.



THE GIFT OF

Dr. N. L. Whitney.

830.6
B58

Prospekt.

Die im fünfzehnten Jahrgang 1891 erscheinende

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

tritt ihren Freunden in einem neuen, den Bedürfnissen und dem Geschmacke der Gegenwart noch mehr Rechnung tragenden Gewande entgegen.

Seitdem unser Unternehmen in's Leben gerufen wurde, hat es seinen Zweck, den vielen Bücherliebhabern, denen es wegen der damit verbundenen großen Kosten nicht vergönnt gewesen war, sich eine Privatbibliothek anzuschaffen, Gelegenheit zur Anlegung einer solchen zu geben, in einem Umfange erreicht, der unsere kühnsten Erwartungen übertroffen hat. In vielen, vielen Millionen von Bänden verbreitet, hat unsere „Bibliothek" Tausenden das berechtigte Verlangen nach einer eigenen, für alle Zeiten werthvollen Büchersammlung erfüllt.

Sehen wir uns nun in der angenehmen Lage, Hand in Hand mit dem neuen, modernen äußeren Gewande noch eine

☞ wesentliche Vermehrung des Inhalts ☜

bieten zu können und zwar ohne die geringste Preiserhöhung, so geben wir uns der bestimmten Hoffnung hin, daß dies zu den uns nun schon so lange Jahre hindurch treu anhänglichen Freunden auch im neuen Jahrgange wieder viele neue gewinnen werde.

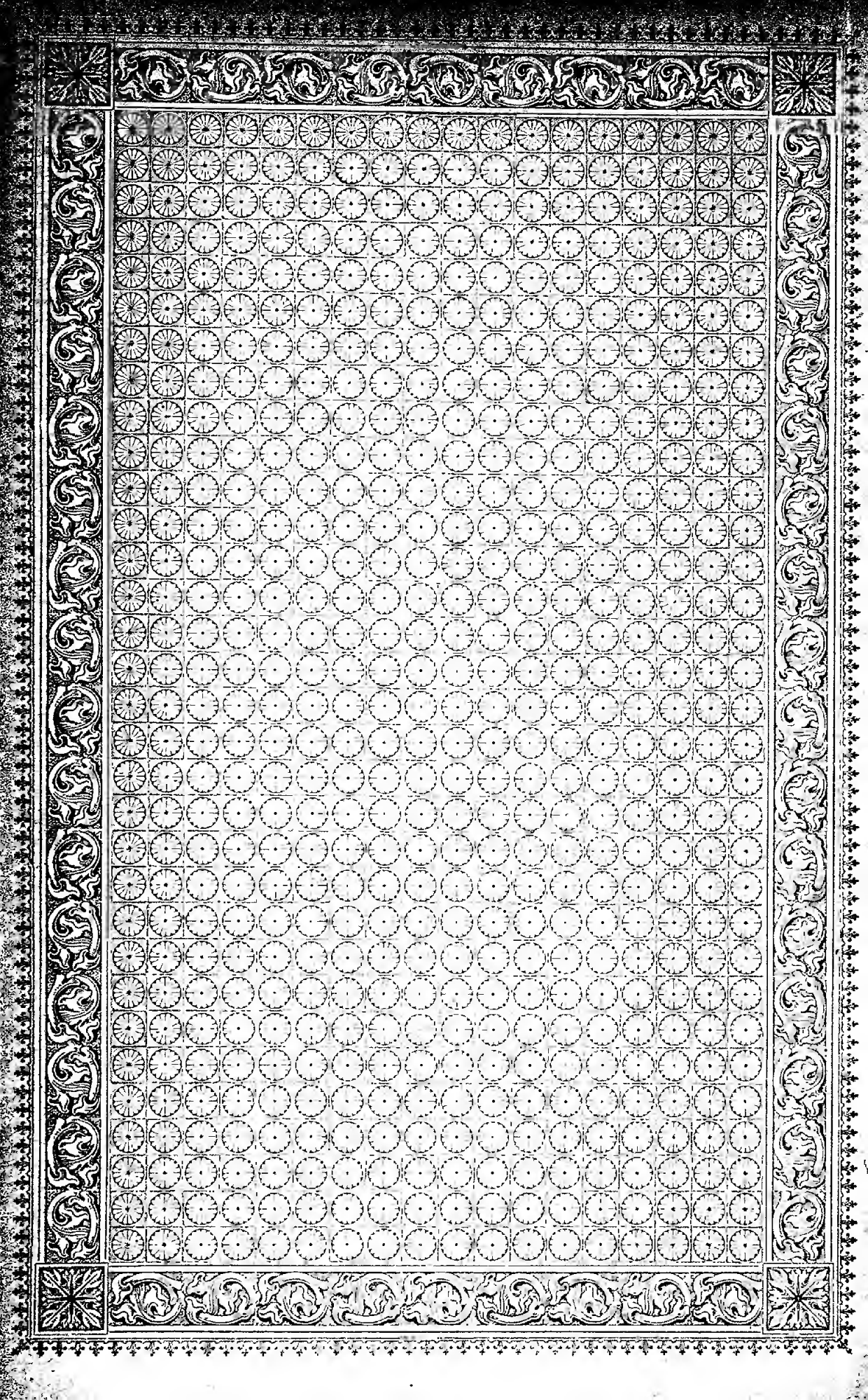
Die **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung.

Um die Anschaffung auch den wenigst Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis auch fernerhin

nur 75 Pf. für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im Einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern im Stande wäre.

Stuttgart. **Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.**



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Zweiter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Der Spion. Roman aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege. Von Baldwin Möllhausen (Fortsetzung) . 5

Der verlorene Sohn. Erzählung aus einer kleinen Stadt. Von Robert Misch 101

Diplomatische Schachzüge. Historische Erzählung von Karl Hannemann 171

Die Verfälschung der Gewebe. Eine Belehrung für unsere Hausfrauen. Von Max Kleppert . . . 183

Jagd und Jägerlatein im Alterthum. Kulturgeschichtlicher Rückblick von E. Straeter 193

In der Grasbarre. Strombilder vom oberen Nil. Von C. Falkenhorst 205

Leihämter und Pfandhäuser. Schattenbilder aus dem modernen Leben. Von Eugen Schmitt 214

Mannigfaltiges:

Wie Danton sein Glück machte 224

Wer hat die erste Idee zur Erfindung des elektrischen Telegraphen veröffentlicht? 228

Heiteres vom Wetten 232

Ein entsetzliches Sterben 235

Merkwürdige Gesetze 237

Die Zubereitung der Rosinen 237

Maske für Maske 239

Ein hübsches Beispiel von Selbstgefühl 239

Wie ein Engländer seinen Willen durchsetzte . . 240

Prächtiges Heirathsgut 240

Der Spion.

Roman aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

Von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Siebentes Kapitel.

Was in den Zügen der beiden jungen Männer sich offenbarte, das tönte nicht minder deutlich aus der Stimme des älteren hervor, als er auf die in englischer Sprache gestellte Frage nach ihrem Begehr mit schlecht verhehltem Widerstreben in gutem Deutsch antwortete: „Haben wir die Ehre, den Herrn Martin Findegern zu begrüßen?"

„Ob das eine Ehre ist, weiß ich nicht," versetzte Martin, ohne seine Stellung zu verändern, „wenn ihr aber eurer Mutter Bruder, den Tischlermeister und Sargfabrikanten Martin Findegern sucht, so steht der allerdings vor euch." Er kniff das eine Auge zu, was am wenigsten zur Verschönerung seines Gesichtes beitrug, und prüfte mit dem anderen blinzelnd die jungen Leute vom Kopf bis zu den Füßen. Deren von verheimlichtem Unwillen getragene Verlegenheit gewahrend, fügte er herablassend hinzu: „Ich wiederhol's, euer eigener Onkel ist's, der vor euch steht, und ich kalkulire, daß, wenn ihr es für der Mühe werth hieltet, ihn in seiner Werkstatt aufzusuchen, ich meinerseits verpflichtet bin, euch als Neffen und Nichte willkommen zu heißen," damit drückte er ihnen der Reihe nach die Hand.

„Sie können uns unmöglich erwartet haben," verlieh der älteste der Geschwister, ein vielleicht sechsundzwanzigjähriger, schlank gewachsener Mann mit wohlgebildeten offenen Zügen, seiner ersten Ueberraschung Ausdruck, als Martin lebhaft einfiel:

„Bless you, angemeldet wurdet ihr durch keinen Anderen, als vor 'ner Minute durch meinen Hobel; das ist nämlich der Hund hier, nebenbei ein Thier von solch' vorzüglichen Eigenschaften, daß mancher Mensch von ihm lernen könnte. Aber ich müßte blind sein, wie die Astaugen in einem frisch gehobelten Brett, entdeckte ich nicht an Jedem von euch eine Kleinigkeit, die mich an eure Mutter, meine brave Schwester, verehelichte Geheimrath Durlach, gemahnte. Doch hier draußen ist kein rechter Ort, nahe Anverwandte zu empfangen. Kommt nach der Veranda hinauf, da stehen Tisch und Stühle. Nachher mögt ihr mir in aller Gemächlichkeit euer Anliegen anvertrauen. Denn ein Anliegen habt ihr, oder ihr hättet euren Weg nicht hierher genommen." Dann rief er über die Schulter in die Werkstatt hinein: „Herr Doktor, Sie sind wohl so gefällig, der Kleopatra zu sagen, sie möchte Bier und Gläser nach der Veranda herausbringen, wozu auch Sie uns Allen herzlich willkommen sind," und wieder verschmitzt blinzelnd zu den Geschwistern: „eigentlich heißt unsere schwarze Aufwärterin Susann, aber der Doktor meinte, der Name Kleopatra passe besser zu dem schwarzen Gesicht, da tauften wir sie um," und seinen Gästen vorauf der Veranda zuschreitend, fuhr er bissig redselig fort: „In dem Herrn Doktor Arminius Krehle werdet ihr nicht nur einen getreuen, verträglichen und liebenswürdigen Freund kennen lernen, vor dem ich keine Geheimnisse habe, sondern auch ein furchtbar gelehrtes Haus. Das ist indessen nichts im Vergleich mit seinem Malertalent, wie ihr überall hier sehen könnt," und er schwang die Hand

im Kreise, „bless you! Wenn der den Pinsel in Bewegung setzt, ist's, als ob Alles lebendig unter demselben hervorglitte."

Er war vor der Veranda eingetroffen, und jetzt erst, als er sich nach den Geschwistern umkehrte, nahm der jüngere Bruder, ein ungewöhnlich kräftig gebauter und trotzig dareinschauender blonder Bursche mit blauen Augen und röthlichem Vollbart, Gelegenheit, kalt zu bemerken: „Bemühen Sie Ihre Leute nicht. Wir bedürfen keiner Erfrischung."

„Nicht?" fragte Martin, dem jungen Manne einen wunderlich bösen Seitenblick zuwerfend, worauf er die acht Stufen zu ersteigen begann, „bless you, das Bier ist bestellt, und wer nicht trinken mag, läßt's einfach stehen. Im Hause eures Vaters, des Geheimraths, wurde mir einst ebenfalls eine Flasche Bier angeboten, und ihr mögt euch vergegenwärtigen, daß ich an dem ersten Schluck beinah erstickte vor Verlegenheit; da erschiene es ja unchristlich, wollte ich seinen Kindern gegenüber geringer handeln. So, da wären wir, da ist auch der Doktor Krehle, vorstellen ist wohl überflüssig, geht mir auch nicht recht von Händen." Er wartete, bis die entsprechenden höflichen Verneigungen erfolgt waren, und sprach ziemlich ausdruckslos weiter: „Laßt euch nieder und macht's euch bequem oder vielmehr at home, wie der Amerikaner sagt, und dann fallt ohne viele Umschweife mit der Thür in's Haus. Zunächst erzählt mir, was in aller Welt euch nach dieser gesegneten Republik führte, und zwar zu einer Zeit, in welcher sie in Scherben zu gehen droht."

Dem jüngeren Bruder schwebte offenbar eine seiner verletzten Eitelkeit entsprechende übereilte Antwort auf den Lippen, als der ältere, der es entdeckte, ihm mit der Erklärung zuvorkam: „Unser Vater starb vor Jahresfrist. Da aber ein vermögensloser Beamter in der Heimath nie

in der Lage ist, irgend welche Ersparnisse zurückzulegen, so blieb uns Geschwistern, nachdem der Hausstand aufgelöst worden, wenig mehr, als gerade erforderlich, um nach Amerika auszuwandern —"

„Mit anderen Worten," unterbrach ihn Martin, und auf seinen harten Zügen spiegelte sich nichts weniger, als sanfte Regungen, „ihr gedachtet des Bruders eurer Mutter, des früheren armseligen Tischlergesellen, und meintet, der sei vielleicht ein reicher Mann geworden, da lohne es wohl der Mühe, sich 'mal ein wenig näher nach ihm umzusehen." Aus dem Lachen, welches auf dem fröhlichen Mädchenantlitz schwebte, entnahm er scharfsinnig, daß derartige Erörterungen zwischen den Geschwistern in der That stattgefunden haben mußten. Zugleich gewahrte er, daß den Brüdern das Blut in die frischen Gesichter stieg. Er gab sich indessen das Ansehen, beides nicht zu bemerken, und die Hände würdevoll hinter die Schürze schiebend, fuhr er anscheinend treuherzig fort: „Und als reich verschrien bin ich ja. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß einiger Werth in meinem Grund und Boden steckt. Dagegen wissen Wenige, daß ich von meinen Gläubigern nur gehalten werde, weil sie nicht Alles verlieren wollen. Ich vermuthe, gleich beim ersten Anblick meines Besitzthums habt ihr annähernd einen Begriff von meiner Lage erhalten. Denn wäre ich nicht ein Lump, der von der Hand in den Mund lebt — bless you! da möchte ich längst, wie die schlaueren Nachbarn, mein Land in ein schattigen Garten umgewandelt haben, und statt dieses elenden Blockhauses stände hier ein stolzes Schlößchen. Mit eurer Hoffnung, den reichen Onkel zu beerben, ist's also nichts," und wie feine Blitze, deren Ziel und Bedeutung man nicht kennt, schoß es aus den freundlich blinzelnden Augen von Einem zum Anderen, auch auf Krehle, der in vollkommener Gemüthsruhe die Rolle eines stummen Beobachters durchführte.

„Sie irren," hob der ältere Bruder mit zurückweisendem Ernste an, sobald der gefühllose alte Tischler ihn zu Worte kommen ließ, und es wurde ihm sichtbar schwer, eine gewisse vornehm kalte Ruhe zu bewahren, anstatt sich mit seinen Geschwistern zu entfernen; „wir kamen nicht, um zu betteln oder irgend eines Menschen günstigere Lebenslage auszunutzen, sondern um von Ihnen, der Sie mit den hiesigen Verhältnissen nothgedrungen vertraut sein müssen, freundlichen Rath zu erbitten. Auch dazu hätten wir uns schwerlich verstanden, wäre uns von der verstorbenen Mutter nicht wiederholt an's Herz gelegt worden, zu seiner Zeit gerade bei Ihnen vorzusprechen. Ueberschritten wir damit ahnungslos die Ihnen angemessen erscheinende Grenze, so können wir nur für uns und die Mutter um Verzeihung bitten und fernerhin auf die eigenen Kräfte allein bauen."

Martin betrachtete den erregten jungen Mann nachdenklich und bemerkte in einem Tone, als ob er gegen den in der vernommenen Erklärung enthaltenen Vorwurf völlig unempfindlich gewesen wäre: „Also das meinte die gute Seele? Nun ja, mag Gott ihr den ewigen Frieden schenken, wie sie es verdient. Aber nochmals, um alles Guten willen, weshalb bliebt ihr nicht da, wo sicher eine Menge Freunde euch mit gediegenerem Rath unterstützt hätte, als es von einem alten verkommenen Tischlergesellen zu erwarten wäre? Bless you! Wenn drüben Einer so fleißig arbeitet, wie hier zu schaffen er gezwungen ist, so kommt er schneller zu Brod, als in diesem verhenkerten Lande, wo jeder fünfjährige Straßenbengel schon Politik treibt."

Der junge Mann, als hätte das, jedes zarteren Anklanges entbehrende rauhe Wesen des wunderlichen Verwandten bereits etwas von dem bitteren Beigeschmack für ihn verloren gehabt, antwortete ruhig: „Die Berufe, für welche mein Bruder und ich uns entschieden, boten freilich

günstige Aussichten, so lange der Vater lebte; mit dessen Tode brachen sie indessen zusammen. Denn um noch sechs, acht Jahre umsonst zu dienen, fehlten uns die Mittel. Außerdem besaßen wir eine Schwester, die auf uns allein angewiesen war. Um aber alle die Freunde aufzusuchen, die einst so lebhaft in dem gastlichen Hause der Eltern verkehrten, die nebenbei als wohlhabend gelten — ich gestehe es offen — waren wir zu stolz."

Martin Findegern wiegte das Haupt billigend, und das eine Auge schließend, sandte er mit dem anderen Krehle einen bezeichnenden Blick zu. Dieser, der jede kleinste Bewegung des langjährigen Freundes stets verstand, richtete sich ein wenig höher auf und offenbarte seine Meinung mit unnachahmlicher Würde in den Worten: „Ich pflichte dem Herrn vollkommen bei, und berufe mich dabei auf meine eigenen Erfahrungen. Auch mich zwang der Mangel am Nothwendigsten, allen ehrgeizigen Plänen zu entsagen, meine Studien abzubrechen und mein Heil auf dieser Seite des Oceans zu suchen, und das ist mir bis auf den heutigen Tag nicht leid geworden. In der Fremde erst bricht das wahre Talent sich Bahn," und sich noch stolzer in die Brust werfend, blickte er zur Decke der Veranda empor, wo ein mit unsäglicher Mühe den rohen Brettern aufgetragener frostrother Engel mit bunten Papageiflügeln sich eben anschickte, ihm einen Lorbeerkranz auf's Lockenhaupt zu werfen.

Die beiden Brüder betrachteten ihn befremdet. Auf dem holden Kinderantlitz spielte inniges Ergötzen, während Martin Findegern sich Jenen wieder zukehrte.

„Was habt ihr denn gelernt?" fragte er boshaft spöttisch grinsend.

Die Brüder verbissen ihren Unwillen, worauf der ältere antwortete: „Wir studirten. Ich selber brachte es bis zum Regierungsassessor."

„Ein schöner Titel," erklärte Martin, die struppigen Brauen so weit wie möglich nach der Stirne hinaufschiebend, „gilt aber nichts hier zu Lande, wo sich Jeder nach Belieben General, Gouverneur oder gar Geheimerath nennen kann. Und Du?" fragte er, wie um ihn zu durchbohren, mit dem ausgestreckten Finger auf die Herzgrube des jüngeren Bruders weisend.

Dieser fuhr ergrimmt auf; besänftigte sich aber alsbald wieder auf einen leichten Stoß, mit welchem die neben ihm sitzende Schwester ihn unterhalb des Tisches vor Uebereilung warnte, und erklärte mit stolzem Selbstbewußtsein: „Forstkandidat."

„Klingt ebenfalls nicht übel," entschied Martin Findegern mit erheuchelter Ehrerbietung, „hat indessen nichts auf sich, weil es hier so viele Forstkandidaten gibt, wie es Männer hat, die eine gute Axt zu schwingen und einen hundertjährigen Hickorybaum binnen zehn Minuten auf die Seite zu legen verstehen. Doch immerhin: helfen die Titel nicht, so hindern sie auch nicht euer weiteres Fortkommen. Hättet ihr, anstatt zu studiren, zu Säge, Hobel und Winkelmaß gegriffen, oder, wie der Herr Doktor Krehle hier, zu Pinsel und Oelfarben, so wäret ihr besser daran, zumal in diesem gesegneten Lande, wo eine Excellenz nicht höher gilt, als ein einfacher ehrlicher Tischlergeselle, der sein Metier von Grund aus versteht. Doch das läßt sich jetzt nicht mehr ändern. Zu verzagen braucht ihr indessen derohalben nicht; denn mit gutem Willen und Ehrlichkeit kann man es hier sehr weit bringen. Es muß nur erst die feine Politur herunter; hernach macht sich Alles von selbst. Was meinen Sie dazu, Herr Doktor?"

„Ich kann Herrn Martin Findegern nur beipflichten," versetzte Krehle zu den Geschwistern gewendet, indem er sich anstandsvoll verneigte, „das wahre Talent muß sich in einem Lande Bahn brechen, wo dem freien Fluge des

Denkens, Handelns und künstlerischer Phantasien keine hemmenden Fesseln angelegt werden."

„Da hört ihr's," hob Martin an, wurde aber durch Kleopatra, eine vierschrötige, gutmüthig grinsende und zähnefletschende Negerin unterbrochen, die auf der Veranda mit Bierflaschen und Gläsern erschien und dieselben auf dem Tisch ordnete. Nachdem sie sich wieder entfernt hatte, begann Martin die Flaschen zu entkorken, und die Gläser zu füllen. Die Unterhaltung gerieth dadurch in's Stocken, doch nur auf kurze Zeit. Dann ergriffen er und Krehle ihre Gläser, und sie mit einem kräftigen „Willkommen" an die anderen noch auf dem Tisch stehenden klirrend, thaten sie einen langen Zug aus denselben. Martin schien nicht zu bemerken, daß seine Gäste nur zögernd ihre Lippen netzten, wogegen diese das über seine harten Züge hineilende spöttische Lächeln unmöglich übersehen konnten. Mit einem Ausdruck unsäglichen Behagens die Hände wieder hinter der Schürze in Sicherheit bringend, kehrte er sich abermals dem älteren Bruder mit der Frage zu: „Wie heißt Du denn eigentlich mit Vornamen?"

„Maurus," antwortete dieser, der bereits wie auf Kohlen saß und sich weit fort wünschte, nur aus Rücksicht für seine Schwester das peinliche Verhör geduldig über sich ergehen ließ.

„Maurus?" wiederholte Martin munter blinzend, „bless you! Das klingt französisch; aber immerhin besser, als gar kein Name." Er betrachtete das junge Mädchen, bis die Röthe der Verlegenheit sich von den blühenden Wangen aus über das ganze fröhliche Antlitz verbreitete, und weiter forschte er: „Neugierig bin ich, welcher Name Dir in der Taufe beigelegt wurde."

„Margaretha," floß es mit herziger Bereitwilligkeit von den zum Lachen geneigten frischen Lippen, „nach meiner Mutter wurde ich so genannt."

„Richtig, Kind, Deine Mutter hieß Grethe; und wenn nur der zehnte Theil ihrer Herzensgüte in Deinem jungen Gemüth Platz fand, so bist Du immer noch doppelt so viel werth, wie Deine beiden Brüder zusammen genommen. Also Grethe? Bless you! Das freut mich." Und nicht beachtend, daß Margarethe ihren verdrossen schauenden Brüdern einen lustig schadenfrohen Blick zuwarf, wendete er sich an den jüngeren. „Und Du?" fragte er, und der Zeigefinger drohte abermals, ihn aufzuspießen.

„Markolf," antwortete der junge Forstmann scharf, und gleichsam herausfordernd, strich er den noch mäßigen Schnurrbart empor. „Markolf Durlach," wiederholte er mit erhöhtem Nachdruck, „und als solcher kann ich den Ausspruch meines Bruders nur bekräftigen: wir kamen nicht als Bettler, die sich einem hochnothpeinlichen Verhör unterwerfen müssen, sondern als unabhängige Männer in Erfüllung eines Lieblingswunsches unserer verstorbenen Mutter. Doch ich begreife: wir sind unwillkommene Gäste. Verzeihen Sie daher unsere Unbesonnenheit. Fern lag es uns, Sie belästigen zu wollen," und mit dem letzten Wort sich ungestüm erhebend, schickte er sich zum Gehen an.

So lange Markolf sprach, betrachtete Martin ihn in seiner eigenthümlich harmlos neugierigen Weise. Nicht mit der leisesten Miene verrieth er Mißfallen oder Gereiztheit. Sobald er aber endigte, hob er mitleidig zurechtweisend an: „Bless you, Du hast wenigstens Haare auf den Zähnen, mein Jüngelchen, und das gefällt mir. Befände sich aber die Grethe hier, nämlich Deine verstorbene Mutter, die würde sagen: ‚Markolf,' würde sie sagen, ‚wenn Du dem leiblichen einzigen Bruder Deiner Mutter je begegnest und Du findest ihn nicht nach Deinem Geschmack und in ärmlichen Verhältnissen, so vergiß nicht, daß er mehr als doppelt so alt ist wie Du. Mag er als einfacher Tischler angefangen haben, so verstand er es

doch, einen Mann aus sich zu machen, der sich vor keinem anderen zu beugen braucht.' Doch setz' Dich, mein Jüngelchen. Trink' lieber einmal; das spült Dir die Raupen aus dem Kopf."

Markolf zitterte vor Zorn und Beschämung. „Ich bedaure, daß Sie sich unsertwegen in Unbequemlichkeiten und Kosten stürzten," begann er, als Martin ihn mit den Worten unterbrach:

„Gastfreundschaft ist in diesem Lande eine große Tugend, sie dagegen zu verschmähen, eine Beleidigung. Doch ich nehme es mit Dir nicht so genau. Wirst Dir überhaupt die heißen Hörner noch ablaufen müssen, bevor Du den ersten Cent mit rechtschaffener Arbeit verdienst. Also nochmals: setz Dich; trinke oder lasse es bleiben. Eins zusammen plaudern können wir trotzdem."

Markolf wechselte einen Blick mit dem überlegenderen Maurus, sah beinah scheu in die strafenden Augen Margaretha's, und von dieser am Rockzipfel heimlich gezogen, ließ er sich neben ihr nieder.

Martin aber sprach weiter, als habe überhaupt keine Störung stattgefunden: „Jetzt haben wir uns erst ordentlich kennen gelernt, und da ihr von mir, einem armen Teufel, nicht mehr erwartet, als einen guten Rath, so soll euch der nicht vorenthalten werden." Einige Sekunden weidete er sich an der auf den Zügen der Geschwister sich ausprägenden Spannung, ebenso lange an der gleichsam billigenden Gemüthsruhe Krehle's, worauf er fortfuhr: „Zunächst gefallt ihr beiden Jungens mir ausnehmend. Ihr seid kräftig gewachsen, habt eure gesunden Glieder und offenen Köpfe, und das ist die Hauptgrundlage, auf welcher man es in diesem Lande zu etwas bringt. Mit euren Geldmitteln sieht es wohl nicht sonderlich aus?"

„Ob viel oder wenig," antwortete Maurus kurz, „sie

werden vorhalten, bis wir Gelegenheit gefunden haben, unsere Fähigkeiten zu verwerthen."

„Ein stolzes Wort, bless you!" billigte Martin, und sein Antlitz wurde wieder ausschließlich von unschuldiger Neugierde beherrscht, „aber mit Worten allein ist nichts gethan, wenn die Groschen fehlen, um ihnen ein wenig Nachdruck zu geben. Da ihr indessen die Söhne meiner eigenen Schwester Grethe seid, so will ich selber euch, und zwar schon morgen, die Gelegenheit bieten, euer Brod zu verdienen."

Wiederum weidete er sich flüchtig an der Erwartung, mit welcher die Geschwister seinen ferneren Eröffnungen entgegensahen. Zugleich entzündete es sich in den seltsam verkniffenen Augen wie heimliches Frohlocken, und weiter hieß es: „Mein Geschäft hat sich nämlich in einer Weise vergrößert, daß einige neue Arbeiter mir willkommen wären. Da könntet ihr als Lehrlinge bei mir eintreten, und ich will nicht mit Ehren Martin Findegern heißen, wenn ihr binnen sechs Monaten Säge, Hobel und Winkelmaß nicht in einer Weise handhabt, als ob sie als Patheugeschenk euch in die Wiege gelegt worden wären. Auf dem Boden richte ich euch eine Kammer ein; für die Beköstigung sorge ich ebenfalls, was mir dadurch erleichtert wird, daß die Grethe der schwarzen Kleopatra in der Küche etwas zur Hand geht, wofür sie, gleich euch, ein bestimmtes Monatsgehalt bezieht. Sie als eine Lady erhält ihr Zimmer hier unten, sogar zwei, und die möbliren wir allmählig mit unserer Hände Arbeit. Seid ihr dann fleißig und sparsam, und habt ihr's bis zur Meisterschaft gebracht, so macht sich's vielleicht, daß ihr in Partnerschaft mit mir tretet. Der Herr Doktor übernimmt es dann wohl, das Schild über'm Thorweg umzuändern und mit schönen grünen, gelben und rothen Frakturbuchstaben d'rauf zu malen: ‚Erstes Sargmagazin und Möbel-

geschäft von Martin Findegern und Gebrüdern Durlach.' Bless you! Wie das vornehm klingt. Sogar eurem Vater Geheimrath würde das schmeicheln," und die blinzelnden Augen funkelten förmlich, ob in Begeisterung, Schadenfreude oder versteckter Bosheit, hätte höchstens Krehle zu entscheiden vermocht. Der aber saß da äußerlich eitel Würde, während er innerlich vollen Herzens sich an dem berechneten Verfahren seines pfiffigen Freundes ergötzte.

Während dieser langen Auseinandersetzung hatten die Brüder, wie ihren Sinnen nicht trauend, dagesessen. In Markolf war wieder das Blut der Entrüstung lebendig geworden, wogegen Margaretha nur mit Mühe einen Ausbruch ihrer nimmer rastenden Heiterkeit zurückhielt, und um Maurus' Lippen ein feines Lächeln schwebte. Seinen zur Nachsicht mit dem vermeintlich beschränkten Onkel rathenden Blicken war es auch zu danken, daß Markolf sich beherrschte und nicht vorgriff, als er höflich antwortete: „Gewiß ist Ihr wohlgemeinter Vorschlag anerkennenswerth, allein —"

„Allein für die Herren Söhne eines Geheimraths nicht recht geeignet," schaltete Martin munter ein, und wie nach einer anstrengenden Arbeit, den Cylinder lüftend, fuhr er mit dem hinter der Schürze hervorfliegenden roth und gelb geblümten Tuch über seine Stirne hin.

„Das wollte ich nicht sagen," lenkte Maurus unbeirrt ein, „es schwebte mir nur vor, daß wir für andere Berufe erzogen wurden, jetzt aber mit einem neuen zu beginnen — ich gebe ja gern zu, daß jedes Handwerk einen goldenen Boden hat — uns die Befähigung mangeln würde."

„Bless you!" nahm Martin Findegern schnell wieder das Wort, den Hut beinahe zu schief auf sein Haupt drückend, „ich kann's mir denken, der Vorschlag kommt

euch überraschend. Ihr bedürft der Zeit, um ihn von allen Seiten zu beleuchten. Rathsam ist es sogar, ihr bemüht euch zuvor vergeblich um andere Stellungen, da werdet ihr schon mürbe werden. Was ich aber einmal sagte, das gilt für alle Zeiten; vergeßt das nicht, wenn ihr jämmerliche Erfahrungen macht. Zwei Hobelbänke sind bald aufgestellt, und für gutes Handwerkszeug sorge ich ebenfalls. — Doch jetzt eine andere Frage: ihr könnt unmöglich von der Grethe verlangen, daß sie euch bei eurem Umherlaufen nach Brod überall hin begleitet, und sie allein in irgend einem Kosthause sitzen zu lassen, wäre noch unziemlicher. Da stelle ich ihr frei, mich täglich zu besuchen und sich bekannter hier zu machen. Hörst Du, Grethe? Gefällt es Dir dann bei mir, und Du hast Lust, Dir Dein Brod selber zu verdienen, so bist Du für die Zukunft bei dem leiblichen Bruder Deiner Mutter ebenso gut aufgehoben, wie an jedem anderen Ort. Nebenbei hinderst Du Deine Herren Brüder nicht in ihren freien Bewegungen."

Trotz des grimmig warnenden Zeichens, welches Markolf ihr verstohlen gab, antwortete Margaretha bereitwillig: „Ich komme gern, ich komme schon morgen. Die Aussicht, vereinsamt in einem fremden Hause unter fremden Menschen zu sitzen, erfüllte mich schon längst mit Besorgniß —"

„Bless you!" fiel Martin ihr ein wenig milder in's Wort, denn es mochte ihm sein, als hätte die eigene todte Schwester ihn durch die schönen, zutraulich lachenden blauen Augen angeblickt. „Besorgniß ist nichts für solch' junges frisches Ding. Muntere Dich also auf; und werden wir einig miteinander, so bleiben Einsamkeit, Furcht und Sorge Dir fern, dafür bürge ich, so lange ein Martin Findegern und ein Doktor Krehle unter diesem gesegneten Dach ihre gesunden Glieder zu rühren vermögen."

„Mir aus der Seele gesprochen," fügte Krehle erhaben schnarrend hinzu, „und besitzen Sie nur die geringste Anlage zum Malen, so werden Sie hier Ihre doppelte Befriedigung finden."

Diese Wendung des Gesprächs betrachteten die Brüder als eine günstige Gelegenheit, die Zusammenkunft, die ihnen schon viel zu lange dauerte, zum Abschluß zu bringen. Sie erhoben sich. Margaretha folgte ihrem Beispiel, und begleitet von Martin, der weder durch Blick noch durch Wort zu längerem Verweilen einlud, schritten sie nach dem Thorwege hinüber, wogegen Krehle, nachdem er sich mit einer anmuthigen Verneigung empfohlen hatte, ihnen von der Veranda aus mit der unerschütterlichen Gemüthsruhe der von ihm den Wänden aufgetragenen Heldengestalten aller Jahrhunderte nachsah.

Vor der Pforte trennte man sich von einander, auf der einen Seite mit steifer Höflichkeit, auf der anderen wunderlich herablassend. Die Thür fiel hinter den Scheidenden in's Schloß, und die Hände hinter der Schürze gesichert, wanderte Martin Findegern gemächlich nach der Werkstatt hinüber. Während er die Blicke nach allen Richtungen über den wüsten Platz hinschweifen ließ, thronte Selbstzufriedenheit auf seinen harten Zügen. Schadenfreude lugte verstohlen aus seinen beweglichen Augen; Spott webte um die schmalen Lippen.

Achtes Kapitel.

Wie Margaretha angekündigt hatte, so geschah es. Schon folgenden Tages wiederholte sie ihren Besuch in dem Schneckenhause, und abermals erwartete Martin Findegern in Hemdärmeln, blauer Schürze und hohem Hut sie vor der Thür seiner Werkstatt. Obwohl durch Hobel von dringender Arbeit abberufen, hätte man in seinem

verkniffenen Gesicht doch vergeblich nach einem Anklang von Mißmuth über die Störung gesucht. Unbewußt war er dem Zauber des Bildes eben erwachter holder Jungfräulichkeit unterworfen, welches sich vollkommen unbefangen und doch so sittig auf ihn zu bewegte. Mehr und mehr aber glätteten sich seine Züge, als er endlich unterschied, daß zwei unvergessene liebe Augen alter Zeiten die seinigen erwartungsvoll suchten, die bewegliche Gluth der runden Wangen bis unter das schlicht gescheitelte blonde Haar hinaufschlich, zwei lieblich geformte rosige Lippen zum freundlichen Gruß sich öffneten und schließlich eine kleine schmale Hand warm und zutraulich seine schwielige Faust ergriff.

„Bless you, Grethe, das ist lobenswerth von Dir," knüpfte Martin ungesäumt an die erste Begrüßung an, und wie beiläufig berührte er mit zwei Fingerspitzen die ihm zunächst befindliche blühende Wange, „Du beweisest wenigstens, daß die Geheimrathstochter sich des hart arbeitenden Tischleronkels nicht schämt, und das wird Dir noch einmal gesegnet sein. Bedenke ich aber Deine Brüder, die sich geberden, als gehörten zu 'nem rechtschaffenen Onkel Sammetweste und feine ziegenlederne Handschuhe, da mein' ich, daß sie noch recht bitteren Erfahrungen begegnen werden, bevor sie ein selbsterworbenes Stück Brod zum Munde führen."

„Einzelnes, was Ihnen an den beiden Brauseköpfen — und das sind sie, namentlich der Markolf — mißfällt, dürfen Sie nicht zu hoch anrechnen," entschuldigte Margaretha gleichsam mütterlich verständig, und offen und ehrlich sah sie in das mit eigenthümlicher Schärfe auf sie blinzelnde Auge; „denn im Grunde sind sie herzensgute Jungen und von einer rührenden Besorgniß um mich. Offenbarten sie aber keine Vorliebe für ein achtbares Handwerk, so ist das wohl darauf zurückzuführen, daß

sie bisher in verhältnißmäßig glänzender Lage lebten, was eine gewisse Verwöhnung zur Folge haben mußte."

„Nun ja, weil Du es behauptest, will ich's gelten lassen," versetzte Martin nicht kalt und nicht warm, „und die Söhne meiner Schwester bleiben sie ja trotzdem. Aber immerhin: wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Von Dir erwarte ich dagegen, daß Du nie und zu keiner Zeit auf sie einredest, um sie anderen Sinnes zu machen. Bless you! Sie sind alt genug, um zu wissen, was ihnen dient, und ohne rechte Lust zur Sache würden sie nicht einmal lernen, den Leim kunstgerecht warm zu machen, ohne ihn zu verbrennen. Auch Dir wird die Sargfabrikation wohl ein Gräuel sein?"

„Ein Gräuel gerade nicht," antwortete Margaretha treuherzig, dem Examen Martin's sich ahnungslos unterwerfend, „leugnen darf ich freilich nicht, daß der Anblick eines Sarges mich jedesmal peinlich berührt."

Martin lachte in sich hinein, wie wohl geschieht, wenn man sich an den ersten Sprechversuchen eines Kindes ergötzt. Dann die Brauen nach der Stirn hinaufschraubend, eine Bewegung, welche sich der ganzen Kopfhaut und damit dem schwankenden Cylinder mittheilte, hob er feierlich belehrend an: „Der Mensch gewöhnt sich an Alles. Sogar die Gemahnung an die ewige Ruhe kann Einem recht komfortabel werden. Doch da wir einmal davon reden, möchten wir lieber gleich 'ne Probe machen, ob Du es in der Nachbarschaft von Särgen überhaupt aushalten könntest."

Sie waren in die Werkstatt eingetreten, wo Krehle eben mit dem Lackieren eines Sarges fertig geworden war. Beim Anblick Margaretha's legte er sein rundes Gesicht nach besten Kräften in würdevolle Falten. Dem entsprechend klang auch der Gruß, welchen er in Begleitung einer höflichen Verneigung ihr zurief.

„Guten Tag, Herr Doktor," erwiederte Margaretha, und zu ihm hinüberschreitend, reichte sie ihm mit ihrem süßesten Kinderlächeln die Hand. „Wie die neuen Bretter und Hobelspäne kräftig duften," fuhr sie lebhaft fort, und zu Martin gewendet: „Daran würde ich mich sicher sehr bald gewöhnen."

Bis dahin hatte Martin Findegern seine junge Nichte und Krehle mit ängstlicher Spannung überwacht. Erst als er sie Hand in Hand stehen sah, wich die kleine Wolke der Beklemmung von seiner Stirn. Ueber Margaretha's Haupt hinweg blinzelte er sogar dem alten Genossen zu, was dieser in die Worte übersetzte: „Mit der wollen wir schon fertig werden."

„Und dennoch lernte ich nie einen Menschen kennen, der vom Geruch allein hätte leben können," knüpfte er, zu Krehle gewendet, an Margaretha's Bemerkung an, „Sie haben daher wohl die Güte, Herr Doktor, für einige Erfrischungen, so gut unser bescheidener Haushalt sie aufzuweisen hat, Sorge zu tragen," und nachdem Krehle, der leicht begriff, daß er mit seiner Nichte zum Zweck einer ernsten Prüfung allein zu sein wünschte, sich bereitwillig entfernt hatte, wieder zu Margaretha: „So, jetzt sind wir unter uns. Da wollen wir so recht frei von der Leber herunterreden. Der Doktor wäre dabei zwar nicht hinderlich gewesen; allein für Manches, was ich mir mit großem Fleiß in meinem Kopf zurecht legte, besitzt er doch nicht das richtige Verständniß, wie man ein solches bei einem studirten gelehrten Herrn und großartigen Künstler voraussetzen sollte."

Aufmerksam, als wären die Lippen des wunderlichen alten Junggesellen der Urquell aller Weisheit gewesen, lauschte Margaretha seinen lebhaften Mittheilungen. Das auf ihrem holden Antlitz schwebende Lächeln des Ergötzens verschärfte sich zwar zuweilen in einer Weise, daß sie ge-

zwungen war, die Lippen ein wenig fester aufeinander zu legen, um indessen alsbald wieder in das einer aufrichtigen Achtung überzugehen.

Sie überschritten die Schwelle des Magazins, und weiter sprach Martin, indem er die Hand im Kreise schwang: „Betrachte die Särge einmal ordentlich — an die achtzig Stück müssen es sein — wie sie sauber gefugt, ausgekehlt und lackiert dastehen. Sie sind dazu bestimmt, in der Erde zu verwesen, wo kein menschliches Auge sie mehr sieht. Trotzdem wäre es sündhaft, sie saumselig zusammen zu schlagen. Es erschiene wie Betrug an Denjenigen, die einst darinnen schlafen sollen. Eine gute Anzahl ging unter meinen eigenen Händen hervor, und keinem einzigen schraubte ich für den vorläufigen Zweck den Deckel auf, ohne einen freundlichen Wunsch für Denjenigen hineinzusprechen, der über kurz oder lang darinnen schlafen soll. Auch bedachte ich, wer das wohl sein möchte, und daß er zu derselben Zeit vielleicht munter auf der Straße umherstolzierte, während ich hier sein letztes Haus anfertigte; und gerade um solcher Gedanken willen ist mir diese Art Arbeit eine Freude geworden, daß ich nicht mehr davon lassen könnte."

Eine kurze Pause ließ Martin eintreten, um einen argwöhnisch blinzelnden Seitenblick auf Margaretha's Antlitz zu werfen. Da er aber in demselben nichts Anderes entdeckte, als ungeheuchelte freundliche Andacht, nahm er mit erhöhter Zuversicht einen neuen Anlauf: „Jetzt betrachte Dir die kleinen Särge da hinten, namentlich die ganz kleinen, und sage, ob die etwas Schreckhaftes an sich haben. Als ich die zusammenstellte, bot ich meine ganze Kunst auf. Sogar mit den Hammerschlägen meinte ich sorgsamer verfahren zu müssen, auf daß der Ton nicht in dem Holz drinnen bleibe, um hinterher den Schlaf solch' verfrüht heimgegangener Mutterfreude zu stören; suchte auch stets

die weichsten Hobelspäne zur Unterlage für die kleinen Dinger aus, um sie recht sanft zu betten. Der Doktor hätte freilich dafür kein Verständniß, würde es auch nie gewinnen, obwohl er sonst ein getreuer Freund und vorzüglicher Maler —"

Hier unterbrach Martin seine Belehrungen durch halbunterdrücktes herzliches Lachen. Wie in das Anschauen eines ihm vorschwebenden freundlichen Bildes versunken, reckte er mit Daumen und Zeigefinger sein bescheidenes Kinnbärtchen ein wenig aus und fügte hinzu: „Sogar meinen eigenen Sarg habe ich mit rechter Liebe angefertigt, und zwar nach gutem deutschen Muster mit hohem Deckel, und nicht weniger als viermal, und habe jedesmal ein Viertelstündchen zur Probe darin gelegen, das heißt, wenn der Doktor gerade nicht zur Hand war. Doch was half's? Bless you! Dreimal kamen betrübte Menschen, die sie mir mit Gewalt abkauften, bis endlich der Doktor — ich hätt's ihm kaum zugetraut — den letzten für mich sicherte. Da drüben in der Ecke steht er, sieh nur hin. Mit Rosenguirlanden bemalte er ihn auf allen Seiten; dazu brachte er auf dem Kopfende das Bildniß eines Hobels und zu Füßen das von Zirkel und Winkelmaß an. Er meinte, jetzt würden die Fremden die Hände wohl davon lassen, und damit hatte er vollkommen Recht. Außerdem kann ich jetzt nicht in einem ungeschmückten Sarge beerdigt werden; denn da ich den Doktor unbedingt überlebe — er behauptet zwar das Gegentheil — so wäre Keiner dagewesen, der mir auch nur einen Klettenbusch mit in die Erde hinabgegeben hätte." Er sah scheu um sich, blinzelte Margaretha verschmitzt zu und bemerkte: „Du wirst jetzt ungefähr wissen, ob die Nachbarschaft der vielen Särge Dir großen Gräuel bereitet, und darnach überlegen, bevor Du Dich entschließest, es einmal mit uns hier zu versuchen."

Da ergriff Margaretha Martin's Hand, daß er schier betroffen dareinschaute, und indem sie den Rückweg durch die Werkstatt einschlugen, erklärte sie zutraulich mit großer Entschiedenheit: „Der Zeit zum Ueberlegen bedarf es bei mir nicht. Wollen Sie mir ernstlich eine Zufluchtsstätte unter Ihrem Dache gewähren, so nehme ich es mit dankbarem Herzen an. Die Särge haben den letzten Schrecken für mich verloren; und gleichviel, welchen Wirkungskreis Sie mir anweisen: Sie werden stets eine dienstwillige Nichte in mir finden."

Da drückte Martin die kleine Hand ein wenig fester, ließ sie aber alsbald wieder sinken, und vor Margaretha hintretend, blickte er neugierig in die guten fröhlichen Augen.

„Und dennoch gibt es für Dich Mancherlei zu überlegen," hob er an. „Du stammst, wenigstens väterlicherseits, aus einer vornehmen Familie, nebenbei aus glänzenden Verhältnissen. Hier dagegen findest Du, außer dem allerdings mit etlichen Schrullen behafteten, sonst aber sehr umgänglichen Doktor, nur einen einfachen alten Handwerker mit hausbackenen Manieren, der keine großen Sprünge machen kann." Hier wich er den unschuldigen blauen Augen aus, als hätte er nach der letzten Bemerkung den klaren, offenen Blick nicht zu ertragen vermocht, und halb über die Schulter sprach er weiter: „Noth sollst Du indessen nicht leiden, und wäre ich gezwungen, eine kleine Hypothek auf mein leider bis über den Kopf verschuldetes Grundstück aufzunehmen. Und schließlich stände Dir ja frei, wenn Du nicht Alles nach Deinem Sinne finden solltest, Dich nach einer anderen Gelegenheit umzuthun, wobei ich Dir von Herzen gern behilflich wäre."

Seite an Seite hatten sie sich wieder in Bewegung gesetzt.

„So weit wird es wohl nicht kommen," erwiederte

Margaretha, und der Gesang einer zum Himmel steigenden Lerche hätte nicht glücklicher und sorgenfreier klingen können, als ihre Stimme; „es handelt sich jetzt also nur noch um die Bestimmung des Tages, an welchem ich übersiedeln soll."

Vor ihnen lag die Veranda, auf welcher Krehle mit der Haltung eines römischen Imperators die Hände der schwarzen Kleopatra überwachte, die auf dem Tisch das einfache Gedeck und die Speisen ordnete.

Martin war stehen geblieben, und das eine Auge schließend und mit dem anderen gen Himmel stierend, das Kinnbärtchen dagegen wie in Zweifel sanft ausreckend, sprach er nachdenklich: „Laß mich sehen. Deine Wohnung steht noch voller Särge, die müssen zuvor ausgeräumt werden, und das erfordert einen Tag. Dann gilt's zu säubern. Auch wird der Doktor es sich wohl nicht nehmen lassen, die Wände mit einigen schönen Gemälden zu versehen, da sparen wir zugleich das Tapezieren. Und was die Möbel anbetrifft — bless you — Du bist ja zu verständig, um hohe Ansprüche zu erheben. Da finden wir aus unserem alten Vorrath wohl noch so viele heraus, wie dazu gehören, Deine beiden Zimmer für den Anfang nothdürftig einzurichten. Was fehlt, schaffen wir allmählig an, da freut man sich um so mehr über jedes neue Stück. Sagen wir also — heute ist Sonnabend — daß Du am nächsten Donnerstag einziehst. Bist Du erst da, so sehen wir weiter. Und noch eine Frage," hier funkelte Martin's Beobachtungsauge förmlich gierig zwischen den zwinkernden Lidern hervor, „hast Du zu Hause Musik betrieben? Ist mir doch, als gab Dein Vater einst Deiner Mutter ein Piano zum Angebinde, denn die verstand sich darauf."

„Seit meiner frühesten Kindheit wurde ich zum Klavierspiel angehalten, so daß ich mit dem fünfzehnten Jahre schon etwas Nachhilfeunterricht ertheilen konnte," antwortete Margaretha strahlenden Blickes.

„Um so besser. Da wird dann wohl ein Instrument beschafft werden müssen, wie es gerade zu der Ziehharmonika des Doktors paßt; denn auf diesem Instrument ist er ein beinah ebenso großer Meister, wie in der Malerei. Das kostet freilich einen Haufen Geld, allein ich weiß eine Stelle, wo man dergleichen auf Abzahlung kauft. Doch das eilt nicht, bless you! Wir müssen hinauf zum Essen, oder der Doktor wird ungeduldig. Bei allen seinen Verdrehtheiten hält er auf Ordnung und Pünklichkeit."

Damit war das Uebereinkommen zwischen Onkel und Nichte besiegelt, und gleich darauf setzten sie sich gemeinschaftlich mit Krehle zu Tisch. Lange blieben sie dort beisammen, länger, als im Grunde mit der Lage Jemandes vereinbar, der von der Hand in den Mund zu leben behauptete. Wenn aber Margaretha immer mehr den Eindruck gewann, mit den beiden alten Junggesellen, trotz deren endlosen Seltsamkeiten, einen recht freundlichen Verkehr aufrecht erhalten zu können, so hätte selbst Krehle aus Martin Findegern's Zügen nichts herausgelesen, wie weit sein Wohlwollen für die bis zum Muthwillen fröhliche Nichte reichte. Sein wiederholtes Blinzeln, Lächeln und verschmitztes Grinsen konnte ebenso gut als ein Ausdruck der Befriedigung, wie des Spottes und versteckten boshaften Triumphes gelten. —

Abermals gab Martin seiner jungen Verwandten das Geleite bis in die offene Pforte. Dann schied sie von ihm mit dem beruhigenden Bewußtsein, eine Heimstätte gefunden zu haben, auf welcher sie kaum noch empfand, von dem Geschick vereinsamt in die Welt hinausgestoßen worden zu sein. Was auch immer wunderlich und schrullenhaft an den beiden alten Hausgenossen, unter deren Schutz sie hinfort leben sollte: für Alles hatte sie die günstigste Deutung.

An dem bestimmten Tage stellte Margaretha sich mit ihrem Koffer zur festgesetzten Stunde in dem Schnecken-

hause ein. Maurus und Markolf, die sich bis dahin nicht mehr bei dem rücksichtslosen Verwandten hatten blicken lassen, begleiteten sie, um sich über die Art ihres Unterkommens Gewißheit zu verschaffen. Zu ihrem Erstaunen hatte Martin sie zuversichtlich erwartet. Bereitwillig führte er sie in die für Margaretha bestimmten Zimmer, die allerdings nur nothdürftig möblirt waren, trotzdem aber einen freundlichen Eindruck hervorriefen. Ein starker Terpentin- und Oelfarbenduft mußte freilich mit in den Kauf genommen werden, indem die Wände mit zahlreichen Bildern und Skizzen bedeckt worden waren, die noch der künstlerischen Ausführung bedurften. Da aber Krehle mit dem vornehmen Anstande eines gefeierten Künstlers betheuerte, daß ein derartiger Duft nichts weniger als gesundheitsschädlich sei, was Martin Findegern aus vollem Herzen bestätigte, so beeinträchtigte dieser Umstand nicht im Entferntesten die überaus heitere Stimmung, in welcher man jedes einzelne Bildniß betrachtete und die dasselbe schaffende Hand — zu der beiden alten Knaben heimlichem Entzücken — als hervorragend begabt pries. Die Brüder beruhigte besonders die herzliche Befriedigung, mit welcher Margaretha der kommenden Tage gedachte. Das Bewußtsein, bei ihren ferneren Bewegungen einer großen Sorge überhoben zu sein, erweckte sogar ein gewisses Dankbarkeitsgefühl in ihnen, so daß sie die wiederholten versteckten Angriffe Martin's mit etwas mehr Gleichmuth ertrugen. Die einzige Rache, welche sie sich heute erlaubten, bestand in dem Bekenntniß, auch ohne fremden Rath Stellungen gefunden zu haben, wie sie ihren Neigungen und Fähigkeiten mehr entsprächen, als das Tischlergewerbe.

Bei dieser unerwarteten Nachricht ließ Martin die Arme schlaff an seinem Körper herunterfinken. Bittere Enttäuschung prägte sich in seinen Zügen aus, indem er Maurus durchdringend ansah. So stand er eine Weile,

wie in seinem erfinderischen Kopf nach einer Angriffswaffe suchend. Plötzlich sprach er ingrimmig: „Ich darf wohl wissen, für welches Metier Du Dich entschieden hast, und obenein ohne das Gutachten Jemandes einzuholen, auf dessen Gewissenhaftigkeit ihr hättet Häuser bauen können."

„Gewiß dürfen und sollen Sie das," antwortete Maurus zuvorkommend, „in der Nachbarschaft lagert ein gewisser Colonel Rutherfield mit seinem Regiment. Zu ihm ging ich und brauchte nur meine heimathlichen Militärpapiere vorzuzeigen, um sofort eine Lieutenantsstelle zugesichert zu erhalten. Meine Uniformen sind bereits in Arbeit. Binnen wenigen Tagen marschire ich mit meinem Regiment gegen den Feind."

„So?" murmelte Martin gedehnt, indem er die Geschwister nach der Veranda hinausführte, wo sich Alle niederließen, um dieses Mal den angebotenen Trunk nicht abzulehnen. „Also Lieutenant? Bless you! Das mag freilich mehr nach Deinem Geschmack sein." Er verbiß seinen Zorn, so gut es gehen wollte, und fügte spöttisch hinzu: „Ich kalkulire, das war ein unüberlegter Streich; denn wer's nicht nöthig hat, läßt sich im Allgemeinen nicht muthwillig todt oder gar zum Krüppel schießen. Das soll mich indessen nicht hindern, Dir recht viel Vergnügen zu der neuen Ehre zu wünschen," und beide Fäuste mit Heftigkeit hinter die Schürze schiebend, zu Markolf gewendet: „Du hast Dich ebenfalls für den Krieg einfangen lassen?" und leichtfertig antwortete dieser:

„Ich lernte daheim genug von dem Soldatenstande kennen, um meine ungebundene Freiheit höher zu stellen, als das Beugen unter eine eiserne Disziplin. Ich zog daher vor, in den Dienst der St. Louis-Pelzcompagnie zu treten. In der nächsten Woche geht es den Missouri hinauf nach Fort Pierre, einer Pelztauscherstation."

„So?" sprach Martin Findegern abermals höhnisch,

„nach dem oberen Missouri, um Dir von den Wilden die Haut sammt den Ohren vom Kopf herunter schälen zu lassen. Bless you! Meinetwegen geht zum Teufel selber. Ihr könnt wenigstens behaupten, nicht ungewarnt in euer Unglück gerannt zu sein. Bei Gott! Ich hätte den Söhnen meiner Schwester Grethe Besseres gegönnt —"

„Aehnliches sagte ich ihnen bereits," hob Margaretha klagend an, als Martin unwirsch einfiel:

„Laß' sie. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Du aber tröste Dich mit dem Gedanken, daß die beiden Landstreicher früher wieder da sind, als wir sie erwarten; da wird die blaue Schürze ihnen vielleicht mehr zusagen. Was meinen Sie dazu, Herr Doktor?"

Krehle drehte seinen Schnurrbart mit der Miene eines auf seinen Lorbeeren gemächlich rastenden Welteroberers empor und erklärte orakelhaft: „Das beruht auf Ansichten. Trügen sich alle Menschen mit denselben Ansichten, so lebten wir wie im Paradiese und es gäbe keine Kriege mehr. Die edle Kunst könnte ungehemmt gepflegt werden, und der warme Naturbewunderer dürfte sich ohne Gefahr mitten unter Menschenfressern niederlassen," und die Bewegung des Mundwinkels galt diesmal der Art, auf welche er sich, ohne Jemand zu nahe zu treten, seiner Aufgabe entledigt hatte.

„Da hört ihr's," nahm Martin schnell wieder das Wort, „wenn ein Mann, wie der Herr Doktor, so spricht, muß es seinen guten Grund haben."

Er sah vor sich nieder, nicht achtend der beiden jungen Männer, die spöttische Blicke wechselten, nicht achtend Margaretha's, die sie mit Stirnrunzeln strafte. Sein hartes Gesicht glühte förmlich vor heftiger Erregung. Wie in Zweifel über irgend eine Frage, blinzelte er bald mit dem einem, bald mit dem anderen Auge von unten herauf, und jedesmal traf ein Zornesblitz einen der

Brüder. Plötzlich erhob er sich, um alsbald im Hause zu verschwinden, kehrte aber schon nach einigen Minuten zurück. Die Hände hatte er hinter dem Schürzenlatz hervorgezogen; trotzdem erschien derselbe noch aufgebauscht. Sein Gesicht trug dagegen das altgewohnte Gepräge einer Mischung von Spott, Schadenfreude, Verschmitztheit, Harmlosigkeit und Bosheit. Auch seine Stimme hatte ihren früheren Klang zurückgewonnen, indem er, sich niederlassend, anhob: „Als ich vor so und so viel Jahren mich zur Auswanderung entschloß, erhielt ich von eurem Vater, dem Herrn Geheimrath, vierhundert preußische Thaler vorgeschossen," und flüchtig verschärfte sich der Ausdruck von Bosheit. „Damit fing ich an und hab' seitdem redlich Haus gehalten. Das angerissene Kapitälchen ergänzte ich bald genug; dann fügte ich allmählig die Zinsen bei, weil ich es nicht als mein Eigenthum betrachtete. Ich rechnete nämlich darauf, es dereinst auf die eine oder die andere Art dem Herrn Geheimrath oder seinen Erben zurückerstatten zu können" — hier gewann der Zug der Verschmitztheit den Vorrang — „weshalb ich mich jetzt glücklich schätze, endlich meine Schuld in Ehren abzutragen." Er schöpfte Athem, räumte Spott und Schadenfreude vorübergehend die erste Stelle ein, um demnächst mit an Einfalt grenzender Harmlosigkeit fortzufahren: „Die Abzahlung hätte ich zwar lieber bis zu einer Zeit, verschoben, in welcher das Geld euch von größerem Nutzen gewesen wäre; da ihr aber entschlossen seid, eure Haut um nichts auf den Markt zu tragen, ich hingegen nicht will, daß ihr aus diesem Leben scheidet, ohne mich als einen ehrlichen Mann kennen gelernt zu haben, so ist es am besten, ich mache gleich klaren Tisch. Damit erlöschen zugleich alle Beziehungen zwischen euch und dem alten Tischlergesellen, wogegen ich meinem Schöpfer auf den Knieen danke, die schwer drückende Last von meiner Seele

herunter gewälzt zu haben. Außerdem kommt euch das Geld gerade jetzt wohl am gelegensten."

Die Geschwister sahen sich gegenseitig erstaunt an. Keinem stand eine Erwiederung zu Gebote. Wie ihren Sinnen nicht trauend, überwachten sie den wunderlichen Verwandten, der eine Rolle Geld nach der anderen hinter der Schürze hervorzog und vor sich auf den Tisch legte.

„Sechshundert Dollars," sprach er, nachdem der Vorrath erschöpft war, so gleichmüthig, als hätte er über einen Korb voll Sägespäne verfügt, „sechshundert in runder Summe, die Zinsen mit eingerechnet. Theilt euch das Geld als euer euch rechtlich gebührendes Eigenthum, und macht den besten Gebrauch davon. Für die Grethe wird anderweitig gesorgt werden, und noch bin ich ja arbeitsfähig. Quittung brauche ich ebensowenig, wie einst der Geheimrath, und damit ist, Gott sei Dank, die leidige Angelegenheit zum endgiltigen Abschluß gelangt."

Noch immer sahen die Brüder verstört in das harmlos grinsende verkniffene Gesicht; endlich aber erklärte Maurus ablehnend: „Unser Vater war ein durchaus vornehmer Charakter. Ihm darf nicht zugetraut werden, daß er dem bedürftigen Bruder seiner Frau die vierhundert Thaler nur als Darlehen einhändigte, uns aber nicht, gewissermaßen in seinem Namen, einmal Geschenktes zurückzunehmen."

„Bless you! Ein vornehmer Charakter?" fuhr Martin heftig auf, mäßigte sich indessen alsbald wieder und fügte spöttisch hinzu: „Nun ja, ich lernte die Vornehmheit an ihm kennen. Doch ob geschenkt oder geborgt: weist ihr das Geld zurück, so wird es unehrlich, und unehrlich Gut dulde ich nicht in meinem Hause. Mit meiner Hände Arbeit schlage ich mich recht und schlecht durch's Leben; trotzdem besitze ich so gut meinen Stolz, wie jeder Geheimrathsjunge. Indem ihr meinen Rath verschmähtet, und

wohlgemeint war er obenein, sagtet ihr euch von mir los, und ich bin nicht der Mann dazu, einmal abgebrochene Verbindungen um jeden Preis wieder zusammen zu leimen. Gute Freunde können wir deshalb immer noch bleiben und 'nen anständigen Gruß miteinander wechseln, schon allein um der Grethe willen, die hier unter diesem Dach eine friedliche Heimstätte finden soll. Im Uebrigen werden wir uns gegenseitig schwerlich viel hindern, und damit ist euch sicher am meisten gedient. Herr Doktor, Sie sind ein studirter Mann und Künstler, was sagen Sie dazu?"

Krehle strich seinen Knebelbart mit unnachahmlicher Würde und antwortete bereitwillig: „Stolz liebe ich den Spanier, stolz aber auch den Tischlergesellen."

„Da habt ihr's, bless you," hob Martin Findegern, durch Krehle's Ausspruch sichtbar geschmeichelt und befriedigt, in scharfem Tone an, als Maurus, nunmehr ebenfall erregt, ihn mit den Worten unterbrach:

„Sie mißverstanden mich —"

Martin ließ die flache Hand etwas schwerer auf den Tisch sinken. „Kein Mißverständniß, junger Mann," sprach er ungeduldig, doch gelangte jetzt auch bei ihm eine gewisse Würde zum Durchbruch, „was Du sagst, ist nicht das, was Du denkst, und ich bin alt genug, um zwei solch' jungen Burschen mitten in's Herz hinein zu sehen, und was ich da entdecke, ist meine Sache. Soll ich dereinst meine Augen in Frieden schließen, so muß ich das Geld eures Vaters zuvor auf die eine oder die andere Art losgeworden sein. Jetzt entscheidet euch, damit die Angelegenheit um eurer guten Schwester willen aus der Welt kommt."

„Seid nicht einfältig," raunte Margaretha Maurus dringlich zu, denn sie fürchtete für ihre kaum gewonnene Zufluchtsstätte, zumal ihr Vertrauen zu dem alten Sonderling sich immer mehr befestigte, „nehmt's doch; er ist ja euer leiblicher Onkel."

Bevor ein anderes Wort laut wurde, erhob Martin Findegern sich geräuschvoll. Die Fäuste hinter die Schürze gezwängt, betrachtete er die jungen Männer geringschätzig. Ein milderer Blick traf Margaretha. Dann bemerkte er eigenthümlich boshaft grinsend, während er zugleich das dünne Kinnbärtchen ausreckte: „Ich gehe jetzt nach der Werkstatt. Der Herr Doktor wird mich begleiten, damit ihr allein seid. In fünf Minuten bin ich zurück. Bis dahin könnt ihr euch geeinigt haben. Für mich verlange ich nur — und hier im Schneckenhause, so benannt und gezeichnet von Herrn Doktor Krehle" — und er wies auf die Riesenschnecke oberhalb der Thür — „bin ich Herr — von dem Gelde nichts mehr zu sehen oder zu hören."

Genau fünf Minuten blieben die beiden seltsamen alten Knaben fort. Als sie wieder auf der Veranda erschienen, überzeugten sie sich auf den ersten Blick, daß das Geld verschwunden war. Zu welchen energischen Vorstellungen und ungestümen kindlichen Drohungen Margaretha gegriffen hatte, um die störrischen Brüder zum Nachgeben zu bewegen, darnach fragte Niemand. Eine regere Unterhaltung wollte indessen nicht mehr in den Gang kommen. Die Brüder empfahlen sich daher frühzeitig, worauf Margaretha zu Werke ging, unter Kleopatra's Beihilfe sich in ihrer Wohnung einzurichten.

Nur einmal noch sprachen Maurus und Markolf in dem Schneckenhause vor, um der Schwester Lebewohl zu sagen. Ersterer trug bereits Uniform, wogegen Markolf sich zur Fahrt nach dem „Fernen Westen" gerüstet hatte. Margaretha weinte bitterlich.

Als die jungen Männer ihm zum Abschied die Hand reichten, schaute Martin Findegern listig vergnügt darein. Dank für die ihrer Schwester zugewendete Sorgfalt lehnte er gleichmüthig ab. Sein letztes Wort war, daß sie sich um deren Zukunft nicht zu beunruhigen brauchten, sie

daher nichts hindere, um so aufmerksamer zu ihren eigenen Wegen zu sehen.

Neuntes Kapitel.

Zwei Jahre waren seit Margaretha's Uebersiedelung nach dem Schneckenhause verstrichen — der furchtbare Bürgerkrieg neigte sich seinem Ende zu — und bis jetzt hatte sie nie die kleinste Ursache gefunden, ihren Entschluß zu bereuen. Ohne große Anstrengungen, allein ihren ebenso treuherzigen wie muthwilligen Regungen nachgebend, war es ihr in der That gelungen, sich eine gewisse Herrschaft über die beiden alten Junggesellen anzueignen. Es bekundete sich dies schon allein darin, daß Beide alles Mögliche aufboten, ihre Umgebung immer freundlicher zu gestalten. Wie aber ihre in den farbenreichsten möglichen und unmöglichen Bildern prangende und mit einer vollständigen Möbeleinrichtung versehene Wohnung, hatte auch der hinter dem Hause sich ausdehnende Garten im Umfange eines Morgens von Grund aus eine Wandlung erfahren. Die Pfirsich- und Apfelbäume behaupteten zwar nach wie vor ihr Ansehen, dagegen war das in ihrem Bereich befindliche Land so dicht mit jungen Bäumen und Ziersträuchern bepflanzt worden, daß schon jetzt, im zweiten Sommer, die Kieswege hier und da beschattet wurden, und die kleinen Rasenflächen an Frische mit Blumenbeeten und sich verdichtenden Lauben gleichsam wetteiferten. Außerdem war das vierblätterige Kleeblatt, zu welchem die heiteren Gestalten der beiden alten Junggesellen, der schwarzen Kleopatra und Hobels sich einten, noch um eine fünfte vermehrt worden, die an Seltsamkeiten nichts zu wünschen übrig ließ. Der fünfzehnjährige verwaiste Neffe Kleopatra's war es, ein im Wachsthum zurückgebliebener, wunderbar beweglicher, jederzeit zu den muthwilligsten

Streichen aufgelegter schwarzer Kobold, wie man auf Grund seines Scharfsinns und großer Zuverlässigkeit keinen geeigneteren Laufburschen hätte auftreiben können. Durch die beiden alten Knaben, die nach verschiedenen Grundsätzen und daher stets hadernd seine höhere Ausbildung überwachten, vollständig verzogen, hatte er sich vor Allem eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt. Abwechselnd wohnte er im Schneckenhause, dann bei seiner ihn nicht minder verzärtelnden Tante in der Stadt, und endlich bei einem auf der anderen Seite des Mississippi lebenden Onkel. Ursprünglich hieß er Washington, was Krehle, dessen Ansichten nach dieser Richtung hin stets als maßgebend galten, für Profanirung erklärte und ihn daher zu Aller Befriedigung, mit Rücksicht auf sein unstetes Umherschweifen, Fegefeuer taufte.

So lebte Margaretha, gemäß ihrer eigenen Behauptung, wie im Paradiese, zumal ihre Ansprüche nie über die bescheidensten Grenzen hinausreichten. Nur die Erinnerung an die Brüder trübte zuweilen ihren Frohsinn. Von Maurus wußte sie zur Zeit nicht mehr, als daß er, längst Kapitain, mit einem geheimen Auftrage in das Innere des Staates Missouri entsendet worden sei, wogegen der abenteuerlustige Markolf, von dem sie überhaupt sehr selten Nachricht erhielt, vor Monaten geschrieben hatte, daß es ihm vortrefflich ergehe, und er die vollste Befriedigung in seinem Berufe als Jäger, Pelztauscher und Fallensteller finde. Doch wie lange konnten derartige zweifelhafte Beruhigungen nur vorhalten! —

Die Feierabendstunde eines sonnigen Septembertages hatte noch nicht geschlagen. Still lag der große wüste Platz vor dem Schneckenhause, still das Haus selbst. Das Siegesbanner, welches bei den sich häufenden Erfolgen der unionistischen Armeen, trotz aller Anfeindungen und ernsten Drohungen, beinahe täglich von dem begeisterten

Martin Findegern gehißt wurde, wehte feierlich in der erwachenden Abendbrise. Von der Werkstatt her tönte das Schnarren einer Säge über den Vorplatz. Kurz zuvor hatten sich mit demselben in unregelmäßigen Zwischenräumen die dünnen Akkorde eines Klaviers geeinigt, welche unter den noch ungeübten Händen einer von Margaretha überwachten Schülerin hervorgehend, durch die offenen Fenster in's Freie drangen. Ein mit großer Fertigkeit vorgetragenes Musikstück folgte, dann waren Lehrerin und Schülerin durch die Hinterthür in den neu entstandenen Garten hinausgewandelt.

Wohl zehn Minuten waren seitdem verstrichen, als die Straßenpforte behutsam geöffnet wurde, und ein schwarzer Wollkopf sich durch die entstehende Spalte hereinschob. Nachdem derselbe mit den lustigen Glotzaugen nach allen Richtungen über den verödeten Platz hingespäht hatte, folgte eine barfüßige, nur mit blauem Hemd und ähnlichen kurzen Beinkleidern ausgerüstete kleine, jedoch kräftig gebaute Gestalt nach. Vorsichtig schlich sie in's Haus. Den Flur betretend, überzeugte sich Fegefeuer, daß er nicht überwacht werde, und gleich darauf befand er sich auf der Veranda. Bis an den Ellenbogen schob er den Arm in die unergründliche Tasche seiner Beinkleider und brachte nach kurzem Umhertasten zwei in Briefform zusammengelegte Papiere zum Vorschein. Zweifelnd hielt er sie nebeneinander, zuerst die längeren, dann die schmaleren Seiten. Nachdem er sich solcher Art überzeugt hatte, welches der kleinere Brief, aber auch, daß dieser keine Aufschrift trug, ließ er den größeren wieder in der Tasche verschwinden. Abermals lauschte und spähte er flüchtig, und mit den Bewegungen einer Katze schlich er nach dem äußersten Ende der Veranda hinüber. Dort schob er den Brief dicht oberhalb des in die Wand eingelassenen Geländertheils in eine durch allmähliges Verwittern des

Holzes entstandene Fuge, und zwar so tief, daß das Papier sich nur noch als feiner weißer Streifen auszeichnete. Damit war seine vorläufige Aufgabe erfüllt. Um sich für sein schlaues Verfahren zu lohnen, begann er unverweilt im schnellsten Takt eine lebhafte Melodie zu pfeifen, zugleich aber nach Negerart auf derselben Stelle einen Yankee-Doodle zu tanzen, und zwar beides mit einer solchen Gewandtheit, daß schwer zu entscheiden gewesen wäre, ob die unerhört beweglichen dicken Lippen oder die flinken Plattfüße mit den stattlich ausgebildeten Fersen größere Bewunderung verdienten. Der lustige schwarze Kobold hatte sich schließlich so sehr in sein tolles Gebahren vertieft, daß er nicht hörte, wie die Hinterthür des Hauses geöffnet wurde, auf dem Flurgange leichte Schritte sich näherten, und endlich Margaretha in Begleitung einer jungen Amerikanerin auf die Schwelle trat. Beim Anblick des in voller Arbeit begriffenen Kobolds lachte Margaretha herzlich, wogegen ihre Begleiterin mit unverhohlenem Widerwillen auf die ergötzliche Scene niedersah. Es bildeten die beiden Mädchengestalten überhaupt einen Kontrast zu einander, wie er nicht augenfälliger zu einem Vergleich hätte herausfordern können. Denn war Margaretha im Laufe der letzten beiden Jahre schöner noch, kräftiger und größer geworden, in ihrer sittig ruhigen Haltung und mit dem, Glück und heiteren Frieden athmenden lieblichen Antlitz holdselig erschlossene Jungfräulichkeit veranschaulichend, so bot Miß Harriet Palmer das vollendete Bild einer frühreifen sechzehnjährigen Amerikanerin, deren Schönheit man als eine krankhafte hätte bezeichnen mögen. Im Gegensatz zu dem dunklen Haar und den braunen Augen erschien die beinahe durchsichtige Gesichtsfarbe mit den rosig angehauchten Wangen um so zarter. Dagegen hätte ein aufmerksamer Beobachter in den regelmäßigen Zügen sicher jenes frohe innige Seelen-

leben vermißt, welches der älteren Gefährtin Antlitz mit erhöhten Reizen schmückte. Andererseits konnte denselben das Gepräge ernster, von scharfem Verstande getragener Willenskraft nicht abgesprochen werden, gleichviel durch welche Gemüthsregungen dieselbe zur Geltung gebracht wurde.

Das Lachen Margaretha's veranlaßte Fegefeuer, einen Blick auf die Thür zu werfen; gleichzeitig stellte er Tanzen und Pfeifen ein. Wie ein ertappter Bösewicht verlegen grinsend, zog er den Hut, und mit einem zutraulichen „Guten Abend, Miß Margareth," trat er vor diese hin. Die Amerikanerin beachtete er nicht. Er hatte sie entweder schon früher von einer ihm nicht zusagenden Seite kennen gelernt, oder eine Art Instinkt bewog ihn, ihr gegenüber vorsichtig zu sein.

Margaretha beantwortete den Gruß, indem sie mit der Hand über den Wollkopf des Kobolds hinstrich und ihn den anmuthigsten Tänzer nannte, der je die Augen eines Sterblichen entzückte.

Ueber Harriet's Antlitz glitt böser Hohn. Sie stand so, daß es von Margaretha nicht bemerkt werden konnte. Fegefeuer's argwöhnischem Blick entging dagegen nichts an ihr. Sein Verständniß verrieth sich in einem eigenthümlich gehässigen Mienenspiel; gleich darauf fesselte das Gespräch zwischen den beiden Mädchen seine ungetheilte Aufmerksamkeit.

„Wie mögen Sie nur das schwarze Ungethüm berühren," bemerkte Harriet geringschätzig. „Sie kennen die Farbigen noch nicht. Verrätherisch sind sie, hinterlistig und undankbar. Schenken Sie ihnen einen einzigen nachsichtigen Blick, und sie werden unverschämt."

Margaretha legte die Lippen ein wenig fester aufeinander. Wie Bedauern sprach es aus ihren ehrlichen Augen, indem sie Harriet's anmuthige Erscheinung mit

deren harten Worten verglich. Geschah es doch nicht zum ersten Mal, daß sie derartige unbarmherzige Urtheile von ihr hörte.

„So müßte er es längst geworden sein," sprach sie ruhig, „denn neben nachsichtigen Blicken hat er sich noch vieler anderer Bevorzugungen zu erfreuen gehabt, ohne daß er jemals, seine lustigen Streiche abgerechnet, die ihm gesteckten Grenzen überschritten hätte." Und zu Fegefeuer gewendet: „Ich sehe es Dir an, Du hast eine Bestellung an mich auszurichten?"

Fegefeuer's Gesicht erglänzte in hellem Triumph. Die Hand versank wieder in der Tiefe seiner Tasche, und gleich darauf überreichte er Margaretha den zurückbehaltenen Brief.

Diese betrachtete die Aufschrift flüchtig. Sie fühlte offenbar die durchdringenden Blicke Harriet's; denn während des Lesens vertiefte die jugendfrische Farbe ihrer Wangen sich merklich.

„Absender: Kapitain Houston," las sie die der Aufschrift beigefügte Bemerkung völlig absichtslos vernehmlich, und wieder zu Fegefeuer gewendet: „Trug er Dir sonst noch etwas auf?"

„Nichts, meine süße Miß Margareth. Er meinte, es stände Alles in dem Brief drinnen. Morgen wollte er Antwort holen," erwiederte Fegefeuer, ohne Margarethe anzusehen. An ihr vorbei aber starrte er auf Harriet, die einen Schritt zurückstand. Er erstaunte, als er entdeckte, daß sie bei Nennung des Namens leicht auffuhr. Dann erfüllte ihn unbezwingliche Scheu. Ihm entging nicht, daß sie, sich unbeachtet wähnend, höhnischen, sogar feindseligen Blickes ihre Lehrerin überwachte.

„Wie kamst Du zu dem Briefe?" fragte Margaretha arglos, denselben zweifelnd zwischen den Händen drehend.

„Der Kapitain hielt mich auf der Straße an und gab ihn mir," stotterte Fegefeuer, noch immer unter dem Ein-

druck der ihn beängstigenden Beobachtung, „es ist erstaunlich, wie der an der Krücke einherschleicht.“

Margaretha schob den Brief zwischen die Falten ihres Kleides, und sich Harriet zukehrend, deren feingeschnittenes Gesicht jetzt, außer einem Anflug von Langeweile, nicht die leiseste andere Regung verrieth, erklärte sie mit ungeheuchelter heiterer Ruhe: „Was der Brief enthält, erfahre ich immer noch früh genug. Wahrscheinlich eine Bestellung für meinen Onkel. Und nun, Miß Harriet, stehe ich wieder ganz zu Ihren Diensten.“

Harriet hatte sich abgewendet, und diesen Moment benutzte Fegefeuer, hinter Margarethe zu treten und sie leise am Kleide zu zupfen. Als sie sich nach ihm umkehrte, sah sie in ein Gesicht, in welchem jede einzelne Linie, wunderlich angespannt, gewissermaßen eine sprechende war. Die großen Augäpfel rollten lebhaft hin und her, indem sie in der Richtung des Blickes zwischen ihrem Antlitz und der Stelle wechselten, auf welcher er den Brief versteckt hatte. Eben dahin wies auch der unterhalb seiner breiten Nase ausgestreckte Finger, wogegen der Daumen, unverkennbar Schweigen anrathend, quer über den breiten Lippen lag. Und so deutlich war er in seinem Geberdenspiel, daß Margaretha über dessen Zweck nicht im Unklaren bleiben konnte. Ihre letzten Zweifel schwanden, als sie oberhalb des Geländers den schmalen Papierstreifen entdeckte. Irgend einen neuen tollen Streich des schwarzen Kobolds vermuthend, neigte sie zum Zeichen des Verständnisses das Haupt kaum merklich.

In diesem Augenblick wendete Harriet sich ihr zu. Von dem eben stattgefundenen heimlichen Verkehr, der wenige Sekunden dauerte, bemerkte sie Margaretha's letzte Bewegung. Von Fegefeuer sah sie nur, daß er plötzlich in einem Sprunge die Veranda verließ und spornstreichs davonlief und hinter der zufallenden Pforte verschwand.

Fortgesetzt zu einander sprechend, wandelten die beiden anmuthigen Gestalten nunmehr ebenfalls dem Thorwege zu, wo Harriet nach höflichem Scheidegruß auf die Straße hinaustrat.

Vor sich in beiden Händen den geöffneten Brief und die Blicke auf denselben gesenkt, begab Margaretha sich langsam nach der Veranda zurück. Wichtige Nachrichten enthielt das Schreiben offenbar nicht, und doch eilte hin und wieder ein herziges Lächeln über ihr freundliches Antlitz. Auch waren es der Nachrichten nicht viele; denn kaum die Hälfte des Weges lag hinter ihr, als sie den Brief nachlässig zusammenfaltete und ihre Bewegungen ein wenig beschleunigte.

Die Säge schabte und schnarrte unter Martin's kräftigen Armen. Vor der Veranda schwankte Margaretha, ob sie dem Alten den Feierabendgruß entbieten sollte, als sie des weißen Streifchens oberhalb des Geländers ansichtig wurde. Dadurch an das geheimnißvolle Wesen Fegefeuer's erinnert, erstieg sie die Stufen, und mittelst einer ihrem Haar entnommenen Nadel gelang es ihr leicht, den räthselhaften Brief aus seinem Versteck hervorzuziehen. Zweifelnd drehte sie ihn zwischen den Händen. Obwohl sorgfältig verklebt, trug er nicht das kleinste Merkmal, welches als Aufschrift hätte entziffert werden können. Und dennoch ging aus Fegefeuer's unzweideutigen Zeichen hervor, daß der Inhalt nur für ihre Augen allein bestimmt war. Zögernd öffnete sie den Umschlag. Indem sie aber den ersten Blick auf die Schrift warf, durchbrach helles Frohlocken den Ernst ihrer Züge. Sie hatte die Handschrift ihres Bruders Maurus erkannt. Befremdete sie schon, daß sowohl Angabe des Ortes wie des Tages fehlte, so erstaunte sie noch mehr, statt der gewohnten Unterschrift nur den eigenthümlichen Schnörkel vorzufinden, welchen Maurus seinem Namen beizufügen pflegte. Einige

Sekunden sah sie, wie über die mögliche Ursache des überraschenden Umstandes grübelnd, in's Leere, dann las sie:

„Zwingende Gründe liegen vor, die größte Vorsicht walten zu lassen. An wen diese Zeilen gerichtet sind, von wem sie herrühren, muß Geheimniß bleiben. Sogar dem zuverlässigsten Boten kann ein Brief entwendet werden. Wie in New-Orleans und anderen großen Städten des Südens, ist auch die Bevölkerung von St. Louis von gefährlichen Elementen durchsetzt. Unter solchen Verhältnissen weiß man nicht immer, wem man trauen darf. Für den Einzelnen, der sich auf die eine oder die andere Art das Mißfallen jener im Finsteren waltenden Mächte zuzog, bilden Dolch und Strick eine größere Gefahr, als die Geschosse in einer Feldschlacht. Es wächst die Erbitterung der unsichtbaren Feinde mit jedem neuen Schlage, welcher den gänzlichen Zusammenbruch der Secession beschleunigt. Also Vorsicht in Worten und Thaten. Sollte in nächster Zeit Jemand vorsprechen und auf die Empfehlung eines gewissen Kampbell hin um irgend welche Gefälligkeiten bitten, so müssen ihm dieselben um der guten Sache willen blindlings gewährt werden. Das Geschick spielt oft wunderbar. Ein unscheinbarer Schritt mag Tausende vor dem Verderben bewahren."

Nachdem Margaretha den Brief zu Ende gelesen hatte, ließ sie die Hände wie entkräftet sinken. Ihr Antlitz hatte sich leicht entfärbt. Tiefe Besorgniß sprach aus ihren Augen. Sie sagte sich, daß ohne ernste Beweggründe Maurus nimmermehr ihre Ruhe gestört haben würde. Ihr nächster Gedanke betraf die Gefahren, auf welche er sich bezog, und die ihn selbst unfehlbar in erster Reihe bedrohten. Wohl hatten sich von New-Orleans aus dumpfe Gerüchte verbreitet, laut deren eine Verbrüderung fanatischer Rebellen, untermischt mit raubgierigen Abenteurern, das Wort „Rache" auf ihr nur in undurchdring-

lichem Dunkel entfaltetes Banner schrieb; allein zu sagenhaft klangen derartige Schilderungen, als daß sie ihnen unbedingten Glauben hätte beimessen mögen. Und jetzt sollten sogar sie selbst und Martin Findegern, der allerdings seinen Patriotismus geräuschvoll zur Schau trug, nebenbei mit seinen Mitteln nicht geizte, wenn es galt, der Union zu dienen, von jenen unheimlichen Mächten bedroht sein — sie konnte es nicht fassen. Immer wieder las sie die Unheil verkündenden Worte, welche für sie durch die Handschrift eine doppelte Beglaubigung erhielten. Zugleich erwog sie ernst, ob es rathsam sei, den Onkel in's Vertrauen zu ziehen; allein sie stand davon ab in der Voraussetzung, daß von seiner Leidenschaftlichkeit mehr zu fürchten, als zu hoffen sei, selbst Krehle in solchen Fällen den letzten vermittelnden Einfluß auf ihn verlor.

Da verstummte das Schnarren der Säge in der Werkstatt. Margaretha erschrak, und als habe Martin Findegern bereits vor ihr gestanden, verbarg sie hastig den verhängnißvollen Brief; ebenso schnell zog sie den anderen hervor. Flüchtig betrachtete sie die Aufschrift. Kurze Zeit sann sie nach, dann eilte es wie plötzlich erwachte Befriedigung über ihre erregten Züge. Es war ihr klar geworden, an wen sie sich in ihrer Noth um guten Rath zu wenden habe. Die Veranda verlassend und im Begriff, sich nach der Werkstatt zu begeben, stand Fegefeuer plötzlich vor ihr.

„Meine gute Miß Margareth, da bin ich wieder," redete er sie triumphirend an, „aus dem Thor ging ich und um den Zaun lief ich herum. Ich kenne nämlich eine Stelle, da klettere ich schneller hinüber, als Jemand mit den Augen zwinkert."

„Den Namen Fegefeuer verdienst Du mit Recht," antwortete Margaretha lächelnd, „wissen möchte ich indessen wohl, weshalb Du einen unbequemen Weg dem bequemen vorziehst."

„Ich wollte Miß Harriet nicht begegnen," erklärte Fegefeuer, und sein sorgloses Lachen verwandelte sich in boshaftes Grinsen; „die ist nämlich eine schlechte Lady. Ich sah's mit meinen eigenen Augen, wie sie heimlich auf meine gute Miß Margareth blickte, und darinnen war erstaunliches Gift. Ich vermuthe, sie möchte Miß Margareth umbringen. Sie ist nämlich eine gefährliche Rebellentochter. Ich weiß das von Jemand, der ihren Vater genau kennt."

„Unsinn, Fegefeuer," wendete Margaretha ruhig ein, allein ihrer Stimme fehlte der frühere heitere Klang; denn indem sie sich die kurz zuvor empfangene geheimnißvolle Botschaft vergegenwärtigte, mochte sie die junge Amerikanerin dennoch, gleichsam unwillkürlich, in Beziehung zu jener gefürchteten Verbrüderung bringen. „Und nochmals: Unsinn. Miß Harriet ist ein vornehmes freundliches Geschöpf, welchem Verrath zuzutrauen sündhaft wäre."

„Ich das besser wissen," antwortete Fegefeuer zuversichtlich. „Meine gute Miß Margareth wird's erleben und dann Fegefeuer glauben. Bin auf dem Umwege gekommen, um zu fragen, ob Sie den Brief fanden."

„Sicher fand ich ihn. Jetzt sage mir aber auch, wer Dir denselben anvertraute."

„Ich kenn' ihn nicht. Ein Mann war's, der sagte, käme der Brief in unrechte Hände, wär's ein erstaunliches Unglück."

„Du kennst ihn dennoch. Ich höre es aus Deiner Stimme."

„Wenn ich Jemand verspreche, zu schweigen, kann ich nicht anders."

„So will ich nicht weiter in Dich dringen. Wo bleibt Tante Kleopatra?"

„Sie muß bald hier sein."

„Dann geh' in den Garten und helfe dem Doktor beim

Obstabnehmen. Magst Deine Tasche mit Aepfel füllen, aber nur eine. Das mit dem Brief bleibt unter uns Beiden allein; Du verstehst mich? Ich halte Dich nämlich für einen gewissenhaften Mann."

„Erstaunlich gewissenhaft," bestätigte Fegefeuer, und in langen Sprüngen stürmte er durch das Haus nach dem Garten.

Sinnend blickte Margaretha ihm nach, so lange er ihr sichtbar. Zweifel bestürmten sie. Unbegreiflich erschien ihr, daß ein fünfzehnjähriger Knabe in einer gefährlichen Angelegenheit sich in so hohem Grade des in ihn gesetzten Vertrauens würdig zeigen sollte. Es fehlte ihr die Berechnung dafür, daß die früheren Sklaven in den meisten Fällen den tiefen Haß gegen ihre Gewalthaber schon mit der Muttermilch eingesogen hatten, ein Haß, welcher, nachdem die Ketten zerbrochen worden, um so zügelloser emporloderte. Sie wollte sich nach der Werkstatt begeben, als Martin Findegern ihr schon entgegenkam, Martin Findegern in Hemdärmeln und blauer Schürze, auf dem Kopfe nach alter Weise den hohen schwarzen Hut. Die letzten beiden Jahre schienen vollständig spurlos über sein Haupt dahingegangen zu sein. Nicht ein Fältchen um die arglistig blinzelnden Augen hatte sich geändert, kein Haar des spitzen Kinnbärtchens war verloren gegangen.

„Hier ist ein Brief," redete Margaretha den wunderlichen Onkel kindlich vertraulich an, „Fegefeuer brachte ihn. Obwohl an mich gerichtet, ist der Inhalt doch für Sie bestimmt."

„Von wem?" fragte Martin neugierig, und der Bewegung der Stirnhaut nachgebend, glitt der Hut etwas weiter nach dem Hinterkopf hinauf.

„Von Kapitain Houston. Er entschuldigt sich höflich für seine Zumuthung und ersucht mich, bei Ihnen die Anfertigung einer neuen Krücke zu vermitteln —"

„Abermals eine?“ versetzte Martin unwirsch, und die Sehkraft des linken Auges durch Schließen des rechten verschärfend, spähte er argwöhnisch in Margaretha's unbefangenes Antlitz; „das wäre bereits die fünfte. Länger, als eine Woche scheint er mit keiner auszukommen. Bless you! Es sollte mich nicht wundern, heizte er trotz der warmen Sommertage seinen Ofen mit Krücken.“

„Wie er schreibt, sah er voraus, Sie würden ungehalten über die wiederholten Belästigungen sein, deshalb wählte er mich zu seiner Fürsprecherin. Morgen kommt er, um sich Maß nehmen zu lassen. Der arme Mensch mit seinem verwundeten Knie ist doch recht zu beklagen.“

„Ein richtiger Mann wäre unangemeldet gekommen — aber was hat er denn wieder an der kaum angefertigten Krücke zu mäkeln?“

„Zu kurz ist sie geworden. In demselben Maße, in welchem die Heilung fortschreitet und das wunde Knie sich streckt, geht er aufrechter; da muß jede Krücke schließlich zu kurz werden.“

Martin sann nach. Bis zur äußersten Grenze schraubte er die struppigen Brauen empor und schärfer sah er in Margaretha's Augen. Endlich erklärte er mürrisch: „Hinter diesen wiederholten Bestellungen sind ganz andere Dinge verborgen. Wer hörte je von Einem, der innerhalb sechs Wochen vier Krücken verbrauchte?“

„Was sollte dahinter verborgen sein?“ fragte Margaretha, dem Blick des alten Sonderlings arglos begegnend, „unmöglich kann ein Vorwurf ihn dafür treffen, wenn er sich das Gehen auf jede Weise zu erleichtern trachtet. Ich bedauere ihn, so oft ich ihn durch die Pforte treten sehe. Als er vor fünf Wochen zum ersten Mal hier vorsprach, war es ein Jammer, ihn zu beobachten. Er muß schrecklich gelitten haben.“

Martin wiegte das Haupt bedächtig. Warnungen vor

leichtfertigen Offizieren durchschwirrten seinen Kopf; allein den auf ihn gerichteten unschuldvollen Blicken gegenüber wagte er nicht, dieselben laut werden zu lassen. —

Am folgenden Nachmittage stellte Kapitän Houston sich in der That ein. Auf der rechten Seite sich einer Krücke bedienend, stützte er sich mit der Linken auf einen ebenfalls mit breitem Griff versehenen Stock. So hinkte er langsam auf das Schneckenhaus zu, mit den dunklen lebhaften Augen jedes einzelne Fenster prüfend, als hätte er daselbst ängstlich nach Etwas gesucht. In der kleidsamen Uniform diente die Schwerfälligkeit seiner Bewegungen dazu, in erhöhtem Grade Theilnahme für seine ursprünglich hoch gewachsene Gestalt wachzurufen. Auch auf seinem wohlgebildeten Antlitz mit dem starken braunen Vollbart waren die unzweideutigsten Merkmale eines langen Schmerzenslagers ausgeprägt.

Kurz bevor er nach der Werkstatt abbog, trat Margaretha, welche sein Kommen bemerkt hatte, aus der Hausthür. Ihm entgegengehend reichte sie ihm die Hand zum Gruß, ein Vorzug, dessen er sich bisher nicht zu erfreuen gehabt hatte; dann sah sie scheu nach der Werkstatt hinüber. Als sie ihm sich wieder zukehrte und gewahrte, daß freudiges Erstaunen seine Züge beherrschte, wich sie unwillkürlich seinen Blicken aus.

„Mein Verfahren muß Sie befremden," sprach sie, wie sich entschuldigend, mit einem matten Lächeln der Befangenheit, „allein ich wußte keinen anderen Ausweg. Ich bedarf des Rathes eines erfahrenen und mit den politischen Verhältnissen vertrauten Mannes, wie ihn mein guter Onkel nicht zu bieten vermag, und in dieser peinlichen Lage wende ich mich vertrauensvoll an Ihre Güte. Ich kann jetzt nicht ausführlicher sein; wollen Sie mir indessen einen Freundschaftsdienst erweisen, so gehen Sie nicht fort, ohne mich zuvor noch einmal aufgesucht zu

haben. Eine beängstigende Nachricht ist mir durch meinen Bruder zugegangen. Ich kann sie nur dahin deuten, daß irgend ein böses Verhängniß über unseren Häuptern schwebt —"

„Ein Verhängniß?" fragte Houston erstaunt, wie Unglaube klang es aus seiner Stimme hervor, „woher sollte Ihnen eine Gefahr drohen, woher eine Störung des Friedens, der diese Stätte umschwebt?"

„Und dennoch eine große, wenn auch unbestimmte Gefahr," betheuerte Margaretha in fliegender Hast, „augenblicklich kann ich mich nur auf wenige Worte beschränken. Von einem gewissen Kampbell ist die Rede —"

„Kampbell?" fiel Houston überrascht ein, „von diesem verwegenen Spion, der alle Welt von sich sprechen macht? Dessen Dienste man wohl kennt, welchen gesehen zu haben sich indessen bis jetzt, wie es heißt, Keiner rühmen kann?"

Er wollte noch etwas hinzufügen, als aus der Thür der Werkstatt Martin Findegern's kräftige Stimme herüberschallte.

„Kapitain Houston!" rief er unverkennbar mißmuthig aus, „bemühen Sie sich hierher, wenn's gefällig ist. Bless you, Mann! Seit einer Stunde erwarte ich Sie!"

Margaretha erröthete. Die Art, in welcher Houston des Spions erwähnte, hatte sie erschreckt. Wie das rauhe Wesen ihres Verwandten entschuldigend, lächelte sie erzwungen. Dankend neigte sie das Haupt zu seiner Betheuerung, ihrer Bitte eingedenk zu sein, und schwerfällig hinkte er nach der Werkstatt hinüber. Sie selbst trat in ihrer Besorgniß dicht neben die Veranda hin. Aengstlich lauschend unterschied sie, daß Martin Findegern, ohne sich zuvor nach dem Befinden des Kapitains zu erkundigen, seiner ihr unerklärlichen üblen Laune mit den Worten Ausdruck verlieh: „Das wäre also die fünfte, die Sie gebrauchen. Ich möchte Ihnen doch rathen, sich an einen

Tischler zu wenden, der sein Metier besser versteht; da wäre uns Beiden mit einem Schlage geholfen."

„Sie irren, Herr Findegern," versetzte Houston versöhnlich, sogar herzlich, „nicht Unzufriedenheit mit Ihrer Arbeit führt mich immer wieder hierher, sondern nur dringende Noth. Dann aber wüßte ich in der That nicht, zu wem ich gehen sollte, um für mein Leiden so viel Verständniß zu finden, wie bei Ihnen."

„Sie besitzen einen schlauen, aber auch harten Kopf, Mann," erwiederte Martin noch gereizter, denn die Geduld des Kapitains bestärkte ihn in seinem unbestimmten Argwohn gegen ihn, und die Fäuste herausfordernd hinter die Schürze schiebend, schraubte er die Stirnfalten so heftig empor, daß der eben auf's Haupt gestülpte Hut in bedenkliches Schwanken gerieth, „ja, einen sehr harten Kopf, aber der meinige ist ebenfalls nicht mit Hobelspänen gepolstert. Bless you! Zunächst muß ich Sie daran erinnern, daß mein Metier sich ausschließlich auf Sargfabrikation beschränkt. Sollten Sie indessen eines guten, bequemen Sarges bedürftig sein, so bin ich gern erbötig, sofort Maß zu nehmen und Ihnen einen solchen zu jeder beliebigen Stunde zu liefern, und mit Rücksicht auf Ihre dem Vaterland geleisteten Dienste, sogar vom besten Holz und zu einem mäßigen Preise obenein." Er entdeckte, daß um des Kapitains Lippen gutmüthiges Lächeln spielte. Dadurch an den gefürchteten Mundwinkel Krehle's gemahnt, fuhr er förmlich erbittert fort: „Ich würde also nur mit Widerwillen an eine Krücke gehen, und das könnte unmöglich etwas Gescheidtes werden." Er säumte; heller Triumph eilte über seine harten Züge. Er entsann sich des Mittels, durch welches er einst, wenn auch unabsichtlich, seine beiden Neffen vertrieb, und sprach mit bissiger Zuvorkommenheit weiter: „Einen guten Rath will ich Ihnen indessen mit auf den Weg geben, einen

Rath, bless you, der, wenn Sie ihn befolgen, allen Ihren Verlegenheiten ein Ende macht. Treten Sie bei mir als Lehrling ein, und ich bürge dafür, Sie binnen kurzer Frist so weit zu bringen, daß Sie jeden Tag nicht nur eine neue Krücke zum eigenen Gebrauch herzustellen vermögen, sondern außerdem noch ein halbes Dutzend auf Lager zum Verkauf."

Da lachte Houston harmlos, eine neue Herausforderung für Martin, und fügte bereitwillig hinzu: „Hoffentlich gebrauche ich nicht viele Krücken mehr; aber ich müßte kein echter Amerikaner sein, wiese ich Ihren wohlgemeinten Vorschlag unter jeder Bedingung zurück. Im Gegentheil: sollte ich durch die Verletzung zum Soldaten untauglich geworden sein, was ich freilich nicht glaube, so nehme ich Sie beim Wort. Doch auch dann, wenn ich so glücklich bin, den Krieg gesund zu überstehen, bin ich durchaus nicht abgeneigt, als angehender Möbelfabrikant meine Lehrzeit bei Ihnen durchzumachen."

Wie im Wahne, falsch gehört zu haben, starrte Martin auf den Kapitain.

„Sie — Sie, ein Offizier, wären nicht zu vornehm für ein gutes Handwerk?" brachte er endlich in seinem maßlosen Erstaunen hervor.

„Keineswegs, Herr Findegern. Ich bin sogar bereit, schon morgen hier anzutreten und zu prüfen, wie mein Zustand sich mit Säge und Hobel verträgt."

Mehr hörte Margaretha nicht. Eine Empfindung, als hätte sie bereits zu viel erlauscht gehabt, beschlich sie. Unter solchem Eindruck begab sie sich in ihr Zimmer, um zur Hand zu sein, wenn Houston sich von ihrem Onkel verabschiedete. Doch auch dorthin verfolgten sie durch das offene Fenster die Stimmen, indem sie, obwohl unverständlich für sie, in freundschaftlichsten Tone zu einander sprachen und dieses und jenes ernsthaft erörterten. Be-

grüßte sie aber im dem einen Augenblick mit inniger Befriedigung die Behandlung, welche der Kapitain nunmehr von Seiten Martin's erfuhr, so tauchte im nächsten wie ein häßliches Gespenst der Argwohn in ihrer Seele auf, daß er den wunderlichen Alten zum Opfer einer unedlen Laune gewählt habe.

So jagten ihre Gedanken sich fort und fort. Sie wußte nicht, was sie fürchten, glauben oder hoffen sollte. Nur wenig beruhigend wirkte die Ueberzeugung, daß Houston voraussichtlich innerhalb weniger Wochen wieder fähig sei, ein Pferd zu besteigen, dann aber der Rückkehr zur Armee nichts mehr im Wege stehe. Und lieber wollte sie ihn fern im wilden Schlachtgetümmel wissen, als auf Grund einer begangenen Täuschung ihre freundliche Theilnahme für ihn verlieren.

Eine halbe Stunde war verronnen, als sie endlich des Kapitains wieder ansichtig wurde, wie er sich anschickte, mit Hilfe der Krücke die nach der Veranda hinaufführenden Stufen zu ersteigen, und gleich darauf befand sie sich an seiner Seite.

„Ich stehe im Begriff, heimzukehren," begann er ungesäumt mit einer gewissen Hast, „da es sich aber, wenn ich nicht mißverstand, um ein Geheimniß handelt, müssen wir vor allen Dingen vermeiden, die Aufmerksamkeit des Herrn Findegern auf uns zu ziehen. Ich erlaube mir daher, unziemlich wie mein Ansinnen erscheinen mag, Ihnen vorzuschlagen, vor seinen Augen mich bis an's Thor zu begleiten. Haben Sie Ihre Absicht noch nicht geändert, so finden Sie auf dem Wege vielleicht hinreichend Zeit zu den erwähnten vertrauensvollen Mittheilungen."

„So lesen Sie dies," antwortete Margaretha, und ihren schwankend gewordenen Muth zusammenraffend, überreichte sie ihm den Brief ihres Bruders, „in dem, was

Sie erfahren werden, liegt gewiß eine Entschuldigung dafür, daß ich den Onkel mit meinem Vertrauen gewissermaßen überging."

Houston hatte den Brief geöffnet. Ehe sie den Schutz des Hauses verließen und in den Gesichtskreis Martin's traten, las er ihn zweimal durch, bevor er mit unzweideutiger Entschiedenheit antwortete: „Das klingt allerdings räthselhaft, sogar bedenklich, wenn ich in Betracht ziehe, daß Sie in das Gewebe des zwar gesinnungstreuen, jedoch von unseren Feinden gefürchteten und daher tödtlich gehaßten und verfolgten Spions verwickelt werden sollen. Und einem solchen Argwohn kann ich mich Angesichts dieser Zeilen nicht verschließen. Bewahrheitete sich derselbe aber wirklich, so würde dieser Haß sich bei der ersten Gelegenheit unfehlbar auch auf Ihren Onkel und sein ganzes Haus übertragen. Eine unmittelbare Gefahr vermag ich freilich nicht zu entdecken; trotzdem halte ich, was sich auch ereignen mag, die größte Vorsicht für geboten. Legen Sie indessen nur den geringsten Werth auf meinen Rath, so begeben wir uns von hier aus sogleich nach der Werkstatt. Ihr Onkel, in dessen Hause wahrscheinlich Jemand Zuflucht sucht, der in näherer Beziehung zu jenem Kampbell steht — und wer durch Ihren Bruder empfohlen wird, verdient sicher Ihre Theilnahme und Gastfreundschaft — ist sicher der Erste, der über Alles unterrichtet werden muß, soll er selbst nicht in die Lage gerathen, ahnungslos einen Verrath zu begehen. An ihm ist es dann, zu entscheiden, ob Doktor Krehle mit in's Vertrauen zu ziehen ist. Ich selbst rathe dazu. Wenn irgend möglich, darf kein Hausgenosse dem Geheimniß fern bleiben, sollen nicht wirkliche Gefahren, und wären es nur peinliche Lagen, heraufbeschworen werden."

Margaretha seufzte erleichtert auf. Es zerrannen die Zweifel, welche sie kurz zuvor noch bestürmten. Frei-

müthig reichte sie dem Kapitain die Hand, und ihm offen in die Augen schauend, bemerkte sie freundlich: „Sie nahmen eine Last von meiner Seele. Dankbar würde ich es begrüßen, gelänge es Ihnen, auch meinen zuweilen etwas seltsamen gütigen Beschützer Ihren Anschauungen zugänglich zu machen und seinen nur zu oft auflodernden Patriotismus ein wenig zu zügeln."

Sie hatten den Schutz des Hauses verlassen. Erstaunt blickte Martin auf, als er Houston, der sich bereits von ihm verabschiedet, an Margaretha's Seite wieder bei sich eintreten sah. Prägte sich anfänglich Mißmuth auf seinem verkniffenen Antlitz aus, so schwand derselbe wie durch Zauber, nachdem Houston ihm den Brief vorgelesen und dessen Inhalt mit einigen Erläuterungen begleitet hatte.

Es gelangte sogar helle Begeisterung auf seinen Zügen zum Durchbruch, als er sich zu Allem bereit erklärte, was nur irgend der Union oder deren Bürgern zugute komme. Dann rückten die drei so verschiedenartigen Gestalten, welchen Krehle sich zugesellte, zwischen Särgen, Brettern und Hobelspänen zusammen, worauf Houston das, was von Maurus in flüchtigen Umrissen angedeutet worden, auf Grund seiner Erfahrungen durch ausführliche Schilderungen vervollständigte.

Spät erst begab der Kapitain sich auf den Heimweg. Freundliche Dankesworte nahm er mit. Es war, als hätte das zwischen den vier Verbündeten schwebende Geheimniß die Herzen erwärmt, die Wege zu einem rückhaltlosen Vertrauen auch nach anderen Richtungen hin angebahnt.

Zehntes Kapitel.

Houston war gegangen, und die drei Hausgenossen saßen noch in ernstem Gespräch in Martin's Zimmer,

als Hobel auf der Veranda durch Knurren und kurzes Anschlagen seine Unzufriedenheit zu erkennen gab. Man beachtete es nicht. War es doch nichts Seltenes, daß dieses oder jenes Geräusch auf der vorüberführenden Straße seine Mißbilligung fand. Auch dieses Mal beruhigte er sich alsbald wieder, lauschte aber um so mißtrauischer nach der Pforte hinüber, wo sich in der That eine Bewegung vollzog, wohl geeignet, Argwohn zu erregen.

Drei in der Dunkelheit verschwimmende Gestalten hatten sich auf der Straße dem Thorwege genähert. Zwei trugen einen anscheinend leichten Koffer von größerem Umfange zwischen sich, während die dritte, offenbar der Führer, einige Schritte voraufging. Nachdem dieser sich überzeugt hatte, daß die Pforte verschlossen war, wechselte er flüsternd einige Worte mit den Gefährten. Einige Sekunden lauschten Alle die Straße aufwärts und abwärts, und deren augenblickliche Verödung ausnutzend, kletterte der Kleinste von ihnen mit der Gewandtheit eines Eichhorns nach dem Palissadenzaun hinauf. Kaum hatte er sich oben festgesetzt, als die beiden Begleiter den Koffer an dem Plankenzaun so weit hinaufschoben, daß er dessen Griff mit nach unten ausgestreckter Hand zu packen vermochte. Behutsam zog er ihn ganz zu sich herauf, daß er quer über die Palissadenspitzen zu liegen kam und es ihn keine Mühe kostete, denselben in der Schwebe zu erhalten. Kaum eine Minute dauerte es, als der schlankere der beiden Gefährten ebenfalls oben eintraf, jedoch schnell auf der anderen Seite niederglitt. Fegefeuer, und kein Anderer war die mit dem Koffer anscheinend verwachsene kleine Gestalt, neigte nunmehr seine Last dem Hofraume zu. Eine flinke Bewegung folgte, und von dem unten befindlichen Gefährten in Empfang genommen, gelangte der Koffer schnell in Sicherheit. Schneller noch verschwand Fegefeuer auf der Außenseite

des Zauns, wo er mit dem seiner harrenden Gefährten schleunigst davoneilte.

Während dieses ganzen Vorganges war zwischen den drei Betheiligten kein einziger Laut gewechselt worden. Ihre Bewegungen aber vollführten sie im Schatten des Zaunes mit einer Geräuschlosigkeit, als ob sie selbst die Eigenschaften von Schatten besessen hätten.

Bis dahin hatte auch Hobel hinterlistig geschwiegen. Erst als der bei dem Koffer säumende Eindringling auf das Haus zuschritt, stürmte er ihm mit grimmigem Gebell entgegen. Der Fremde beachtete die lärmenden Scheinangriffe nicht, mäßigte nicht einmal die Eile seiner Bewegungen. Eine kurze Strecke trennte ihn noch von der Veranda, als die Hausthür geöffnet wurde, und vor dem matt erhellten Hintergrunde Martin Findegern's Umrisse sich auszeichneten.

„Wer geht da?" fragte er, sobald er den Fremden nothdürftig unterschied.

„Wohnt hier ein gewisser Martin Findegern?" hieß es mit klangvoller Stimme in fließendem Englisch zurück.

„Kein Anderer, als Martin Findegern, Tischlermeister und Sargfabrikant," und weiter, nachdem der Fremde vor den Stufen der Veranda eingetroffen war: „Aber zum Henker, Mann, wie sind Sie hereingekommen, wenn Sie zu bequem waren, den Thürklopfer auf seinen Ambos fallen zu lassen? Bless you! Das gibt einen Lärm, daß man es drei Straßen weit hört."

„Gerade das wollte ich vermeiden, und so schwang ich mich über den Zaun," antwortete der Fremde, die Stufen flink ersteigend, „es braucht nicht Jeder zu erfahren, wohin ich meinen Weg nehme. Befindet Miß Margareth Durlach sich zu Hause?"

„Selbstverständlich, Fremder, zu Hause, wie es zur Abendstunde einem sittsamen Mädchen geziemt; um so

mehr Ursache für mich, zu fragen, was Sie von der Miß Margareth wünschen."

Näher trat der Fremde zu ihm heran, und seine Stimme dämpfend, sprach er dringlich: „Ich bin der Träger wichtiger Nachrichten, die ich keinem Anderen anvertrauen darf. Doch die Sache eilt. Führen Sie mich zu ihr. Das Weitere erfahren Sie zu seiner Zeit."

„So? Wichtige Nachrichten und Eile?" fragte Martin Findegern plötzlich vorsichtig. „So nennen Sie wenigstens den Namen Jemandes, der für Ihre Rechtschaffenheit bürgt. Bless you! In diesen wilden Kriegszeiten traut man nicht Jedem, der Einem unversehens in's Haus regnet."

Der Fremde lachte spöttisch. Martin, zu Argwohn geneigt, trat zur Seite, so daß Jener von der in's Freie herausfallenden Beleuchtung gestreift wurde, und so glaubte er, dessen Aeußeres mißtrauisch prüfend, einen Menschen zu erkennen, dessen Heimath die westlichen Wildnisse, wie solche vielfach in St. Louis verkehrten.

„Sie sind vorsichtig," erklärte dieser, „Sie ersparen mir dadurch die Mühe, es Ihnen nachzuthun. Hörten Sie jemals den Namen Kampbell?"

„Bei Gott, Mann, vor einigen Stunden erst. Ich meine, der hätte einen feinen Klang für mich; ebenso für Sie, denn er öffnet Ihnen meine Hausthür weit."

Sie waren auf den Flurgang getreten, welcher durch das aus zwei einander gegenüber liegenden Thüren herausfallende Licht erhellt wurde. Margaretha war dem auf der Veranda geführten Gespräch aufmerksam gefolgt; jetzt stand sie auf der Schwelle ihres Zimmers. In zuversichtlicher Haltung trat der Fremde vor sie hin.

„Sie sind Miß Margareth Durlach?" fragte er, mit einem ruhigen bewundernden Blick auf das ihm scheu zugekehrte freundliche Antlitz.

Margaretha, sichtbar überrascht, statt eines kriegserfahrenen rauhen Mannes, einen jungen, bartlosen Burschen vor sich zu sehen, antwortete zögernd: „Mein Name ist Margaretha Durlach. Statt Ihren eigenen anzugeben, beriefen Sie sich auf einen uns erst seit gestern bekannten, der Ihnen trotzdem als die beste Empfehlung dient."

„So will ich Ihnen einen zweiten nennen, der mir vielleicht Ihre Freundschaft erschließt. Der Träger desselben weilt zwar in der Ferne —"

„Maurus Durlach — mein Bruder," fiel Margaretha lebhaft ein. „Sie bringen Briefe von ihm?"

„Keinen Brief. Die Wege, welche ich ging, waren zu gefährlich, um schriftliche Nachrichten mit mir zu führen, die Anderen zum Verderben hätten werden können. Vergessen Sie nicht: wo man sich am sichersten fühlt, lebt man oft wie auf einem Vulkan. Aber Grüße bringe ich von dem Kapitain. Vor einigen Tagen sah ich ihn. Ein Dampfer ermöglichte es mir, so schnell hierher zu eilen. Er befindet sich wohlauf. In Kansas City trennten wir uns von einander. Sein letztes Wort war, ich würde hier Unterstützung in der Ausführung meiner Pläne finden."

„Das sollen Sie und werden Sie, bless you!" stieß Martin im Uebermaß seiner Erregung begeistert hervor, „um der glorreichen Union zu dienen —"

„Meine Zeit ist sehr kurz bemessen," unterbrach der Fremde ihn hastig, und er warf einen bezeichnenden Blick auf Krehle.

Martin verstand die Geberde und erklärte: „Herr Doktor Arminius Krehle. Es hieße sich an ihm versündigen, wollten wir gerade ihn von unserem Vertrauen ausschließen. Ein Mann, dessen klares Urtheil —" er brach ab, eingeschüchtert durch eine verdächtige Bewegung des gefürchteten Mundwinkels.

Gleichzeitig war der Fremde Margaretha näher getreten. Fest, wie um dadurch ein gewisses Verständniß herbeizuführen, sah er in ihre Augen. Dann fragte er ruhig, beinahe schüchtern: „Ich errathe, dies ist Ihre Wohnung. Kann ich mich hier umkleiden?"

„Herr Findegern wird Ihnen bereitwillig die Gelegenheit dazu bieten," hob Margaretha befremdet an, als der junge Mann, ähnlich, wie einst Lydia Rutherfield gegenüber, sich ihr plötzlich zuneigte. Auch hier sprach er leise einige Worte, worauf er, höflich zurücktretend, die Wirkung seiner Worte auf Margaretha gespannt beobachtete. Diese verharrte einige Sekunden wie Angesichts eines unlösbaren Räthsels. Tiefe Gluth hatte sich über ihr gutes Antlitz ausgebreitet. Ihre Augen schienen sich noch zu vergrößern, indem sie auf den jungen Vaquero hinsah. In maßlosem Erstaunen hob sie beide Hände, reichte sie aber alsbald dem vor ihr Stehenden. Zugleich unterbrach sie die plötzlich eingetretene Stille mit den Worten: „Ich glauben Ihnen, ja, ich glaube Ihnen. Eine Täuschung kann nicht walten — doppelt willkommen heiße ich Sie —"

„Ich wandle auf verhängnißvollen Wegen," fiel Oliva beinahe klagend ein, und den Blicken Margaretha's begegnend, erhielten ihre Augen einen eigenthümlich sanften, träumerischen Glanz, „um der Union mit Erfolg zu dienen, bin ich gezwungen, zu den unerhörtesten Mitteln zu greifen. Doch meine Minuten sind gezählt. Vor Mitternacht muß ich noch einmal zur Stadt. Ich warte auf Ihre Antwort. Kann ich mich hier umkleiden?" und sich Martin halb zukehrend, der noch immer verstört dareinschaute, gab sie diesem zu verstehen, daß ihre Frage auch ihm gelte, worauf dieser eifrig erklärte:

„So oft Sie wollen! Wenn der Maurus Sie schickt, gibt es keine Bedenken. Zum Tischler und Sargfabrikanten fühlte er sich zwar zu hochgeboren —"

„So bitte ich Sie, mich nach dem Thorweg zu begleiten," schnitt Oliva ab, was er weiter hinzufügen wollte, „ich ließ dort einen Koffer zurück; ihn allein hierherzuschaffen, überstieg meine Kräfte," und ungesäumt verließ sie in Martin's und Krehle's Begleitung das Haus.

Als sie nach kurzer Zeit mit dem Koffer zurückkehrten, war Martin noch gefälliger und diensteifriger geworden. Erschien der tiefe Ernst des jungen Mannes ihm räthselhaft, so flößte derselbe ihm andererseits wieder einen hohen Grad von Achtung ein. Weder er noch Krehle wagten Einwendungen zu erheben, als Margaretha sie aufforderte, den Koffer in ihre Wohnung zu tragen, worauf sie sich auf einen Wink von ihr kopfschüttelnd entfernten.

Keine halbe Stunde dauerte es, während welcher Margaretha Oliva beim Umkleiden zur Hand ging, als Beide sich den alten Hausgenossen wieder zugesellten. Bei ihrem Eintritt schnellte Martin erschrocken empor, sank aber, das Gesicht des nicht minder verstörten Doktors suchend, alsbald auf seinen Sitz zurück. Bis zur Sprachlosigkeit verwirrte sie die Wandlung, welche im Aeußeren des jungen Mannes vor sich gegangen war; und doch erschien eine Sinnestäuschung Beiden unmöglich. Vor ihnen stand wohl der bisherige Vaquero, aber ausgestattet mit allen Reizen einer von der Natur hoch bevorzugten Südländerin. Es erzeugte sogar den Eindruck, als ob er innerhalb der kurzen halben Stunde noch gewachsen sei, die Merkmale eines Lebens endloser Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren sich dagegen tiefer in die sonnverbrannte weiche Haut eingegraben hätten. Ein schwarzes, einfach geschnittenes Kleid umhüllte die geschmeidige schöne Gestalt, deren vielleicht etwas zu kräftige Bewegungen durch natürliche Anmuth wieder ausgeglichen wurden. Ein dunkles Schleiertuch schlang sich um Hals und Schultern. Es stand im

Einklange mit dem von zwei braunen Straußenfedern überragten kleinen schwarzen Filzhut, unter welchem das geflochtene und sorgfältig aufgesteckte schwarze Haar zum Theil verschwand. Doch zur eingehenderen Prüfung ihrer äußeren Erscheinung gönnte Oliva den wie betäubt dasitzenden Männern keine Zeit.

„Ich muß fort," sprach sie mit ernster Entschiedenheit, den dichten blauen Schleier vor ihr Antlitz niederziehend und die Hände mit feinen Lederhandschuhen bekleidend. „Nur um das Oeffnen der Pforte bitte ich. Nach Ablauf einer oder zweier Stunden spätestens bin ich zurück. In meinem jetzigen Anzuge hindert mich nichts, durch einen Schlag des Thürklopfers mich anzumelden." Sie entdeckte in Margaretha's Zügen den unzweideutigen Ausdruck bewundernder freundlicher Theilnahme und fügte sanfter hinzu: „Wie lange ist es her, seitdem ich kein heimathliches Obdach, kein eigenes Bett mehr kannte. Vielleicht finde ich bald eins, wo mich Keiner mehr stört," und Wehmuth prägte sich um die schön geschnittenen bebenden Lippen aus, „doch ob heut' oder morgen: ich nehme das Bewußtsein mit in die Erde hinab, der Gerechtigkeit bis zum letzten Athemzuge gedient zu haben." Sie verbarg hinter den langen Wimpern einen gleichsam sengenden Blick des Hasses und reichte Margaretha die Hand zum Abschied. „Für die mir bewiesene und noch zugedachte Güte danke ich Ihnen aus überströmender Seele," sprach sie leise, „Manches werden Sie an mir zu entschuldigen, zu verzeihen haben. Der Verkehr mit Anderen meines Geschlechtes ist mir fremd geworden; kein Wunder daher, wenn beim gelegentlichen Wechsel der Bekleidung die Gedanken an dieses und jenes mich zuweilen übermannen."

„Auf baldiges Wiedersehen," versetzte Margaretha unter dem eigenthümlichen Zauber, welchen die ernste Er-

scheinung, die sie kurz zuvor als einen verwilderten jungen Abenteurer begrüßte, auf sie ausübte.

Oliva neigte das Haupt dankend. Flüchtig nickte sie den beiden noch immer in Erstaunen versunkenen alten Knaben zu, dann verließ sie das Zimmer.

Auf der Veranda holte Martin sie ein. Er war noch zu bestürzt nach dem eben Beobachteten, um in seiner sorglosen Weise ein Gespräch eröffnen zu können. So legten sie den Weg bis zur Pforte schweigend zurück. Als Martin den Schlüssel im Schloß drehte, drang das Geräusch der Schritte eines auf der Straße dicht an dem Zaun Hineilenden zu ihnen herein. Zugleich unterschieden sie, wie hin und wieder ein harter Gegenstand im Doppelschlag die Palissaden traf. Martin zögerte zweifelnd.

„Oeffnen Sie immerhin," raunte Oliva ihm zu, „ein Freund ist's, der mich begleiten wird."

Gleich darauf schlüpfte sie auf die Straße hinaus. Wenige Schritte hatte sie erst gethan, als Nicodemo sich an ihrer Seite befand und die eingeschlagene Richtung mit ihr weiter verfolgte.

„Wo ist Fegefeuer?" fragte sie gedämpft.

„Bereits voraus," antwortete Nicodemo, „er überwacht den Eingang des Parks."

„Wer hätte dem Bürschchen so viel Schlauheit neben seiner Gewissenhaftigkeit zugetraut. Ein Mann in gereiften Jahren könnte nicht umsichtiger und entschiedener zu Werke gehen."

„Eine ähnliche Frage schwebt über Deiner eigenen Persönlichkeit," versetzte Nicodemo finster.

Oliva lachte vor sich hin. „Du hast Recht," fügte sie herbe hinzu, „erlittene Unbilden erzeugen Haß, durch Haß aber werden Kinder und Weiber in Hyänen verwandelt. Wehe Demjenigen, der solchen Haß gegen sich herausforderte."

Eine kurze Strecke legten sie schweigend zurück, bevor Nicodemo in beschwörendem Tone anhob: „Oliva, gib es endlich auf, immer neuen düsteren Bildern Leben zu verleihen. Du weißt, wie es mich jedesmal erschüttert, Dich so sprechen zu hören. Es raubt mir den Muth und die Entschlossenheit, die erforderlich sind, Dir wachsam zur Seite zu stehen. Meine Hoffnungen reichen ja nicht weiter, als jedes Loos, gleichviel welches, mit Dir zu theilen."

„Vertrete ich eine ungerechte Sache?" fragte Oliva bitter.

„Nein, sicher nicht. Wohl aber wäre von einem weiblichen Wesen —"

„Erspare Dir und mir den Schluß," fiel Oliva sanft ein; „ob Weib oder Mann: es gibt Zwecke, die Beide gleich gut kleiden. Dir aber werden, wenn nicht schon in diesem Leben, wenigstens in jenem Deine Selbstlosigkeit und Treue reich gesegnet sein. Wollte Gott, es läge in meiner Gewalt, Deine Opferwilligkeit so zu lohnen, wie Du es tausendfach verdienst. Laß mich daher reden, wie mir gerade um's Herz ist. Du weißt ja, wie es mich jedesmal ergreift, so oft ich meine Rolle wechsle. Im Verkehr mit dem jungen schönen Mädchen, der Schwester des Kapitains, war mir, als hätte ich an meinen Empfindungen ersticken müssen."

„Möge ihre Gastfreundschaft ihnen selbst nicht zum Verderben gereichen," bemerkte Nicodemo.

Oliva fuhr auf. „Das darf nicht geschehen," erwiederte sie heftig, „nein, es kann nicht geschehen. Wir müssen Mittel finden, sie gegen hinterlistige Angriffe zu schützen, auf die eine oder die andere Art."

Wiederum verfolgten sie ihren Weg schweigend. Derselbe führte sie durch zwar breite, jedoch sehr spärlich belebte Straßen. Nach Ablauf einer Viertelstunde erreichten sie ein umfangreiches Grundstück, dessen von einem guß-

eisernen Gitter überragte Einfriedigungsmauer schon allein einen Millionenbesitzer verrieth. Hinter derselben dehnte sich ein Parkgarten aus, ein Beweis, daß man, den Werth des Bodens nicht achtend, nur die Annehmlichkeit des Lebens im Auge behielt. Zwischen den hohen Bäumen hindurch schimmerte, die Lage eines stattlichen Gebäudes verrathend, das durch Vorhänge gedämpfte Licht einer langen Fensterreihe herüber. In der Nähe des Thorweges gesellte Fegefeuer sich den beiden nächtlichen Wanderern zu.

„Heraus ist Keiner gekommen," antwortete er auf Nicodemo's Frage geheimnißvoll, „aber hinein ging noch Jemand vor einer Viertelstunde. Ich vermuthe, Alle sind beisammen jetzt," und auf ein Zeichen Nicodemo's huschte er nach der anderen Seite der Straße hinüber, um dort Wache zu halten.

Nicodemo hatte die Hand auf den Glockengriff gelegt.

„Es ist noch immer Dein Wille, Dich in die Wolfsgrube hineinzuwagen?" fragte er, bevor er läutete.

„Zu welchem anderen Zweck hätten wir die weite Reise unternommen?" erwiederte Oliva vollkommen ruhig.

Nicodemo zog an dem Griff. Aus der Richtung des Hauses drang der Ton einer Glocke gedämpft herüber.

„Ich werde mich mit Fegefeuer in Verbindung setzen und Dich an jener Mauerecke erwarten," sprach er leise.

„Ueberflüssig," hieß es gleichmüthig zurück, „jeden Weg, den ich einmal ging, finde ich immer wieder."

„In später Nachtstunde ist es für eine einzelne Dame rathsamer, sich unter dem Schutz eines Mannes zu befinden."

„Wie Du willst. Ich fürchte Niemand. Werde Du selbst nur nicht unruhig, wenn meine Rückkehr sich verzögern sollte. Bin ich beim Lichten des Tages nicht bei Dir, so weißt Du, was Du zu thun hast."

Im Garten wurden auf dem Kieswege Schritte vernehmbar. Nicodemo schlich eine kurze Strecke an der Mauer hin, wo er im Schatten überhängender Baumwipfel verschwand. In der nächsten Minute fragte eine Männerstimme zwischen den Stäben des Gitterthors hindurch: „Zu wem wünschen Sie?"

„Zu Herrn Palmer," antwortete Oliva kurz.

„Es ist bald Mitternacht. Zu solcher Stunde empfängt Herr Palmer keine Besuche mehr."

„Hätte ich keine dringende Ursache, so möchte ich mich schwerlich hierher bemüht haben. Oeffnen Sie und melden Sie mich an. Ich sehe erleuchtete Fenster. Wo andere Besucher weilen, wird eine einzelne Dame wohl noch Platz finden. Was stehen Sie da? Fürchten Sie sich etwa? Ich wiederhole: öffnen Sie, führen Sie mich in's Haus und melden Sie mich an."

„Wen soll ich anmelden?"

„Das werden Sie zu seiner Zeit erfahren."

Der so herrisch ertheilten Aufforderung glaubte der Mann, ohne Zweifel ein vertrauter Diener des Hauses, trotz der ihm gebotenen Vorsicht, keinen Widerstand entgegenstellen zu dürfen. Sobald Oliva eingetreten war, schlugen sie unverzüglich die Richtung nach dem Hause ein. Nach einigen Schritten bemerkte Oliva wie beiläufig: „Sagen Sie Herrn Palmer, es wünsche ihn Jemand zu sprechen, der Nachricht von Quinch brächte. Das wird genügen, mir Zutritt zu verschaffen."

„Von Quinch?"

„Von ihm. Vergessen Sie den Namen nicht."

„Ich hörte von einem Quinch, der oben am Kansas Truppen gegen die Unionisten kommandirt."

„Das ist Nebensache. Ich kenne Sie nicht, traue keinem Fremden. Meine Botschaft ist für Palmer bestimmt, und keinen Anderen."

Durch die rauhe Zurechtweisung offenbar beruhigt, stellte Oliva's Begleiter keine Fragen mehr; noch weniger hätte Oliva ein weiteres Wort an ihn richten mögen.

Vor dem Hause eingetroffen, erstiegen sie zehn oder zwölf Marmorstufen. Dort öffnete der Diener ein breites Portal, und Oliva höflich den Vortritt anbietend, gelangten sie in einen gedämpft erleuchteten, ringsum vorzugsweise mit Marmor bekleideten Vorraum. Den Fußboden bedeckten schwere dunkelrothe Teppiche. Blühende Topfgewächse und Blattpflanzen standen in Nischen und Winkeln. Beim Schein der durch Glocken von Milchglas geschützten Flammen eines kostbaren Kronleuchters musterte der Diener seine Begleiterin verstohlen. Deren bescheidener Anzug mochte ihm keine allzu hohe Meinung von ihr einflößen. Sobald er aber auf den blauen Schleier hinsah, durch dessen Gewebe hindurch zwei schwarze Augen ihm unwillig entgegenfunkelten, beschlich ihn eine gewisse Scheu. Er mochte sich vergegenwärtigen, daß nach Einbruch der Nacht vielfach Leute dort aus- und eingingen, die nicht dahin zu gehören schienen, und dennoch nach Abgabe irgend eines Paßwortes bereitwillig empfangen wurden.

„Nehmen Madame gefälligst auf eine Minute Platz. Binnen kurzer Frist bin ich zurück," bemerkte er ehrerbietig, bevor er durch eine Seitenthür verschwand.

Oliva achtete seiner nicht. Anstatt der Einladung Folge zu geben, wandelte sie einige Male auf und ab. Hätten die rauhen Wände einer Blockhütte sie eingeengt, so wäre der Eindruck auf sie kein anderer gewesen, als ihn jetzt die polirten Marmorflächen mit den reichen Vergoldungen auf sie ausübten.

Mehrere Minuten verstrichen, bevor der Diener zurückkehrte und sie aufforderte, ihm zu folgen. Ihr voraufschreitend, führte er sie durch eine breite Flügelthür in eine Art Vorzimmer, wo zwei mit blitzenden Krystallen

behangene Lampen die mit dunklem Stoff bekleideten Wände, unverkennbar werthvolle Oelgemälde und eine von nicht gewöhnlichem Reichthum zeugende Möbeleinrichtung beleuchteten.

„Die Lady ist gebeten, Platz zu nehmen," sprach er ehrerbietig, worauf er sich wieder in den Vorraum hinausbegab. Oliva schien es nicht vernommen zu haben. Zufällig war sie vor einen, ihre ganze Gestalt zurückstrahlenden Spiegel zu stehen gekommen. Einen gleichsam bedauernden Blick warf sie auf ihr Bild, um ihm alsbald achselzuckend den Rücken zuzukehren. Sie hatte diese Bewegung kaum ausgeführt, als eine dem Eingange gegenüberliegende Thür sich leise in den Angeln drehte, und ein bereits auf der Grenze des Greisenalters stehender, sich vornehm tragender Herr auf sie zuschritt. In dem feinen schwarzen Anzuge mit der blendend weißen Wäsche und dem erst wenig gelichteten weißen Haar, zumal in der zuversichtlichen Haltung, bot er das Bild eines Mannes, der gewohnt ist, zu befehlen. Derselbe Ausdruck wohnte auf dem knochigen, farblosen, glatt rasirten Gesicht, jedoch geeint mit der Undurchdringlichkeit eines Steingebildes.

„Sie haben durch Nennung eines besonderen Namens sich hier Zutritt zu verschaffen gewußt," begann er, sich leicht verneigend, und die Blicke auf den blauen Schleier heftend, suchte er in den hinter demselben befindlichen Zügen zu lesen. „Der Name selbst hat weiter keinen Werth für mich. Ich kenne nicht einmal einen Menschen dieses Namens, wollte indessen nicht unterlassen, mich wenigstens nach der Ursache Ihres seltsamen Auftretens zu erkundigen."

Oliva schlug den Schleier zurück und begegnete den Blicken Palmer's beinahe ausdruckslos.

„Sie kennen ihn dennoch, oder ich wäre abgewiesen worden," versetzte sie gleichmüthig, „aus sicherster Quelle

weiß ich es; aber auch, daß, wenn ich von hier fortgehe, Sie für jedes meiner Worte mir Dank wissen."

Schärfer prüfte Palmer das charakteristische Antlitz. Er entsann sich nicht, es je zuvor gesehen zu haben.

„Bitte, Madame, seien Sie ein wenig deutlicher," erwiederte er kalt.

„Wohlan denn," nahm Oliva mit ruhiger Sicherheit das Wort, „ich hoffe, es lauschen keine unberufenen Ohren, wenn ich Dinge zur Sprache bringe, die für einen Unionisten keinen guten Klang haben."

„Ah," entwand es sich in der ersten Ueberraschung gewissermaßen unbewußt den schmalen Lippen Palmer's, „doch ich bitte, Madame, nehmen Sie Platz," und höflich wies er auf einen Polsterstuhl. Dann weiter, nachdem er sich Oliva gegenüber niedergelassen hatte. „Sprechen Sie ohne Scheu; wir bleiben hier ungestört. Ich hoffe, es sind keine unangenehmen Ursachen, welchen ich die Ehre Ihres Besuches verdanke."

„Sie mögen selbst entscheiden," antwortete Oliva mit jener angeborenen jungfräulichen Würde, welche durch das ununterbrochene Feldleben der letzten Jahre nicht hatte abgeschwächt werden können. Sie zog ein blutbeflecktes Papier aus der Tasche und überreichte es Palmer, indem sie hinzufügte: „Betrachten Sie das. Vielleicht kennen Sie die Handschrift."

Dieser entfaltete den Brief, und die Blicke auf denselben senkend, erbleichte er tödtlich. Seine Hände zitterten. Deren Bewegung mühsam unterdrückend, sah er wieder in Oliva's regungslos ernstes Antlitz.

„Ja, ich kenne sie," räumte er mit heimlichem Widerstreben ein, „doch wie gelangte dieses Schreiben in Ihren Besitz und zwar in solcher Verfassung."

„Auf die einfachste Art. Ich erhielt es von einem Gesinnungsgenossen, der es gefunden haben wollte, und

ich sehe keinen Grund, die Wahrheit seiner Angaben zu bezweifeln. Quinch's Adjutant, ein gewisser John Kay, welcher die Korrespondenzen seines Kommandeurs zu führen hatte und daher den wichtigsten Theil der eingelaufenen Briefschaften der Sicherheit wegen stets bei sich trug, wurde nämlich von einigen abenteuernden Unionisten hinterlistig im Schlafe ermordet und aller Papiere beraubt. Der Gesinnungsgenosse, dessen ich erwähnte, betheiligte sich an der vergeblichen Verfolgung der Mörder und fand diesen offenbar verloren gegangenen Brief auf der Fährte. Als er mir denselben in Kansas City, wo ich zufällig weilte, vorlegte, begriff ich sofort die furchtbare Gefahr, in welcher Sie und andere angesehene Männer schweben. Auf meine dringende Vorstellungen überließ er mir den Brief. Dann reiste ich Tag und Nacht, um binnen kürzester Frist hierher zu kommen."

Palmer athmete tief auf. „Sie haben mit dem Muthe eines wahren Helden gehandelt," sprach er nach kurzem Sinnen, und auf's Aeußerste strengte er sich an, die ihn fast betäubende Unruhe zu verheimlichen; „aber die anderen Briefe — ich gestehe, meine Freunde und ich waren unvorsichtig. Von Begeisterung für unsere Sache gleichsam überwältigt, dachten wir nur an schnelles Handeln und vergaßen dabei, alle Möglichkeiten zu erwägen. Es müssen sich also noch andere Schriftstücke im Besitz des Erschlagenen befunden haben. Da entsteht die Frage, wo mögen diese geblieben sein? In den Händen eines Verräthers würden sie eine grauenhafte Waffe bilden."

„Unzweifelhaft im Besitz jener marodirenden Abenteurer, welche diesen verloren," erklärte Oliva gelassen, und die sich müde senkenden Lider verschleierten ein in der tiefsten Tiefe ihrer Augen sich entzündendes unheimliches Frohlocken; „hätte ich anders geglaubt, so gab es für mich keine Veranlassung zu der anstrengenden Reise

mitten zwischen den nördlichen Streitkräften hindurch. Ich kannte nur die einzige Aufgabe, zu warnen und zu retten, wo ein schweres Verhängniß über ahnungslosen Häuptern schwebte."

„Sie sind mit dem Inhalte dieses Briefes vertraut?"

Oliva lächelte mit einer gewissen Ueberlegenheit.

„Sie fragen nicht im Ernst," versetzte sie, und ein Anflug von Spott eilte über ihr Antlitz.

Palmer strich mit der Hand über seine feuchte Stirn, eine Bewegung, welche Oliva als ein Merkmal der sich steigernden Kopflosigkeit triumphirend begrüßte.

„Wo hatte ich meine Gedanken?" entschuldigte er die unbesonnene Frage. „Es schwebte mir vor, daß Ihre Reise, abgesehen von den drohenden Gefahren, mit erheblichen Kosten verbunden — ich weiß nicht, wie ich Ihnen gegenüber mich ausdrücken soll — Sie verkaufen mir vielleicht diesen Brief —"

Oliva richtete sich höher auf und fiel mit dem Lächeln einer unsäglichen Geringschätzung ein: „Mit anderen Worten, Sie möchten mich entschädigen. Können Sie das Geschick entschädigen, welches verhinderte, daß dieser Brief in unrechte Hände fiel? Stellen Sie mich daher mit dem Geschick auf dieselbe Stufe. Wenn ich in Begeisterung für mein südliches Vaterland das Leben täglich auf's Spiel setze, welchen Werth könnten da einige Dollars für mich haben?"

„Verzeihen Sie," bat Palmer bestürzt, und mühsam arbeitete er sich unter der Nachwirkung des ersten, jähen Schreckens hervor, „eine wohlgemeinte Frage war es, darauf begründet, daß Sie zur Fortsetzung Ihrer patriotischen Unternehmungen nothgedrungen über Mittel verfügen müssen —"

Und abermals unterbrach Oliva ihn mit dem Ausdruck beleidigten Gefühls: „Ich selbst bin nicht mittellos

und bereit, das Letzte auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Sollte ich aber irgend welcher Mittel bedürfen, so besitze ich Freunde genug, die entschlossen sind, mich in meinen Plänen zu unterstützen."

„Zählen Sie mich ebenfalls zu Ihren Freunden, ich bitte dringend darum," versetzte Palmer, von achtungsvoller Scheu vor der wunderbaren Erscheinung erfüllt, deren Stimme allein schon eine unerschütterliche Willenskraft verrieth; „auf alle Fälle hat diese kurze Abschweifung unseres Gespräches dazu gedient, mein Vertrauen zu befestigen. Doch um auf die von Ihnen überbrachten Nachrichten zurückzukommen: dieselben sind so wichtig, bedürfen in so hohem Grade des ruhigen Erwägens und Prüfens, daß ich bei einer Entscheidung über die zunächst zu beobachtenden Schritte die Verantwortlichkeit für die etwaigen Folgen einer Uebereilung oder Vernachlässigung nicht allein übernehmen kann. Ich werde Sie auf kurze Zeit verlassen, um mich mit einigen erprobten Freunden in's Einvernehmen zu setzen. Kehre ich zurück, so erfahren Sie meinen oder vielmehr unseren Entschluß unverblümt. Das Vertrauen, welches Sie mir durch Ihre Selbstlosigkeit entgegenbrachten, erheischt von unserer Seite dieselbe Offenheit."

Oliva neigte das Haupt beipflichtend, und gleich darauf befand sie sich allein. Sie hatte sich erhoben und wiederum, jetzt aber mit Absicht, kehrte sie sich dem Spiegel zu. Sie erschrak über sich selbst, in solchem Maße waren in ihren Zügen wilder Hohn und unauslöschlicher Haß zum Durchbruch gelangt. Anfänglich ihr Bild ernst betrachtend, lächelte sie plötzlich. Es war das Lächeln eines Dämons, ausgestattet mit den verführerischen Reizen eines von der Natur bevorzugten Weibes.

Elftes Kapitel.

Bald nach Abfall der Südstaaten von der Union war über St. Louis eine Art Belagerungszustand verhängt worden. Das hinderte indessen nicht, daß die Streitkräfte der Rebellen, namentlich die Guerrillabanden, von hier aus Unterstützung durch offene wie verkappte Secessionisten erhielten. Zu diesen zählten dort zeitweilig wohnende Plantagenbesitzer und ehemalige Sklavenzüchter, die sich zu Vereinen zusammengethan hatten. Deren ganzes Dichten und Trachten lief darauf hinaus, im Geheimen Verrath und Intriguen gegen die Bundesregierung und deren Anhänger zu spinnen. Anscheinend harmlos in den Tag hinein lebend und wenig Sympathie für den Süden zur Schau tragend, hielten sie die Fäden eines weit verzweigten Spionirsystems in den Händen, welches nur zu oft verderblich für diesen oder jenen unionistischen Truppenkörper, aber auch einzelne gefürchtete oder gehaßte Persönlichkeiten wurde.

Eine derartige Gesellschaft hatte sich an jenem Abend im Hause Palmer's zusammengefunden, wo ihr drei aneinander stoßende Prunkgemächer zum Aufenthalt eingeräumt worden waren.

Obwohl den Gästen, vielleicht achtzehn an der Zahl, eine den Verhältnissen des Besitzers entsprechende glänzende Aufnahme und Bewirthung zu Theil wurde, herrschte doch eine ernste, sogar gedrückte Stimmung unter ihnen. Gruppenweise saßen sie beisammen, die jüngsten Niederlagen der Secessionisten, gewissermaßen die Vorläufer ihres gänzlichen Zusammenbruchs, eifrig berathend und erörternd.

Seitdem Palmer zu Oliva gerufen worden war, hatte peinliche Spannung die bisherige lebhafte Unterhaltung in Fesseln geschlagen. Dieselbe steigerte sich zur tiefen Besorgniß, als er wieder eintrat und Jeder auf seinen

Zügen eine Schreckenskunde las. Er suchte zwar die sich ängstlich Herandrängenden mit wenigen ernsten Worten zu beruhigen, allein es gelang ihm nicht; ohne beschwichtigende Wirkung blieb sein Versprechen, nach Oliva's Abfertigung mit ausführlichen Mittheilungen nicht zurückzuhalten. Wie eine schwarze Ahnung lastete es auf allen Gemüthern; in demselben Maße, wie die Ungewißheit folterte, wuchs auch die Erbitterung. In wildem Haß und finsterem Fanatismus erstickten gleichsam alle anderen menschlichen Regungen. Erst als Palmer sich mit mehreren älteren Häuptern entfernte, rückte man wieder zusammen, um bald diese, bald jene Muthmaßung mit unwillkürlich gedämpfter Stimme aufzustellen und zu erwägen. Doch welche Meinung man vertreten mochte: vorherrschend blieb das Gefühl drohenden Unheils. Was aber in einem solchen Kreise verhandelt und vorbereitet wurde, das konnte, wenn auch in den Hauptsachen auf vereinzelte Mitglieder entfallend, nur Höllenwerk sein. —

Beinahe eine Viertelstunde hatte Oliva sich allein befunden, als Palmer wieder bei ihr erschien. Vier Herren, ungefähr gleichalterig mit ihm, in ihren Physiognomien die unzweideutigen Merkmale heftiger Erregung, begleiteten ihn. Oliva hatte wieder Platz genommen. Deren höflichen Gruß beantwortete sie durch kurzes Neigen des Hauptes. Als sie gewahrte, daß die Herren Stühle wählten, von welchem aus sie ihr Antlitz zu überwachen vermochten, zuckte verhaltener Spott um ihre Lippen. Es galt ihr als Beweis, daß das Vertrauen in ihre Person dennoch kein so unbedingtes, wie Palmer sie glauben machen wollte. Eine Vorstellung fand nicht statt. Die Begleiter des Hausherrn waren durch ihn offenbar über Alles unterrichtet worden, und so knüpfte dieser ohne weitere Einleitung an das zuvor geführte Gespräch mit den Worten an: „Ueber Bedeutung und Zweck des auf-

gefundenen Briefes können auch bei Ihnen keine Zweifel walten. Er wurde geschrieben, um Quinch und sein Kommando in ihren Bewegungen zu lenken. Zu beklagen ist nur, ich wiederhole es, daß andere Schriftstücke ähnlichen Inhaltes muthmaßlich in die Hände von Leuten fielen, welche dieselben, zumal hier am Ort unter der Gewalt unionistischer Behörden, unfehlbar als eine verhängnißvolle Waffe gegen uns benutzen werden."

Die Pause, welche er eintreten ließ, galt Oliva als eine stumme Frage. Dieselbe beantwortend, neigte sie das Haupt zustimmend. Keine Linie ihres ernsten Antlitzes verrieth den höhnischen Triumph, der in ihrem Inneren webte.

„Gut, Madam," sprach Palmer weiter, „zunächst eine Frage, die im ersten Augenblick vielleicht zudringlich erscheint, jedoch am wenigsten darauf berechnet ist, Sie zu verletzen: was führte Sie, nach Ihrem Aeußeren zu schließen, eine Mexikanerin, gerade nach jenen Landestheilen, welche zu unterwerfen Quinch sich zur Aufgabe gemacht hatte?"

Oliva runzelte die Brauen. Indem sie Palmer fest ansah, wichen, wie in Entrüstung, ihre Lippen ein wenig weiter von den weißen Zähnen zurück. Sie hatte es gleichsam im Gefühl, daß sie sich auf dem Wege befand, die vor ihr Sitzenden bis zu einem gewissen Grade zu beherrschen. Die unglaubliche Gewandtheit und kaltblütige Berechnung, welche sie sich im Felde in den Stunden der Gefahr aneignete, bewährten sich auch hier im berathenden Verkehr mit den verhaßten Feinden.

„Ich antworte mit der Gegenfrage," sprach sie gelassen, „was bewog Sie, Ihre Berichte und Rathschläge eben dahin zu senden? Zweifeln Sie an meinem guten Willen, einer gerechten Sache zu dienen, so haben Sie nur nöthig, die Zusammenkunft aufzuheben, und ich ziehe meines Weges. Auch mir drohen Gefahren, so daß ich

sogar den erprobtesten Gesinnungsgenossen gegenüber mit Aufschlüssen betreffs meiner Vergangenheit vorsichtig zu Werke gehen muß. Mein Name und meine Lebensgeschichte haben nichts mit den der Konföderation oder deren Anhängern zu leistenden Diensten zu schaffen."

„Dann bitte ich um Verzeihung," erwiederte Palmer schnell, immer mehr dem Einfluß der seltsamen, unheimlich ernsten Fremden nachgebend; „nichts lag mir ferner, als Ihre Opferwilligkeit mit Kränkungen zu lohnen. Daher eine andere Frage: ahnen Sie vielleicht, in wessen Hände die geraubten Briefschaften fielen?"

„Wahrscheinlich in die des berüchtigten nördlichen Spions Kampbell. Ich müßte mich sehr täuschen, wären der Mord des Adjutanten und der Raub der Papiere nicht auf sein Anstiften zurückzuführen."

„Kampbell und immer wieder dieser Kampbell," versetzte Palmer, zu seinen Freunden gewendet, in deren verfinsterten Physiognomien peinliche Ueberraschung aufleuchtete. „Sogar Quinch nannte ihn mehrfach in seinen Berichten und schilderte ihn als einen der verwegensten Schurken, der je den Galgen verdiente. Ueberall, wo nur immer ein Teufelsstreich in diesem Theil des Landes gegen die Konföderation ausgeführt wird, kann man beinahe mit Sicherheit darauf rechnen, daß dieser verruchte Spion dahinter steckt." Und wieder zu Oliva gewendet: „Sahen Sie ihn jemals?"

„Niemals. Er ist der einzige Mensch, den ich wirklich fürchte."

„So kennen Sie auch kein Mittel, die geraubten Papiere zurück zu erlangen? Mit Freuden opferte ich eine hohe Summe, um den möglichen Folgen des Verlustes der Briefschaften auszuweichen."

„Befinden sie sich in seinem Besitz, so gibt er sie um keinen Preis heraus," versetzte Oliva überzeugend; „ich

hörte genug von ihm, um behaupten zu dürfen, daß weder mit List, noch mit Gewalt etwas gegen ihn auszurichten ist."

„Man müßte einen Preis auf seinen Kopf setzen, alle unsere Spürhunde gegen ihn loslassen," betheiligte einer der anderen Herren sich nunmehr in heftiger Erregung an dem Gespräch; „ich selbst biete tausend Dollars und mehr."

Oliva zuckte die Achseln und bemerkte geringschätzig: „Ein Mann seines Schlages wird nicht leicht eingefangen. Und wer kennt ihn? Weiß man wirklich seinen Namen, so mag man ihm zehnmal begegnen, ohne zu ahnen, wen man vor sich hat. Er ist zu gut bedient; oft genug erhielt ich die Beweise dafür, und zwar auf eine Art, daß ich nur wie durch ein Wunder den gegen mich eingeleiteten Nachstellungen entschlüpfte."

„Sie besitzen eine große Sachkenntniß und ein klares Urtheil," nahm Palmer wieder das Wort, „es ist daher gerechtfertigt, wenn ich die Frage an Sie richte: welchen Gebrauch, glauben Sie, würde Kampbell möglichen Falls von den betreffenden Schriftstücken machen?"

„Meines Erachtens kann das nur von Umständen abhängen," antwortete Oliva bedachtsam; „aus dem von mir überbrachten Schreiben scheint hervorzugehen, daß die in demselben enthaltenen Rathschläge durch die in den geraubten verzeichneten ergänzt wurden."

„So verhält es sich. In den einzelnen Theilen unverständlich, war das Ganze darauf berechnet, Quinch in seinen Märschen derartig zu bestimmen, daß seine Bahn nicht von unionistischen überlegenen Streitkräften gekreuzt wurde."

„Darf ich wissen, worauf Alles hinausläuft?"

„Weshalb nicht, zumal durch den Verlust der Briefe die bisherigen Pläne hinfällig geworden sind? Es muß

wenigstens befürchtet werden, daß Quinch in deren weiterer Verfolgung den über seine Bewegungen unterrichteten Unionisten gerade in die Arme liefe. Der Grundgedanke bleibt freilich bestehen, und der lautet dahin, daß bei den nächsten Zusammenstößen, die voraussichtlich bei Kansas City oder tiefer im Innern des Staates Missouri stattfinden, die Guerrillabanden in der Lage sind, im Rücken der Unionisten zu operiren und dadurch um so nachdrücklicher in die Gefechte einzugreifen." Hier wendete Palmer sich wieder mit einem Anfluge von Begeisterung an seine Freunde: „Gelingt es uns, durch neue, genau abgefaßte Weisungen die verschiedenen Banden, die südlich auf der Grenze von Arkansas, wie die in der Nachbarschaft des Ozarkgebirges hausenden und die von Quinch kommandirte zur rechten Stunde zusammenzubringen, so bilden sie immerhin eine Streitmacht, mit welcher die schwächeren Armeetheile, ob Vorhut oder Nachhut, der Unionisten zu rechnen haben würden. Es ist sogar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß, wenn dieser Plan glückt, die vereinigten Guerrillaschaaren eine günstige Entscheidung beschleunigen. Nur zwei gewonnene Schlachten, durch welche die Nordarmee vernichtet wird, und Missouri mit seiner zum großen Theil secessionistisch gesinnten Bevölkerung fällt dem Süden wieder zu; das aber könnte einen gänzlichen Umschwung der augenblicklich für uns mißlichen Verhältnisse nach sich ziehen."

„Es müßten also schleunigst neue Rathschläge an Quinch und die anderen Chefs übermittelt werden," meinte abermals einer der mit unverkennbarer Ehrerbietung zu Palmer aufschauenden Herren.

„Das Wort ‚schleunigst' möchte ich zurückweisen," versetzte ein Anderer, „bevor wir überhaupt neue Rathschläge entsenden, müßten wir selbst über die Pläne der in der Nachbarschaft von Kansas sich zusammenziehenden feind-

lichen Streitkräfte genau unterrichtet sein, und das erfordert Zeit und Geduld."

„Das kann und darf nicht lange dauern," wendete Palmer zuversichtlich ein, „die Entscheidungskämpfe in unserem Staate sind vor der Thür und unsere Freunde in Kansas City auf der Wacht. Sogar über die kleinsten Vorbereitungen, von welchen man auf die hinter denselben sich entwickelnden Pläne zu schließen vermag, gelangen regelmäßig ausführliche Berichte in meine Hände, und aus diesen gehen die für die Guerrillachefs bestimmten Weisungen gewissermaßen von selbst hervor. Wie lauten Ihre Ansichten darüber?" kehrte er sich Oliva zu, deren ruhige Haltung und verschlossenes Antlitz undurchdringlich verbargen, mit welcher regen Spannung sie dem Gespräch folgte.

„Meine Ansichten sind die einer Frau," antwortete diese eintönig, „sie können sich also nur in einem dumpfen Gefühl begründen. Darum befragt, muß ich freilich darauf hinweisen, daß ein Zusammenziehen der Guerrillabanden erst kurz vor den letzten Entscheidungskämpfen rathsam erscheint. Denn ist es den einzelnen Abtheilungen erleichtert, überall, wo sie gerade weilen, sich auskömmlich zu verproviantiren, so stößt das bei einer nach Tausenden zählenden irregulären Truppe auf unüberwindliche Hindernisse. Auch birgt es nicht zu unterschätzende Gefahren in sich, wenn die verschiedenen Banden verfrüht einheitliche Märsche ausführen, deren Zweck ziemlich durchsichtig. Ich würde daher anrathen, sie so lange auseinander zu halten, wie es als vereinbar mit dem beabsichtigten Unternehmen gilt."

„Man sollte glauben, Sie hätten Ihre Ausbildung in einem Generalstab erhalten," versetzte Palmer erstaunt, „Ihre Gründe sind schlagend und verständlich — freilich, Sie befanden sich an Ort und Stelle, ein Vorzug, dessen

sich Keiner von uns rühmen darf — und als solche verdienen sie sicher die größte Berücksichtigung. Ich setze voraus, Sie kehren in absehbarer Frist nach dem oberen Missouri und Kansas zurück. Wären Sie in solchem Falle geneigt, diese oder jene Botschaft an bestimmte Persönlichkeiten gelangen zu lassen? Sie begreifen, solche durchaus sichere Gelegenheiten bieten sich zu selten, als daß wir sie unbenützt vorübergehen lassen dürften."

Oliva sann nach. Erst nach einer Weile antwortete sie zögernd: „Sie übersehen, daß derartige Botschaften, würden sie bei mir entdeckt, mein Verderben unfehlbar besiegelten. Aber immerhin, sie könnten in unverfänglicher Form verfaßt sein. Außerdem müßte mit Namen und Aufschriften vorsichtig verfahren werden. Ich erinnere Sie an den von mir überbrachten verhängnißvollen Brief, der mir auf Grund seines unerhört ausführlichen Inhaltes als Wegweiser bis vor Ihre Thür diente. Auch gebe ich zu bedenken, daß ich als Frau schwerlich jedesmal in die Lage gerathe, sie persönlich übermitteln zu können."

„Sie würden auf alle Fälle einen zuverlässigen Boten wählen."

„Wer vermag in jedes Menschen Herz zu lesen?"

„Ich baue auf Ihren Scharfsinn, mit welchem ungewöhnlicher Muth sich paart. Doch wann gedenken Sie aufzubrechen?"

„Es kann Tage, auch Wochen dauern. Zufälligkeiten entscheiden darüber."

„Unter allen Umständen werde ich Sie wiedersehen? Vielleicht empfiehlt es sich, mir anzuvertrauen, wo Sie wohnen?"

„Ich wohne nicht, sondern halte mich nur versteckt. Mit meinem auffälligen Aeußeren muß ich doppelt auf der Hut sein. Erhielte Kampbell eine Ahnung von meinem

Wirken, so wäre ich verloren, und Andere mit mir. Ich gewann den Eindruck, daß vor dem Scharfblick dieses unsichtbaren Feindes nichts verborgen bleibt. Zahlreiche Helfershelfer müssen ihn unterstützen, oder es wäre ihm nicht möglich, überall und nirgends zugleich zu sein. Aus solchen Ursachen suche ich auch am liebsten meine Zuflucht mitten unter unseren gehässigsten Feinden."

„Wie soll ich Ihnen etwaige Botschaften und Aufträge zustellen?"

„Gar nicht. Um ganz sicher zu sein, verschweige ich sogar Ihnen meinen Aufenthaltsort. Bin ich erst über meinen Aufbruch schlüssig geworden, spreche ich wieder hier vor. Bis dahin halten Sie Alles bereit, was Sie mir anzuvertrauen wünschen. Zugleich ertheilen Sie hier im Hause Befehl, mich sofort bei Ihnen anzumelden, anstatt mit Fragen zu belästigen."

Mit diesen Worten erhob sich Oliva. Eine vornehm abgemessene Verneigung vor den anderen Herren galt als Abschiedsgruß; dann begleitete Palmer sie in die Vorhalle hinaus, wo der Diener darauf wartete, den Thorweg für sie zu öffnen.

„Eine wunderbare Erscheinung," erklärte Palmer, als er zu seinen Freunden zurückkehrte und mit ihnen den Weg nach den Gesellschaftsräumen einschlug; „welche Erfahrungen gehören dazu, in einer Person, welche gewiß geschaffen gewesen, der Mittelpunkt eines glücklichen Familienlebens zu werden, eine derartige Entschlossenheit, eine derartige Todesverachtung zur Reife zu bringen."

„Erfahrungen, die weniger glühenden Patriotismus, als bitteren, unauslöschlichen Haß erzeugten," lautete die Erwiederung; „ich beobachtete sie scharf. Jede Linie ihres in der That schönen Antlitzes verrieth eine Willenskraft, wie man sie in manchem Manne vergeblich suchen würde. Trotzdem halte ich für dringend geboten, sie fortgesetzt zu überwachen."

„Ueberwachen? Ja," erklärte Palmer; „allein so vorsichtig, daß sie keine Ahnung davon erhält, vorausgesetzt, wir erfahren, wo sie weilt. Dieselben Zufälligkeiten, welche sie, eine Mexikanerin, in den südlichen Verband trieben, können eine plötzliche Sinnesänderung in ihr verursachen, und sie wäre ein gefährlicher Feind."

„Ein furchtbarer Feind," bestätigte ein Anderer, „um so ernster ist es geboten, auszukundschaften, wo sie ihren Unterschlupf fand. Wir müssen wissen, mit wem sie verkehrt, wer bei ihr ein und aus geht."

„Und nochmals rathe ich dringend zur Vorsicht," versetzte Palmer, „namentlich in der Wahl der zu Kundschafterdiensten heranzuziehenden Personen. Ich erinnere daran, welche Mühe es kostete, den alten Findegern, diesen verbissenen deutschen Unionisten, in seiner festungsartig eingeschlossenen Wüstenei unseren Blicken zugänglich zu machen. Es konnte eben nur durch meine Tochter geschehen. Jeder andere Versuch wäre an der Rohheit dieses auf seinen Reichthum trotzenden deutschen Bären gescheitert."

„Bestätigte sich auch nur der kleinste Theil des auf ihm ruhenden Verdachtes?" warf ein Anderer mürrisch ein, „ich glaube nicht; für einen einfältigen, aufgeblasenen Gesellen halte ich ihn, dessen Hauptkraft im Poltern und dem Bewußtsein liegt, die ihn umringende Wüstenei zu jeder Stunde in einen Haufen Gold verwandeln zu können. Wenn er nur hin und wieder sein Banner prahlerisch hissen und sein buntes Haus bewundern kann, ist er zufrieden."

„Der hinterlistigste Gauner ist er, der je unter der Maske der Einfalt verrätherische Politik trieb," wendete Palmer erregt ein; „wer hätte ihm die Ueberlegung zugetraut, sich in hervorragender Weise an dem Treiben unserer gefährlichsten Gegner zu betheiligen und sein Haus zum Versammelungsort der böswilligsten Elemente her-

zugeben? Und dafür erhielt ich unwiderlegliche Beweise. Da ist zum Beispiel dieser Kapitain Houston. Seitdem er wieder einen Fuß vor den anderen zu setzen vermag, wurde er gewissermaßen die Seele jener politischen Vereinigungen, die unablässig über den Untergang der Secession brüten. Wenn aber ein solcher Mann nicht nur persönlich mit diesem verschlagenen Sargfabrikanten verkehrt, sondern auch im Briefwechsel mit dessen junger Hausgenossin steht, wie soll ich das anders deuten, wenn nicht als Verrath? Doch jetzt nichts mehr davon; meine hochherzige Tochter muß geschont werden."

Langsam verschiedene Gemächer durchschreitend, im Eifer des Gesprächs zuweilen auch stehen bleibend, waren sie vor den Gesellschaftsräumen eingetroffen. Die Flügelthür öffnete sich. Lichterglanz strömte ihnen entgegen. Frauen und Mädchen in rauschenden Gewändern umringten sie. Erwartungsvoll hingen alle Blicke an ihren Augen.

— — — — — — — — — — — —

Nachdem Oliva auf die Straße hinausgetreten war, säumte sie nach den ersten wenigen Schritten so lange, bis das Geräusch herüberdrang, mit welchem der Diener das Hausportal hinter sich schloß. Dann umkehrend eilte sie in entgegengesetzter Richtung davon. An der Ecke der Parkeinfriedigung gesellten Nicodemo und Fegefeuer sich zu ihr, Letzterer, um nach kurzem Gruß vorauszutraben und den von ihnen zu verfolgenden Weg gewissermaßen zu überwachen.

„Errangst Du irgend einen nennenswerthen Erfolg?" fragte Nicodemo, sobald der Negerbursche außer Hörweite getreten war.

„Ueberraschende Erfolge," antwortete Oliva gelassen, „sie sind in die Falle gegangen. Durch den Brief kopflos geworden, klammerten sie sich, jede Vorsicht außer Acht lassend, gewissermaßen an mich und meine Rathschläge

an, als ob von mir die Abwendung einer großen Gefahr zu erwarten gewesen wäre."

„Wenn erst ruhigere Ueberlegung Platz griff, wird das Erwachen des Argwohns nicht ausbleiben," warf Nicodemo besorgt ein.

„Wohl schwerlich; zu bedachtsam ging ich mit der Aufstellung des Netzes zu Werke. Zunächst verschaffte man mir Einsicht in ihre heimlichen Pläne — ich hätte lachen können über ihren Unverstand. Außerdem wird man mir die Mittel zu ihrem eigenen Verderben wie zu dem Quinch's einhändigen. Was liegt mir an ihnen? Meinetwegen mögen sie bis an's Ende der Welt Verrath spinnen, wenn es uns nur gelingt, des verruchten Bandenchefs habhaft zu werden. Und das hoffe ich jetzt zuversichtlich. Ich müßte mich sehr täuschen, würde es nicht in unsere Hand gegeben, auf Grund der neuen Weisungen ihn am oberen Kansas festzuhalten und gänzlich abzuschneiden. Nachher sehen wir weiter."

„Du fürchtest nicht, durchschaut worden zu sein?"

„Nein. Der Schrecken, den ich ihnen einflößte, verwandelte sie in Wachs, welches ich in jede mir zusagende Form zu kneten vermochte."

„Ich frage Dich besorgt: wird die Täuschung lange bestehen können?"

„Lange genug, ich bezweifle es nicht, um mit Muße unsere Vorbereitungen zu treffen und dann von hier zu verschwinden," sprach Oliva. Sie lachte spöttisch, indem sie bemerkte: „Es ist ergötzlich, wie sie den Kampbell fürchten."

„Laß Dich nicht zu sehr in Sicherheit wiegen. Auch sie sind gewohnt, überall Verrath zu wittern."

„Mögen sie. Ich gab ihnen solche Erklärungen, daß es sie kaum überraschen kann, mich im Kreise ihrer hartnäckigsten Gegner ausfindig zu machen."

„Deine jetzige Zufluchtsstätte kennen sie nicht?"

„Sie befragten mich darum. Ich wies sie kurz ab."

Nicodemo schwieg. Erst nach einer Pause fragte er wieder: „Du bist zufrieden mit Deiner augenblicklichen Lage?"

„Dem Kapitain Durlach sind wir zu großem Dank verpflichtet. Ich hätte kein besseres Unterkommen finden können. Die Zuverlässigkeit der neuen Hausgenossen wird nur durch ihre Güte übertroffen. Sogar in den Seltsamkeiten des alten Sargfabrikanten offenbart sich Menschenfreundlichkeit."

„Seine Nichte, die Schwester des Kapitains, soll ein liebes Kind sein."

„Sie übte auf mich den Eindruck eines Engels der Unschuld aus."

„Wenn Du mit ihr fortan im täglichen Verkehr bliebest —"

„Um die Aermste zu verbittern? Ihren Glauben an die Menschheit heillos zu erschüttern?"

„Im Gegentheil; um Dich ihrem besänftigenden Einfluß zu unterwerfen."

Oliva lachte herbe. „Und solchen Vorschlag muß ich von Dir hören?" fragte sie vorwurfsvoll. „Freilich, was Du sprichst, kommt aus einem edlen treuen Herzen. Du kennst mich indessen genugsam, um zu wissen, daß ich mein Ziel nie aus den Augen verliere. Und zu ihr gehöre ich am wenigsten. Mit heimlichem Beben reichte ich ihr die Hand. Hätte sie geahnt, daß dieselbe Hand nicht zögerte, das tödtliche Geschoß auf einen Mitmenschen zu entsenden, so würde sie entsetzt vor deren Berührung zurückgebebt sein."

„Du befandest Dich in der Rolle eines Kriegers, zugleich in der Vertheidigung Deines eigenen Lebens. Wer dürfte wagen, daraus einen Vorwurf gegen Dich zu erheben? Dein eigenes Gewissen straft Dich nicht; das genügt."

„Nein, sicher nicht. Aber es würde mich strafen, kehrte ich plötzlich auf der von mir mit so viel Hingebung verfolgten Bahn um."

Nicodemo antwortete nicht. Bald darauf lag die zu dem Schneckenhause führende Pforte vor ihnen. Die nächste Thurmuhr meldete das Ende der Mitternachtsstunde. Vergeblich sahen sie sich nach Fegefeuer um.

Nicodemo war eben im Begriff, den Thürklopfer zu heben, als auf der anderen Seite eilige Schritte sich näherten. Der gewandte Bursche hatte den Zaun überstiegen und war nach dem Hause hinübergelaufen, wo Hobel ihn bereits anmeldete. Martin kam ihm auf der Veranda entgegen und begleitete ihn ungesäumt nach dem Thorwege hinüber. Nachdem Oliva eingetreten war, schlüpfte Fegefeuer hinaus, um Nicodemo fernerhin als Wegweiser zu dienen.

Gleich darauf wurde Oliva von Margaretha in der Hausthür willkommen geheißen und in ihre Wohnung geleitet. Dort stand ein Mahl bereit; ebenso war ein sauberes Bett für sie aufgeschlagen worden. Gleichzeitig hatten die beiden innig verbundenen zänkischen alten Junggesellen sich in ihre Gemächer zurückgezogen.

Ein halbes Stündchen später, da war das letzte Licht in dem Schneckenhause erloschen.

Zwölftes Kapitel.

Die am Mississippi hinführende breite Werftstraße war die einzige, welche fast die ganze Nacht hindurch reges, sogar geräuschvolles Treiben aufzuweisen hatte. Auf der einen Seite in der ganzen Länge der Stadt und darüber hinaus von einer Reihe dicht nebeneinander liegender, meist seit Jahren zum Nichtsthun herabgewürdigter Dampfer begrenzt, erhoben sich auf der anderen hoch hinaufragende

Häuser, die vorzugsweise dem Geschäftsverkehr dienten. Während die oberen Stockwerke zum Theil von Lagerräumen und Comptoirs nebst dazu gehörigen Wohnungen eingenommen wurden, wechselten in den niedrigen Erdgeschossen offene Läden mit luftigeren Trinkhallen und räucherigen Kneipen ab.

Von letzteren namentlich gingen Licht und Leben aus, welche auf der Werftstraße die Nacht eigentlich nie recht zur Geltung kommen ließen.

Diese Geschäfte waren es auch, welche in ihrem Betriebe durch den herrschenden Krieg am wenigsten beeinträchtigt wurden. Im Gegentheil, sie schienen durch denselben noch zu gewinnen; denn keine Stunde des Tages oder der Nacht verstrich, zu welcher daselbst nicht gutes Gold in fuseligen Whisky, braungefärbten Rum und sonstige Getränke umgesetzt worden wären. Und Geld gab es ja genug, denn wer hätte nicht mit Fleiß darnach getrachtet, von den Millionen, welche die Vereinigte Staaten-Regierung täglich verausgabte, so viel, wie nur irgend möglich, in die eigene Tasche gleiten zu lassen. Kein Wunder daher, wenn es Leute gab, die den Krieg heimlich einen Segen nannten und ihm eine ewige Dauer wünschten.

Es war um die Mitte der zweiten Morgenstunde, als Nicodemo und Fegefeuer, nachdem sie sich von Oliva getrennt hatten, der Werftstraße stromabwärts folgten. Sie hielten sich auf dem vor den Häusern hinlaufenden breiten Bürgersteige, wo sie in kurzen Zwischenräumen an offenen Thüren und Fenstern vorüberkamen, aus welchen ihnen wüster Lärm, gedämpfte röthliche Beleuchtung und eine mit ätzendem Tabaksrauch und Branntweinduft gefüllte Atmosphäre entgegenströmte. Soldaten in den verschiedensten Uniformen, welche ihre kurze Anwesenheit in der Stadt, bevor es überhaupt mit allen irdischen Genüssen

vorbei war, nach besten Kräften ausnutzten, saßen bunt durcheinander mit Werftarbeitern und Heizern, die nichts Eiligeres zu thun hatten, als den Tagesverdienst wieder an den Mann zu bringen. Da sah man verwitterte Gestalten in Lederröcken, die aus dem Norden herunter gekommen waren, und mexikanische Vaqueros und Packknechte, welche die Prairien im Dienste kluger Spekulanten mit Schlachtvieh gekreuzt hatten. Auch Halbindianer in phantastischen Trachten erblickte man, und vereinzelte Vollblütige im bunten Federschmuck, denen der Whisky nicht weniger mundete, als den Farbigen, vom kohlschwarzen Neger herunter bis zum lichtbraunen Quarteronen; kurz alles Mögliche, was durch die rauhen Zeiten von Ort zu Ort getrieben wurde und sich überall gleich heimisch oder fremd fühlte, war hier vertreten.

„Da ist die rothe Laterne," erklärte Fegefeuer, nachdem er eine Weile an Nicodemo's Seite einhergetrottet war; „das ist der Ort. Ich kenne ihn erstaunlich genau, und drinnen gewesen bin ich ebenfalls mit meines Vaters Bruder. Der ist nämlich ein grausam kluger Schwarzer."

„Ich weiß, Schlingel," unterbrach Nicodemo ihn streng, aber doch gutmüthig, „Du hast weiter nichts zu thun, als Deine Augen offen zu halten und Deine Polsterlippen zwischen die Zähne zu klemmen, damit Du nicht anders redest, als wenn ich Dich um etwas befrage."

„Ich kann mächtig schweigen, wenn's an der Zeit ist," versetzte Fegefeuer lebhaft, „und wo's nicht hindert, da rede ich gern für Dreie. Ich liebe den Master Nicodemo; ich liebe alle Männer erstaunlich, die gegen die Südlichen sind. Die haben nämlich meinen Vater gehangen und meine Mutter gepeitscht, daß sie d'ran starb, weil sie 'nem flüchtigen Nördlichen auf den Weg halfen. Und mein Vater war ebenfalls ein schwarzer Gentleman erster Klasse; und als wir ihn von dem Baumast abschnitten — zwei

Jahre ist's her, und die Sklaven waren noch nicht frei — um ihn in die Erde zu legen, da weinte ich eine Woche lang Tag und Nacht; und zu jener Stunde verschwor ich mich, ich wollt's den Südlichen heimzahlen auf die eine oder die andere Art, und kostete es mich das Leben."

„Nun ja, Fegefeuer, das verarge ich Dir nicht, und Du bist sicher nicht der Erste, der durch Rachedurst vor der Zeit zum Manne wurde. Zu bedenken gebe ich Dir aber, daß jeder Mensch nur ein einziges Leben zu verlieren hat. Fällst Du in die Gewalt der im Finsteren schleichenden Rebellen und sie erkennen in Dir einen getreuen Diener der Union, so gebe ich keinen Cent für Deine gesunde Windpfeife."

„Die fangen mich nicht," wendete Fegefeuer lachend ein, und zum Beweise schlug er während des Einherschreitens neben Nicodemo dreimal hintereinander ein Rad, „kein Mauseloch ist mir zu eng, um mich vor den Schurken zu verkriechen, und heißt's erst rennen — hahaha!" und abermals schlug er mit unglaublicher Gewandtheit ein dreifaches Rad.

„Schon gut, Schlingel," bemerkte Nicodemo mit ernsterer Entschiedenheit, „ich weiß jetzt, was Du verstehst, und hab' Dich gern, weil hinter Deinem schwarzen Fell mehr Treue und Zuverlässigkeit wohnen, als in manchem weißen Senator. Jetzt aber sei verständig, wenn wir gute Freunde bleiben sollen."

Fegefeuer lachte verstohlen vor sich hin, gab indessen sonst keinen Laut mehr von sich, und nach wenigen Schritten gelangten sie vor die weit geöffnete Thür unterhalb der rothen Laterne.

„Zum lustigen Rekruten," hieß die Kneipe, wie das zwischen Thürrahmen und Laterne angebrachte umfangreiche Schild besagte. Verdeutlicht wurde die Inschrift für Diejenigen, die des Lesens nicht kundig, durch das

Bildniß einer, Glas und Flasche schwingenden uniformirten fratzenhaften Gestalt, die mit zum Tanz auseinandergeschlagenen Beinen in der Luft schwebte.

Beim Eintreten mußten Nicodemo seine Augen zuvor an die röthliche nebelhafte Beleuchtung gewöhnen, bevor es ihm möglich war, sich nach einem Winkel durchzudrängen, wo er sich ungestört würde niederlassen können. Doch um bis dahin zu gelangen, gab es Schwierigkeiten zu besiegen. Wie ein Wall umlagerten die verschiedenartigsten Gestalten den beinahe über die ganze Breite des Raumes reichenden Schänktisch. Von dort aus vertheilten sie sich nach allen Richtungen in lärmende lichtere Gruppen, jedoch nicht licht genug, um beim Einherschreiten die Berührung mit dieser oder jener gänzlich zu vermeiden. So hatte Nicodemo, Fegefeuer dicht vor sich und die dem Schänktisch gegenüberliegende Wand im Auge, die ungefähre Mitte der Halle erreicht, als plötzlich ein vom Kopf bis zu den Füßen in befranstes Leder gekleideter Mann von ungewöhnlich kräftigem Gliederbau mit zottigem gelben Lockenhaupt und wirrem verblichenen weißlichen Bart, sich nach ihm umkehrte. Kaum aber wurde er Fegefeuer's ansichtig, der ihn beim Bahnbrechen vielleicht unsanft gestreift hatte, als er ihn mit einem grimmigen Fluch im Genick packte, und wie ein Bündel Flicken hoch emporhob.

„Verdammte schwarze Kröte!" rief er wüthend aus, „wie kommst Du hierher unter eine Gesellschaft so feiner weißer Gentlemen, wie nur je einer eine Pinte rohen Whisky über die trockene Zunge goß!" und er schickte sich an, das unglückselige Bürschchen an die Wand zu schleudern, als er seinen Arm mit einer Gewalt ergriffen fühlte, daß er Fegefeuer fallen ließ. Ein neuer Fluch zwängte sich zwischen seinen Zähnen hervor, und die wasserblauen Augen mit Unheil verkündendem Funkeln auf Nicodemo gerichtet, schien er nach einer Gelegenheit zu spähen, sich

des ihn noch immer haltenden, offenbar ebenbürtigen Gegners endgiltig zu entledigen. Gleichzeitig verstummte das Singen, Johlen, Fluchen, Lachen und Gläserklirren. Nur hier und da wurde noch eine Stimme laut, die in toller, schadenfroher Weise den bevorstehenden Kampf begrüßte und die Gegner anfeuerte.

„Wer will mir wehren, als Fremder einen Führer nach meinem Geschmack zu wählen und ihn mitzunehmen, wohin es mir gefällt?" fragte Nicodemo nunmehr mit scharfer Stimme, und seine Kraft schien in demselben Maße zu wachsen, in welchem der trotzige Fallensteller sich von seinem Griff zu befreien suchte, „wer aber meinen Führer mißhandelt, gleichviel, von welcher Farbe seine Haut, der beleidigt mich selber."

„Ein schlechter Kerl, der seinen Weg nicht ohne Führer findet!" schnaubte der Fallensteller unter dem Jubel aller Anwesenden, und dadurch noch mehr gereizt, fuhr er brüllend fort: „Vor vier Tagen erst kam ich vom oberen Missouri herunter, und verdammt will ich sein, wenn ich seitdem 'nen einzigen Fehlschritt that! Als ehrlicher Mann brauchte ich nur die Nase in den Wind zu strecken und der Witterung des Brandy nachzugehen. Wären Sie aber mehr, als 'nen Schuß Pulver werth, da hätten Sie's ebenso gemacht, oder ich will verdammt sein! Und jetzt, Mann, gib meinen Arm in Güte frei, wenn Du nicht flinker zur Hölle fahren willst, als der beste Rechenmeister bis zehn zählt!"

Nicodemo stand wie ein Felsen. Jeder Zollbreit an ihm war Entschlossenheit und kaltblütige Ueberlegung. Wie ein gereizter Panther, der seinen Angriffssprung berechnet, bohrte er die Blicke in die sich röthenden wasserblauen Augen ein. Der sorgenvolle Ernst, der ihn in seinem Verkehr mit Oliva auszeichnete, war bis auf die letzte Spur verschwunden.

„Wohlan, frei will ich Sie geben," sprach er in versöhnlichem Tone, „zuvor aber verlange ich Bürgschaft, daß mein Führer sowohl als ich selber von ferneren ungerechtfertigten Belästigungen verschont bleiben. In Frieden bin ich gekommen, in Frieden will ich von hier scheiden."

„Eher will ich verdammt sein," keuchte der Fallensteller unter den Beifallsbezeugungen der vor der Wand allmählig einen Halbkreis Bildenden, und mit dem letzten Wort ließ er sich zur Erde fallen, dadurch seinen Arm dem Griff Nicodemo's leicht entwindend. Fast ebenso schnell stand er wieder auf den Füßen. Zwei Schritte trat er zurück, wobei die rechte Faust nach dem auf seinem Rücken im Gurt steckenden Messer suchte, und bevor Jemand seine Absicht recht erkannte, schwang er die Hand in gleicher Höhe mit der Schulter nach vorn. Wie ein Blitz zuckte es durch die Luft; ein dumpfer Stoß folgte, und als alle Blicke sich neugierig auf Nicodemo richteten, sah man, beinahe in gleicher Linie mit seinem Haupte, ein Schlächtermesser in der Wand stecken. Dicht an seinem rechtzeitig ausweichenden Kopf vorbei hatte es sich mit der Spitze tief in die Holzverkleidung eingegraben.

Nicodemo runzelte die Brauen, das einzige Merkmal der Erbitterung über die leichtfertige Art, in welcher er gewissermaßen zu einem Zweikampf gezwungen wurde. So lange die Beifallsrufe über die Geschicklichkeit des Fallenstellers anhielten, überwachte er diesen ruhigen Blickes. Es entging ihm nicht, daß er die Hand auf den Kolben seines Revolvers legte, und hielt sich bereit, ihm nöthigen Falls zuvorzukommen. Sobald er aber mit seiner Stimme durchzudringen vermochte, hob er an: „Ich rufe alle Anwesenden als Zeugen auf, daß ich den Streit nicht anzettelte. Aber auch dafür, daß ich den gut gemeinten Wurf nicht mit einer Pistolenkugel bezahlte, wie es verdient gewesen wäre. Was soll überhaupt Blutvergießen

um eine Kleinigkeit? Nur Eines verlange ich: der Gentleman da im Lederrock soll hier an meine Stelle treten und die Hand mit gespreizten Fingern auf die Wand legen. Nagele ich dann mein Messer nicht zwischen seinen Zeige- und Mittelfinger in das Holz, ohne ihn zu berühren, so mögen wir den begonnenen Zwist mit den Revolvern ausfechten."

Wilder Jubel lohnte diesen Vorschlag und bewies, daß Nicodemo die gute Meinung Aller für sich gewonnen hatte. Mißmuthig schaute der ernüchterte Fallensteller darein. An einer Fortsetzung des gefährlichen Wettspieles war ihm offenbar nicht gelegen, zumal er der Sicherheit des Gegners nicht traute. Zugleich aber fühlte er, daß er nicht zurücktreten durfte, wollte er nicht in der nächsten Minute unter Hohngelächter kopfüber auf die Straße hinausgesendet werden. Er nahm daher unter dem tollen Frohlocken der Umstehenden die vorgeschriebene Stellung ein, worauf Nicodemo ihm auf sechs Schritte Entfernung gegenübertrat; dann wurde es so still, daß man ein Blatt hätte fallen hören können.

Nicodemo hatte sein Messer gezogen. Flüchtig prüfte er dessen Spitze, und es so in die offene Hand legend, daß die Klinge über den Mittelfinger hinausragte, schwang er den Arm leicht nach hinten. Dieser Bewegung folgte er mit dem Oberkörper und dem rechten Fuß. Indem er diesen aber gleichzeitig mit dem bewehrten Arm nach vorn warf, entglitt das Messer seiner Hand. Wie durch die auf ihn einsausende Klinge geblendet, bog der Fallensteller den Kopf zur Seite, jedoch ohne die Hand zu rühren, und ohrenbetäubender Lärm erfüllte den räucherigen Raum, als man das Messer genau zwischen den beiden bezeichneten Fingern in das Holz eindringen sah.

„Und nun, mein Freund," wendete Nicodemo sich an den herzlich auflachenden Fallensteller, sobald das Toben einigermaßen nachgelassen hatte, „werden Sie einräumen,

daß ich Ihnen auf den ersten Angriff mit gutem Willen eine harte Antwort ersparte. Hab' überhaupt das Ganze mehr als einen Scherz betrachtet, und ist's Ihnen recht, so trinken wir auf den Schrecken einen abkühlenden Eisgrog, so gut der Wirth ihn herzustellen vermag."

„Und ich will des Henkers sein, wenn ich auf den Vorschlag nicht mit Freuden eingehe!" rief der verwilderte, ursprünglich gutmüthige Fallensteller aus und reichte Nicodemo die Hand; „schade wär's um jeden Tropfen Blut gewesen, den wir uns gegenseitig abgezapft hätten; aber auch schade um jeden Tropfen Brandy-Punsch, der zwischen uns ungetrunken bleibt."

Damit war der heitere Zwischenfall erledigt und vergessen. Die übrigen Gäste, welchen Derartiges nichts Neues zu sein schien, nahmen die kurz zuvor abgebrochenen Unterhaltungen wieder auf, als ob nichts Ungewöhnliches vorgefallen wäre. Während aber der Fallensteller das Messer aus dem Holz löste, holte Nicodemo zwei volle Gläser herbei, und in dem nächsten, der Beleuchtung weniger ausgesetzten Winkel vor einem Tischchen sich niederlassend, tranken sie sich alsbald gegenseitig gutes Glück zu.

„Also vom oberen Missouri kommen Sie herunter?" eröffnete Nicodemo das Gespräch, nachdem er Fegefeuer angewiesen hatte, sich hinter seinem Stuhl aufzustellen.

„Sogar vom Yellowstonefluß," erwiederte der Fallensteller bereitwillig, „und obenein in Begleitung eines Ballens Otter- und Biberfelle vom letzten Winter, wie sie kostbarer schwerlich jemals einen weißen Ladiesnacken warm hielten. Verdammt! die sind so gut wie baar Geld, und ich will nicht Kit Andrieux heißen, wenn sie hier am Ort nicht durchschnittlich fünfzehn Dollars das Stück einbringen, während man da oben froh ist, deren vier oder fünf herauszufeilschen und in schlechter Waare obenein, anstatt in hartem Silber."

Wie dasselbe auf seinen Werth prüfend, betrachtete Nicodemo das verwitterte Gesicht des höchstens fünfunddreißigjährigen leichtfertigen Jägers aufmerksam; dann hob er wie beiläufig an: „Da sind Sie weit herumgekommen in der Welt. Vielleicht begegneten Sie auf Ihren Fahrten einem gewissen Markolf Durlach, einem jungen deutschen Blut, dem nicht wohler ist, als wenn er mit der Büchse auf dem Rücken einer warmen Wildfährte nachschleicht?“

„Was?“ rief Andrieux freudig erstaunt aus, und er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten und klirrten, „den Durlach meinen Sie? Den eisernen Mark, wie wir ihn rufen? Bei Gott, Mann, wer kennt den nicht da oben? Hab' zusammen mit ihm gearbeitet in Fort Pierre, und manche Fahrt machten wir zusammen, wenn's galt, den Indianern Pelzwerk und Wildhäute abzutauschen. Verdammt! Keine drei Wochen ist's her, da feierten wir noch 'nen feinen Abschied, als ich mich anschickte, auf St. Louis zu halten. Ich redete ihm zu, mich zu begleiten; aber da sagte er, hier am Ort müßte er bei den schlechten Zeiten nothgedrungen feiern, wenn er nicht für 'ne Sache, die ihn nichts anginge, seine Knochen wolle entzwei schießen lassen. Doch um alles Guten willen, Mann, wie kommen Sie selber zu der Freundschaft mit dem eisernen Mark?“

„Von Angesicht zu Angesicht kenne ich ihn nicht,“ antwortete Nicodemo etwas lebhafter, als es sonst seine Art, „ich hörte nur durch seinen Bruder, den Kapitain Durlach, von ihm. Da schwebte mir vor, daß es eine große Freude für Beide wäre, sich nach Jahren einmal wiederzusehen. Trennten Sie sich aber erst vor drei Wochen von ihm, so kann er unmöglich allzu hoch im Norden weilen.“

„Richtig kalkulirt, Mann. Nicht mehr da oben, sondern in den Council-Bluffs auf der Pelztauscherstation Bellevue

haust er," erklärte Kit Andrieux förmlich begeistert, „glauben Sie dagegen, daß er seinen Bruder wer weiß wo aufsuchen möchte, so täuschen Sie sich, wie 'ne junge Hand, die ihre Stahlfalle mit Honig, anstatt mit Bibergeil verwitterte. Der geht überhaupt für's Erste nicht wieder von den Council-Bluffs fort, denn — ich will's Ihnen nur anvertrauen —" hier blinzelte Kit listig, „er hat sich bis über den Kopf in eine junge Halbindianerin verliebt und geht mit dem Gedanken um, sie zu freien, sobald er in auskömmliches Land eingerückt ist."

„Eine Indianerin?" fragte Nicodemo nachdenklich, und er vergegenwärtigte sich den Kapitain Durlach, wie der vielleicht diese überraschende Kunde begrüßen würde.

„Eine Halbindianerin, sagte ich, die Wiesenblume der Council-Bluffs nennen wir sie, und ein Mädchen ist's obenein, wie nicht leicht ein zweites gefunden wird, so schön, so sanftmüthig und freundlich. Sie brauchen also nicht zu argwöhnen, daß es ein Squaw von jener Sorte, die mit bunt angestrichenen Gesichtern und einwärts gestellten Füßen einhertrottet, nein, bei Gott nicht. Denn auf der Mission in den Council-Bluffs wurde sie von 'nem presbyterischen Geistlichen erzogen, und der und seine Frau haben ihr, so jung sie sein mag, nicht nur 'nen ordentlichen Vorrath von Gelehrsamkeit beigebracht, sondern auch 'ne Lady aus ihr herausgebildet, die sich an der Seite eines weißen Mannes schon sehen lassen kann. Und an dem Mark hängt sie, wie die Kletten am Pelz eines schwarzen Bären, die gleich 'ne Handvoll Haare mit fortnehmen, will man sie losreißen, und kommt die Heirath zu Stande, ist's Beiden von Herzen zu gönnen." — Verdammt, Mann, da reden wir von dem eisernen Mark mit trockener Zunge, und des Henkers will ich sein, wenn der Bursche das verdient." Er griff zum Glase und klirrte es an das Nicodemo's, indem er fortfuhr: „Gut Glück

dem eisernen Mark, einem Jäger, Fallensteller und Pelztauscher, mit dem Jeder gern Halbpart geht."

Er leerte sein Glas, und setzte es schallend auf den Tisch. Nicodemo folgte seinem Beispiel und schickte Fegefeuer ab, um beide wieder füllen zu lassen, worauf er bedachtsam anhob: „Ich schätze den Kapitain Durlach sehr hoch und gestehe offen, was auch immer in den Council-Bluffs schweben mag, so gönne ich ihm dennoch die Freude, seinen Bruder wiederzusehen, bevor im Staate Missouri die nächsten Schlachten geschlagen werden und er dort wohl gar sein Ende findet. Solch' Wiedersehen würde aber auf weniger Schwierigkeiten stoßen, als Sie vielleicht wähnen. Kapitain Durlach befindet sich nämlich zur Zeit in Kansas City, wo er voraussichtlich im Auftrage seines Kommandeurs noch einige Wochen bleibt."

In diesem Augenblick stellte Fegefeuer die beiden vollen Gläser auf den Tisch. Indem er sich auf seinen alten Platz zurückbegab, benutzte er die Gelegenheit, Nicodemo verstohlen am Rock zu zupfen. Dieser verstand ihn, hob sein Glas, was ihm nachzuthun Kit Andrieux sich beeilte. Langsam trinkend, ließ er seine Blicke im Kreise schweifen, bis sie auf einem Manne haften blieben, der sich eben, in der Hand ein volles Glas, aus dem Gedränge zurückzog. Derselbe, nach Gesichtsfarbe, Haar und Bart zu schließen, ebenfalls ein Mexikaner, jedoch nach Art der Werftarbeiter gekleidet, bewegte sich mit einer Sicherheit einher, als ob er im „Lustigen Rekruten" bereits heimisch geworden wäre. Nur wer seine Hände aufmerksam prüfte, die am wenigsten an schwere Arbeit erinnerten, hätte vielleicht errathen, daß er ursprünglich nicht dorthin gehörte. Sobald er freien Raum gewonnen hatte, trank auch er, wobei er scharf zu Nicodemo hinübersah. Dieser stellte sein Glas nieder, zog die Uhr, und sich von dem Stande

der Zeit überzeugend, nickte er einige Male vor sich hin, für Jenen ein Zeichen, daß er bemerkt worden.

„Also in Kansas City," nahm Kit Andrieux das Gespräch alsbald wieder sorglos auf, und mit der Rückseite der Hand entfernte er die Punschtropfen aus seinem Schnurrbart, „bei Gott, Mann, für Unsereins mit 'nem guten Steppengaul zwischen den Knieen ein Katzensprung von 'ner Woche. Aber des Henkers will ich sein, wenn ich begreife, wie man die Beiden darüber verständigt, daß sie sich gegenseitig aufsuchen."

„Man müßte die betreffende Botschaft zu gleicher Zeit nach den Council-Bluffs wie nach Kansas City senden," meinte Nicodemo, und mit heimlichem Wohlgefallen hingen seine Blicke an dem hünenhaften trotzigen Jäger.

„Keine leichte Aufgabe," erklärte dieser gleichmüthig, „denn der Teufel mag komfortabel reisen, wenn er sich zwischen Unionisten und Secessionisten hindurchwindet, wo er Gefahr läuft, von beiden Theilen für 'nen Spion gehalten und aufgeknüpft zu werden. Ich weiß davon zu erzählen. Traf ich nicht auf 'ne Dampfergelegenheit, so möchte ich heute noch zusehen, wie ich mit meinen Gäulen und Pelzwaaren auf's Trockene käme. Die Thiere mußte ich freilich bei 'nem guten Freunde zurücklassen."

„Die Sache will allerdings überlegt sein," versetzte Nicodemo, „auch eilt sie noch nicht. Um aber von Ihnen zu reden, da scheint es mir, als hätten Sie zu keiner ungünstigeren Zeit nach St. Louis kommen können."

„Weshalb?"

„Zunächst, weil Sie gezwungen sind, Ihre Waare zu einem Lumpenpreise hinzugeben, und dann, weil für einen Mann Ihres Schlages nicht alle Tage sich eine gute Gelegenheit zum Broderwerb findet."

Kit Andrieux that einen Zug aus seinem Glase, wühlte mit beiden Fäusten in seinen wirren Schläfenlocken und

erwiederte mürrisch: „Sie sind ein Gentleman, und da will ich's Ihnen nur eingestehen: seitdem ich St. Louis betrat, war ich noch keine Stunde ordentlich nüchtern. Bin sonst kein Säufer, trinke aber, weil ich nichts Besseres zu thun weiß und stets so 'ne Art Gefühl hab', als müßten die hohen Häuser in's Schwanken gerathen und auf mich hereinstürzen. Geht das so fort, verdammt, dann sind meine Pelzwaaren vertrunken, bevor ich sie verkaufte. Da war der Mark schlauer. Der blieb, wo er war, behielt seine Dollars in der Tasche und schert sich den Henker um Krieg und sonstige Lumpendinge."

„Was hindert Sie, nach den Council-Bluffs zurückzukehren?"

„Weiter nichts, als daß es mit dem Verkauf meiner Waare nicht so glatt geht, wie ich erwartete."

Abermals sah Nicodemo nach der Uhr. „Meine Zeit ist abgelaufen," sprach er, indem er sich erhob, „ich möchte aber nicht gehen, ohne Ihnen einen guten Freundesrath ertheilt zu haben. Hier in St. Louis ergeht es Ihnen wie einer Katze, der man einen Socken über den Kopf streifte. Jeder pflückt an Ihnen herum, so lange er noch einen Cent in Ihrer Tasche wittert. Seien Sie daher auf der Hut. Trauen Sie Niemand. Trinken Sie nicht mehr, als Ihnen gerade dient; verkaufen Sie Ihr Pelzwerk gut oder schlecht, und dann eilen Sie wieder dahin, wo Sie sich mehr zu Hause fühlen, so schnell, wie Ihre oder Ihres Gaules Beine Sie zu tragen vermögen."

Andrieux lachte ingrimmig vor sich hin. „Leicht gesagt, aber schwer ausgeführt," meinte er kläglich in gleichsam kindlicher Unselbstständigkeit.

„Vielleicht bietet sich früher Hilfe, als Sie glauben," tröstete Nicodemo. „Sie wohnen hier im Hause?"

„Ich halte mich wenigstens hier auf. Denn Wohnen kann ich's nicht nennen, wenn man sich für seine guten

Dollars Nachts auf 'ner Bank ausstreckt und 'ne wollene Decke über sich hinzieht."

Nicodemo lächelte ergötzt. In zu großem Widerspruch standen der Kleinmuth und die Unbeholfenheit des verwitterten Hünen mit der Kampfeslust und Verwegenheit, die ihm während seines langjährigen Trapperlebens zur anderen Natur geworden war.

„Auf alle Fälle finde ich Sie hier," bemerkte er darauf, „und sollte ich selbst eine gute Reisegelegenheit für Sie auskundschaften, so erfahren Sie es früh genug. Und nochmals: Entsagen Sie dem übermäßigen Trunk; verkaufen Sie Ihr Pelzwerk — vielleicht schicke ich Ihnen einen Käufer — und halten Sie sich in einer Verfassung, daß wenn Jemand Sie in seine Dienste zu nehmen wünscht, er auch Vertrauen zu Ihrer Nüchternheit und Gewissenhaftigkeit gewinnt."

Er reichte dem Fallensteller die Hand, der mit einem Gemisch von Achtung, Trotz und Erstaunen zu ihm aufsah und am liebsten mit Sack und Pack gleich mit ihm gegangen wäre. Bevor er aber Worte fand, war Nicodemo, gefolgt von Fegefeuer, auf die Straße hinausgetreten. Dort raunte er diesem einige Worte zu, auf welche hin der Bursche in der Nähe der Thür zurückblieb, während er selbst nach der anderen Seite der Straße hinüberschritt und den Schatten einer Anhäufung von Waarenballen und Kisten suchte. Einige Minuten später stieß unter Fegefeuer's Führung derselbe Mann zu ihm, mit welchem er sich in der Schänke heimlich verständigt hatte. Gemeinschaftlich mit ihm setzte er seinen Weg stromabwärts fort. Fegefeuer ging eine kurze Strecke voraus, befand sich also außerhalb der Hörweite.

„Ich hatte meine Noth, Sie in der Verkleidung herauszuerkennen," eröffnete Nicodemo unverweilt das Gespräch. „Lenkte Fegefeuer meine Aufmerksamkeit nicht auf Sie

hin, so wären Sie derselben sicher noch eine Weile entgangen."

„Ich kann nicht zu vorsichtig sein," entgegnete Alonso, wie Nicodemo ihn bei der ersten Begrüßung anredete, „schöpft man erst Argwohn gegen mich, zumal in meiner Konsular-Stellung, so schadet meine Freundschaft Ihnen, anstatt zu nutzen. Ich habe ohnehin die Empfindung, als ob ich auf Schritt und Tritt von den heimlichen Feinden der Union überwacht würde."

„Sie sahen den Mann, mit welchem ich zusammensaß?"

„Den zottigen Hinterwäldler in dem Lederrock?"

„Denselben meine ich. Ein trotziger Geselle, der nur etwas weniger angetrunken zu sein brauchte, um mir die Klinge seines Messers in's Gesicht zu bohren. Nebenbei ein so knabenhaft unselbstständiger Bursche, wie nur je einer aus den westlichen Wildnissen unversehens in eine Hauptstadt verpflanzt wurde. Im Uebrigen gehen Harmlosigkeit und Verschlagenheit bei ihm Hand in Hand. Daneben traue ich ihm ebenso viel Todesverachtung wie Gewandtheit zu, wenn es gilt, die eigene Haut zu vertheidigen oder einem Freunde beizustehen, gleichviel, ob im Kampfe mit dem grauen Bären oder einer Anzahl tückischer Räuber und Wegelagerer. Ich rathe daher, ihn im Auge zu behalten. Bietet sich die Gelegenheit, so schließen Sie lieber Freundschaft mit ihm, so daß es uns ermöglicht wird, ihn zu jeder Stunde an uns zu fesseln."

„Sie trauen mir Allmächtigkeit zu," versetzte Alonso mit einem Anfluge heiterer Laune, „übersehen aber dabei, welche Mühe und Vorsicht es mich kostet, ohne Argwohn zu erregen, mit in Ihr Gewebe einzugreifen."

„Ich bezweifle es nicht, nein, sicher nicht, und hebe daher nur hervor, daß, um eine Botschaft nach dem Norden zu tragen, wie zu späteren Unternehmen, wir keinen geeigneteren Mann wünschen könnten. Nebenbei ist er be-

freundet mit dem Bruder des Kapitain Durlach, der, ebenfalls ein westlicher Jäger, nicht minder eine willkommene Zugabe zu der von uns zu bildenden Gesellschaft wäre."

„Es sind wieder Zahlungen für Sie eingelaufen. Wie verfügen Sie darüber?"

„Vorläufig genügt mein Kredit in Kansas City. Doch ich möchte wohl wissen, wohin Sie mich führen? Aus Ihrer brieflichen Mittheilung erfuhr ich nicht viel mehr, als daß Sie im ‚Lustigen Rekruten' mich aufsuchen würden. Ich vermuthe indessen, daß Sie auf die Spur jener verrufenen Geheimbündler geriethen. Bis jetzt glaubte ich nicht recht an das Bestehen eines solchen Vereins."

„Und dennoch besteht er als eine Abzweigung des im Süden wirkenden berüchtigten Clu-Clux-Clans. Unsägliche Mühe kostete es mich, einzelne Fäden in die Hände zu erhalten, die wahrscheinlich bis in seine Höhle führen. Ich hätte mich schwerlich viel um ihn gekümmert, allein ich fürchtete für Sie und Ihre Begleiterin. Sich in tiefes Geheimniß hüllend, besitzt der Bund überall seine Helfershelfer. Unter solchen Bedingungen aber werden Sie und die Sie leitenden Zwecke wohl kaum lange vor ihm verborgen bleiben."

„Dann wären wir freilich verloren," gab Nicodemo gelassen zu, „es sei denn, es gelänge uns, ein wirksames Gegenmittel gegen das finstere Treiben dieser Schurken zu entdecken."

„Ich hoffe es," erwiederte Alonso, „und zwar noch in dieser Nacht. Wir befinden uns nämlich auf dem Wege nach einer Stätte, auf welcher wir, wenn das Glück uns nur ein wenig begünstigt, Aufschlüsse erhalten, welche möglichen Falls den ganzen Verein in die Gewalt der Behörden liefern."

(Fortsetzung folgt.)

Der verlorene Sohn.

Erzählung aus einer kleinen Stadt.

Von

Robert Misch.

(Nachdruck verboten.)

1.

In eine dichte Staubwolke gehüllt, rollte der Wagen heran. Die Familie stand wartend vor der Pforte des Gartens. Aengstlich und erregt blickten die beiden Töchter auf die Miene des Vaters, der starr und unbewegt dem ankommenden Sohne entgegensah. Jetzt konnte man diesen in dem offenen Wagen erkennen; schon von Weitem ließ er sein Taschentuch flattern. Die Schwestern schluchzten vor Rührung und Freude und erwiederten auf gleiche Weise den Gruß. Der Mann der älteren flüsterte seiner Frau zu, sie solle das unterlassen: es sei ein verlorener Sohn, der nach Jahren mit gescheiterten Hoffnungen zurückkehre, nicht der Stolz und die Freude der Familie; und noch wisse man nicht, ob man ihn dauernd gewonnen habe.

Jetzt hielt der Wagen, dem Fritz mit einem Satz entsprang — gerade hinein in Klärchens, der Jüngsten, weitgeöffnete Arme. Nun wendete er sich dem Vater zu, als ob er sich auch ihm an die Brust werfen wolle. Aber vor dessen strenger Miene wagte sich dieser Entschluß nicht hervor. Er faßte nur zaghaft des Vaters Rechte, und

ein schüchtern-zärtliches: „Vater!" stahl sich über seine Lippen. Schwester Anna, die Frau seines Schwagers Birkmeier, drückte ihn mütterlich an ihr Herz, und Birkmeier selbst schüttelte ihm derb die Hand. Dieser fand auch zuerst Worte.

„Herzlich willkommen, Fritz! Die Vergangenheit sei vergessen, wir wollen nur an die Zukunft denken!"

Fritz zuckte bei den taktlosen Worten zusammen, die schon in der ersten Minute des Wiedersehens an die wundeste Stelle rührten. Doch der Schwager schien es so gut gemeint zu haben, daß er den Druck der Hand herzlich erwiederte.

„Man wird Dich auf Deine Stube führen, wo Du alles Nöthige findest. Wenn Du Dich erholt hast, erwarte ich Dich in meinem Arbeitszimmer."

Die strengen Worte des Vaters schnitten weitere Rührungsscenen ab. Die Schwestern ließen es sich nicht nehmen, den Bruder selbst in's Haus zu geleiten.

„Er ist ein strammer, kräftiger Bursche geworden. Ob er sich zu harter Arbeit schicken wird?" sagte bedächtig der Schwager Birkmeier, der ihm lange nachgeschaut hatte.

„Wollen sehen!" murmelte Kamphofer, wendete sich wortlos ab und schritt über die Straße in die tiefe Durchfahrt der Brauerei hinein. —

Die Schwestern hatten unterdeß den Bruder auf sein Zimmer gebracht, das nach dem Hintergarten und der bewaldeten Berglehne hinaus lag, an die sich das Haus anschmiegte.

Geschäftig halfen sie ihm, seinen Koffer zu leeren und Wäsche und Kleider in die Schränke einzuräumen.

„Allzu viel Gepäck hast Du nicht," sagte scherzend Klärchen, und sah dabei den Bruder, der so sorglos und fröhlich aus seinen blauen Augen in die Welt lachte, zärtlich an.

„Wundert mich nur, daß ich überhaupt noch 'was habe!"

„O Fritz, Fritz, was hast Du uns für Sorgen und Kummer gemacht!" seufzte Frau Anna und strich ihm mütterlich liebkosend über das blonde, lockige Haar.

Anna war zehn Jahre älter als der Bruder, den sie hatte aufwachsen sehen und nach dem frühen Tod der Mutter erziehen helfen.

„Hm, kann schon sein. Ich habe auch Kummer gehabt. Warum hat der Vater just einen Geistlichen aus mir machen wollen? Stellt euch vor, wie ich mich auf der Kanzel ausgenommen hätte!" Bei diesem Gedanken lachte er hell auf.

„Du hast ja als Bube schon immer gepredigt und große Reden gehalten. Da dachte der Vater, Du gäbest einen tüchtigen Pfarrer ab. Und da der Herr Bischof ihm versprochen hatte, sich Deiner anzunehmen —"

„Und da sich's der Vater nun einmal in den Kopf gesetzt, so sollte ich nur fein stillehalten!"

„Fritz, um Gottes willen, laß das den Vater nicht hören — und meinen Mann!" kam es zögernd über die Lippen der jungen Frau, die etwas Gedrücktes und Scheues im Auge hatte.

„Ach was, der Fritz hat ganz recht gethan. Er wäre doch im Leben kein richtiger Pfarrer geworden!" rief Klärchen, umfaßte den Bruder und tanzte lachend mit ihm in der Stube auf und ab.

„Kinder, Kinder, wenn das der Vater hörte!"

„Oder Dein Mann," ergänzte Klärchen schnell, „der es auch nicht mit ansehen kann, wenn man einmal vergnügt ist, und der Einem dann rasch etwas Unangenehmes sagt, damit nur ja sein Lieblingssprichwort wahr werde: Auf Sonnenschein folgt Regen!"

Anna erwiederte kein Wort; es zuckte nur schmerzlich

über ihr Gesicht. Als sie bald darauf das Zimmer verlassen hatte, packte Fritz die jüngere Schwester grimmig an der Hand.

„Was sagst Du da? Ist Anna nicht glücklich mit ihrem Mann?"

„Ich glaube nicht. Wer ist denn glücklich in diesem Hause?"

„Weshalb nicht?" fragte erschrocken der Bruder.

„Es hat sich Vieles geändert, seitdem die Mutter todt ist. Damals habe ich's noch nicht begriffen, aber jetzt ... Fritz, wir Beide wollen treu zusammenhalten!"

„Das wollen wir, Klärchen, meine liebe Schwester!" rief dieser, sie zärtlich umarmend.

„Erfahren wirst Du's ja doch bald ... Schwager August beherrscht den Vater vollständig, er ... stell' Dich nur mit ihm gut!"

„Das kommt auf ihn selbst an. Dann habe ich's wohl August zu verdanken, daß man mich so selten nach Haus kommen ließ, daß man —"

„Fritz, ich bitte Dich, sei vorsichtig! August ist hier Alles!"

„Behandelt er Anna schlecht?"

„Ich weiß es nicht, sie spricht nie ein Wort darüber; glücklich ist sie nicht, soviel weiß ich!"

Als die Schwester gegangen war, blieb Fritz sinnend zurück. Er war nun wieder im Elternhause, das er sich so oft in seinen Träumen mit den glänzendsten Farben der Erinnerung ausgemalt. Wie in einem ewigen Frieden, wie in steter Glückseligkeit hatte ihm die Heimath vor Augen geschwebt, seitdem er sie in früher Kindheit verlassen. Seit jener Zeit war er stets nur auf seltenen und kurzen Ferienbesuch vom Gymnasium und von der Münchener Hochschule zurückgekommen. Alles gab sich ihm dann in Feiertagsstimmung, und er hatte keine Gelegen-

heit, tiefere Beobachtungen anzustellen. Und dann war eine lange Zeit verflossen, in der er kein Lebenszeichen erhielt und keines gab. Sechs lange, wildbewegte Jahre hindurch, in denen er zum Manne heranreifte, hatte er nichts von den Seinen vernommen. Als neunjährigen Knaben — die Schwester machte eben Hochzeit — hatte man ihn nach Nürnberg gebracht. Es war gut gemeint vom Vater, der seinem Sohn die Bildung geben wollte, die er selbst, der frühere Maurergeselle, nicht besaß. Bald darauf starb die Mutter, und von Stund' an hatte er keine wahre Heimath mehr. Seine Neigungen waren den Wünschen des Vaters direkt entgegen, weder hatte er Geistlicher werden wollen, noch konnte ihn das Rechtsstudium fesseln. Nur die Klassiker hatte er in sein Herz geschlossen, und bei festlichen Schulgelegenheiten war stets er es, der Gedichte oder Scenen aus dramatischen Werken vortragen mußte. Durch einen Zufall gerieth er in München in einen theatralischen Dilettantenverein, dessen beliebtester und eifrigster Mitspieler er bald wurde. Man bejubelte ihn, und oft mußte er hören: „Ja, wenn Sie zum Theater gingen — Sie würden's zu 'was bringen!"

Anfangs verlachte er diese Stimmen und entgegnete, daß sein Talent für Dilettantenbühnen gerade ausreiche, doch nicht für ernste, berufsmäßige Kunstübung. Aber als sich die Erfolge mehrten, wuchs auch sein Selbstvertrauen. „Wenn ich wollte und dürfte, so weit wie ihr brächte ich's auch," dachte er nun, wenn er andächtig im Parterre des Hoftheaters saß. Eine entscheidende Wendung trat ein, als die Studentenschaft eine öffentliche Vorstellung zu einem wohlthätigen Zweck veranstaltete. Fritz fiel die Hauptrolle zu. Nach Hause schrieb er nichts davon, da den Vater, der in altmodisch-kleinstädtischen Anschauungen befangen war, die „unnütze Spielerei" sicherlich verdrossen hätte. Die Vorstellung gestaltete sich zu

einem Triumph für den Träger der Titelrolle. Unbekümmert um die strengen Regeln der Bühnen- und Redekunst gab er sich selbst in ungezügelter Begeisterung, mit einer wahrhaft erfrischenden Natürlichkeit, welche die Menge mit fortriß. Als ein starkes, neuentdecktes Talent, dem die Bühne eine große Zukunft biete, wurde er gefeiert. Und selbst der erfahrene Darsteller der Hofbühne, der die Regie geführt hatte, gab ein ähnliches Urtheil ab. Da beschloß der heißblütige Student, seinem Leben eine neue Wendung zu geben, das römische und das Landrecht in die Ecke zu werfen und sich ganz der Bühne zu widmen.

In einem langen Schreiben theilte er dem Vater seinen Entschluß mit. Dieser antwortete kurz und trocken: „Wenn Du unter das Komödiantenvolk gehst, bist Du mein Sohn nicht mehr; ich sage mich dann gänzlich von Dir los." Da brach Fritz alle Brücken hinter sich ab und ließ sich als Held und Liebhaber an ein kleines Theater in Sachsen engagiren. Seine Brust war von kühnen Hoffnungen geschwellt. Doch so schnell und leicht, wie er nach jenem vielversprechenden ersten Auftreten in der Oeffentlichkeit geglaubt, ging es nicht. Ueberall warf man ihm seinen bayerischen Dialekt vor, der sich trotz des größten Eifers und heißen Studiums nicht ganz verlieren wollte. Das zahlende Publikum der kleinen Stadt nahm seine Leistungen kühl auf; der Kritiker der einzigen Zeitung machte ihn gehörig herunter und warf ihm Kulissenreißerei vor. Als der Kunstrichter gar von seiner akademischen Vorbildung und der Münchener Festvorstellung erfuhr, nannte er ihn eines jener unglücklichen Opfer der Studentenaufführungen, welche das übel angebrachte Lob der Freunde einem verfehlten Beruf in die Arme treibe. Fritz lachte darüber, er glaubte felsenfest an sich selbst. Doch wie unglücklich er sich in den modernen Lustspielrollen, als Bonvivant und Salonheld ausnahm, fühlte er dennoch.

Man kündigte ihm. Um nicht zu verhungern, da die Wintersaison der Bühnen längst begonnen hatte, griff er schnell zu, als sich ihm eine neue Stellung bot. Eine kleine, reisende Gesellschaft, eine sogenannte „Schmiere", zählte ihn jetzt zu den ihrigen. Hier fand er zwar Entgegenkommen und Beifall, aber er fühlte sich unglücklich, fahrenden Komödianten von niederster Bildungsstufe anzugehören. Statt der Kunstbegeisterung, die ihn beseelte, sah er um sich nichts als die nackteste Spekulation auf gute Geschäfte. Anderswo tritt das nur verschleiert, hier trat es brutal zu Tage. Nach Ablauf des Winters eilte er nach der Reichshauptstadt. Ein früherer Kommilitone half ihm brüderlich über böse Tage hinweg. Durch einen glücklichen Zufall und seines vielversprechenden Aeußeren halber kam er an eine bessere Bühne. Aber mit Schrecken bemerkte er, wie er künsterisch ganz verwildert war. Man behielt ihn für kleinere Rollen. Doch das genügte seinem Ehrgeize nicht, und so setzte er denn zuletzt seinen Wanderstab abermals weiter. Ein zweiter Versuch an einem größeren Stadttheater mißglückte ebenfalls, und allmählig, ganz allmählig sank sein Selbstvertrauen. Er fühlte, daß er die Begeisterung, wie Viele vor ihm, mit dem Können verwechselt habe, und daß er sich vielleicht durch Glück und Fleiß nach jahrelangem Kämpfen eine niedere Stellung an einem besseren Theater erringen könne, daß die erträumte große Carrière aber nur ein schöner Traum sei. Und von jetzt an war er nur noch Schauspieler, weil er leben mußte und kein anderer Beruf sich ihm öffnete. Zwei Jahre ertrug er es noch; endlich ekelte ihn das Wanderleben und das Kulissentreiben an. Er schrieb an seine Schwestern, legte ihnen seine Lage dar und bat sie, den Vater zu versöhnen. Die ersten Nachrichten, die er erhielt, lauteten wenig aussichtsvoll. Endlich ließ sich der starre Sinn des Alten erweichen, und nach einem ver-

söhnlichen Schreiben des Sohnes, in dem dieser seinen Irrthum reumüthig eingestand, lud er ihn zur Rückkehr in die Heimath ein, um dort das Weitere über ihn zu beschließen.

Was wollte man nun aus ihm machen? Mit dieser stummen Frage ging Fritz bang und zaghaft in das untere Stockwerk, in dem sich das Arbeitszimmer des Vaters befand. Dieser schien ihn schon erwartet zu haben; er saß an seinem Schreibtisch und blickte dem Eintretenden fest entgegen. Am Fenster, halb abgekehrt wie ein widerwilliger Zeuge, lehnte Schwager August.

In scharfen Worten führte Kamphofer dem Sohne vor, wie sein Leben bis jetzt ein verfehltes gewesen sei. Es sei der letzte Versuch, einen ordentlichen Menschen aus ihm zu machen, den man nun mit ihm anstellen wolle.

Schwager August nickte lächelnd mit dem Kopfe, als wenn er gar nicht an dem Gelingen dieses Versuches zweifele.

Fritz versicherte bescheiden, daß er sich nach einer geregelten Thätigkeit sehne, daß er sich in seinem Beruf zum Künstler zwar getäuscht, aber diesen nicht aus Leichtsinn und Arbeitsscheu ergriffen habe, und daß man ihn nie zu einem gelehrten Beruf hätte zwingen sollen.

„Ich möchte Landwirth werden, Vater!" schloß er plötzlich.

„Nein. Ich habe andere Pläne mit Dir vor. Du sollst einmal die Brauerei mit übernehmen. Ich will Dich hier kaufmännisch und auch ein wenig technisch ausbilden."

Betrübt blickte Fritz zu seinem Schwager hinüber, ob von dem nicht Hilfe zu erwarten sei, aber August sagte kein Wort. Kaufmännische Ausbildung: es schauderte ihm ein wenig. Vor den langen Ziffernreihen und den Geheimnissen der doppelten Buchführung hatte er stets eine heilige Scheu gehabt. Indessen fühlte er, daß er

sich dem unabänderlichen Willen des Vaters fügen müsse. Die Brauerei erlernen: das war etwas, wobei man seine Körperkräfte regen konnte, das sagte ihm schon eher zu. Der Vater besaß außerdem eine große Ziegelei in einem benachbarten Orte, mehrere Mühlen und ländliche Güter, die verpachtet waren. Er konnte später noch immer seinem Lieblingswunsche folgen und eines dieser Anwesen selbst verwalten.

„Hier meine Hand, Vater, ich will mir redliche Mühe geben, Deine Zufriedenheit zu erwerben!"

„Es ist gut. Gleich morgen sollst Du beginnen."

Als Fritz das Zimmer verlassen hatte, folgte ihm August in den Garten, faßte ihn vertraulich unter den Arm und setzte ihm auseinander, daß er Alles versucht habe, den Vater für den ihm ja bekannten Lieblingswunsch des Schwagers, Landwirth zu werden, günstig zu stimmen. Der Vater habe ihn aber jetzt unter seiner eigenen Obhut behalten wollen; und Fritz wisse wohl, was sich dieser einmal in den Kopf gesetzt, daran halte er fest. Fritz dankte dem Schwager für seine Bemühungen. August sei ein braver Kerl, der es gut mit ihm meine.

„Das weiß Gott!" erwiederte dieser schnell und drückte ihm warm die Hand. „Sei versichert, daß ich stets für Dich thun werde, was in meinen schwachen Kräften steht. Aber er läßt sich nicht viel d'rein reden!"

2.

Die Brauerei und das Wohnhaus lagen etwa fünf Minuten außerhalb des kleinen Ortes. Berchheim war malerisch in ein weites, langgestrecktes Thal gebettet, das ein kleines, fischreiches Flüßchen in vielen Krümmungen durchfloß. Das bayerische Landstädtchen zählte kaum zweitausend Einwohner. Ein Kanal, der zwei große Strom-

systeme miteinander verbindet, berührt es und hatte in früheren Jahren einen regen Verkehr herbeigezogen. Seit der riesigen Entwickelung des Eisenbahnnetzes hat derselbe jedoch wesentlich nachgelassen, sehr zum Schaden des Oertchens. An diesem Kanal hatte Kamphofer den Grundstock seines großen Vermögens verdient. Er war ein selbstgemachter Mann in der amerikanischen Bedeutung des Wortes. Als Maurergeselle war er einst aus der Fremde hergewandert; durch Fleiß und Sparsamkeit sammelte er sich ein kleines Kapital, mit dem er dann selbstständig einzelne Theile des Baues: Ueberbrückungen, Aufmauerungen und so weiter übernahm. Er gründete eine eigene Ziegelei, und als der Bau des Kanals sich seinem Ende näherte, war er ein wohlhabender Mann. Vor dem Städtchen befand sich ein ehemaliges Kloster, das die Regierung zum Kauf ausbot. Kamphofer erwarb es und baute es zu einer Brauerei um, die er bald empor brachte. Er vergrößerte seine Unternehmungen beständig; er kaufte Mühlen und Güter und schwang sich nach und nach zum reichsten Manne in der ganzen Gegend auf. Inmitten eines prächtigen Gartens, den er selbst angelegt, errichtete er sich ein behagliches Heim. Villa und Garten lehnten sich an einen bewaldeten Berg an; dort, inmitten prächtiger alter Bäume, befand sich auch der schattige Sommerausschank mit der Kegelbahn. Von dort aus hatte man eine herrliche Aussicht auf das Städtchen und das anmuthige Thal. Dort saßen an schönen Sommerabenden die Honoratioren der Stadt und labten sich an dem kühlen, wohlschmeckenden Bier des „Klosters", wie man die Brauerei kurzweg zu bezeichnen pflegte.

Dort verkehrte auch, wie Fritz schon einige Tage nach seiner Ankunft entdeckte, einer seiner besten Jugendfreunde, der unter die Maler gegangen war. Der junge Mann war der Sohn eines alten, wohlhabenden Rentners, der

in halb ländlicher Zurückgezogenheit in den Wäldern der Umgegend seiner Jagdleidenschaft fröhnte. Ernst Knotz hatte erst an der Münchener Akademie, dann in einem Berliner Atelier seine Studien gemacht und wollte im Herbst wieder dorthin zurückkehren. An dem früheren Stadtgraben, den jetzt kleine Anlagen ausfüllten, lag das Haus seines Vaters. Im Hintergarten, von Rosen und Fliedergebüsch umrankt, hatte sich der junge Maler sein Sommeratelier in einem kleinen Fachwerkhäuschen mit Oberlicht eingerichtet. Schreckliche Dinge flüsterten sich die Basen im Städtchen über ihn zu. Auch von Trinkgelagen und ähnlichen entsetzlichen Dingen sprach ein dunkles Gerücht. Nichtsdestoweniger beugte man sich in Hochachtung vor dem Sohne des reichen Mannes, und manches Mädchenauge lugte liebevoll dem hübschen jungen Maler nach, wenn er in seinem eleganten Sommeranzuge die schmutzigen Straßen durchschritt. Er schien dann wie aus einer anderen, unbekannten und schöneren Welt zu stammen, von der die Honoratiorentöchter voller Sehnsucht träumten.

Als Knaben hatten Fritz und Ernst miteinander gespielt, dann hatte das Leben sie getrennt und erst wieder in München zusammengeführt. Aber der Verkehr war hier nur ein oberflächlicher gewesen. Beide hatten sich dann der Kunst gewidmet, Beide mit verschiedenem Erfolge. Kühn strebte der junge Maler dem Gipfel zu. In München und in Berlin hatte er mit großem Glück seine ersten Schöpfungen ausgestellt. Die Kritik und die Fachgenossen waren aufmerksam auf ihn geworden; in illustrirten Blättern erschienen Zeichnungen von seiner Hand. Die Kunst verhieß ihm eine stolze, gesicherte Zukunft, während sie den Schauspieler gleich einem Gestrandeten an das Ufer des bürgerlichen Lebens zurückgeworfen hatte.

Als Fritz am Nachmittage seiner Ankunft mit Klärchen

durch Berchheims Gassen schlenderte, sah er plötzlich den alten Schulkameraden mit zwei anderen Herren im eifrigen Gespräch vor der Thür der „Post", des einzigen Hotels der Stadt, stehen.

„Ist das nicht Ernst Knotz?" fragte er schnell.

„Ja, aber sprich ihn jetzt nicht an!" flüsterte Klärchen ängstlich. „Der Vater sieht's nicht gern, er steht mit dem alten Knotz nicht gut — vom Gemeinderath her!"

„Und das sollte mich abhalten?"

Mit ausgebreiteten Armen eilte er auf den Maler zu, der ihn erst überrascht anstarrte und sich dann stürmisch an seine Brust warf.

„Nun, und Sie, Fräulein Klärchen? Geben Sie einem alten Bekannten nicht wenigstens die Hand?"

Er streckte sie ihr entgegen, Klärchen schlug etwas verlegen ein. Fritz gab seiner Freude Ausdruck, den Freund hier, in dem weltentlegenen Heimathsörtchen, wiederzufinden; und man trennte sich mit dem Versprechen, treue Kameradschaft zu halten. Beim Rückweg sprach Fritz ganz begeistert von dem Wiedergefundenen.

Klärchen hörte schweigend zu, plötzlich sagte sie: „Wie hübsch er geworden ist! Wie gut ihn der kurze, zugespitzte Vollbart kleidet!"

Fritz lachte. „Natürlich, auf dergleichen schaut ihr Weiber zuerst."

Die Beiden kamen gerade zum Abendessen zurecht, bei dem es ziemlich schweigsam herging. Fritz machte seine stillen Beobachtungen. Der Schwager führte das große Wort, der Vater warf nur von Zeit zu Zeit kurze Bemerkungen dazwischen, und die Schwestern schwiegen ganz. Als er selbst sich einiges zu sagen getraute, blickte ihn Anna ganz verwundert an.

Am anderen Morgen nahm ihn der Vater mit auf das Comptoir und unterwies ihn selbst in den Anfangs-

gründen der Wechselkunde und der Handelskorrespondenz. Der Buchhalter führte ihn in die Geheimnisse der Buchführung ein; sogar das Briefkopiren und andere untergeordnete Manipulationen brachte man ihm bei. Mit ziemlichem Geschick fand sich Fritz in die ungewohnte Thätigkeit. Auch in der Brauerei wurde er mit den Elementen des technischen Betriebes bekannt gemacht. Hier fand er sich noch schneller zurecht. Hatte er sich doch als Kind beim Zuschauen unbewußt alle Prozesse der Bierbereitung eingeprägt.

Die ersten Wochen schwanden so in eifriger Arbeit dahin. Nur selten und auf kurze Zeit kamen die beiden Freunde zusammen. Fritz brach am Abend vor Müdigkeit fast zusammen und hatte wenig Lust, ihn am Biertisch oder sonst in lustiger Gesellschaft zu verbringen. Als der Vater sich jedoch nach einiger Zeit überzeugt hatte, daß sein Sohn arbeiten wolle und könne, lockerte er die straffgehaltenen Zügel. Man überbürdete ihn nicht mehr und gönnte ihm mehr Zeit und Muße als bisher.

Fritz hatte sich schweigend gefügt; mit zusammengebissenen Zähnen hatte er sich fest entschlossen durch den Berg von Pflichten und Aufgaben hindurch gearbeitet, den der Vater vor ihm aufhäufte. Jetzt athmete er erleichtert auf. Die Welt ist so schön und er war so sehr an die goldene Freiheit gewöhnt! Nun stellte er sich Abends auf der Kegelbahn und in der hochgelegenen Halle des väterlichen Ausschanks ein, wo sich an zwei Tagen der Woche die Honoratioren versammelten. Zuweilen fand sich auch der junge Maler mit „seinen Spießgesellen" ein, wie Kamphofer sie grollend nannte, seitdem sie einmal sein Bier getadelt. Er brachte einen frischen, burschikosen Ton in die Unterhaltung, worüber sich anfangs die Spießbürger und noch mehr ihre Frauen waidlich entsetzten, woran sie sich aber allmählig gewöhnten. Seine Spieß-

gesellen waren Jakob Heber, genannt „Sindbad, der Seefahrer", und Pauzinger, auch ein Jünger der Kunst, ein früherer Dekorationsmaler.

Heber verlebte in Berchheim den Rest seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit. Ein reichbewegtes Leben, in dem Glück und Unglück mannigfach gewechselt hatten, lag hinter ihm. Auf großen Reisen in fremden Welttheilen hatte er Reichthümer gesammelt, um sie dann wieder zu verlieren. Was er aber nie verlor, war der goldene Humor, mit dem er sich und Anderen das Dasein verklärte. Er hechelte auf fein-ironische Weise seine Mitbürger und ihr oft kleinliches Treiben durch, so daß man ihn schon wiederholt in Acht und Bann gethan hatte. Aber er wußte auch guten Rath zu geben und thatkräftig zu helfen. Und da er eine ganze Gesellschaft, wenn er von seinen Fahrten und Abenteuern zu erzählen anhub, stundenlang in athemloser Spannung erhalten konnte, so hatte man ihn immer wieder in den Kreis aufgenommen. Die lustigen jungen Künstler, die ihn „Sindbad" getauft, hatte er bald in sein Herz geschlossen. Er begleitete sie auf ihren Ausflügen und wob dann, in's Grüne gelagert, das Gespinnst seiner Abenteuer um ihre Staffeleien. Wenn das Kleeblatt, unbelauscht von den Philistern, ein Künstlermahl veranstalten wollte, dann tafelten sie im Garten des Knotz'schen Hauses oder in Ernst's Atelier und ließen lustige Lieder beim Safte der Reben zum dunklen Nachthimmel aufsteigen.

Ernst forderte den Freund, als er ihn nach der strengen Arbeitsperiode zum ersten Mal zu Gesicht bekam, als ehemaligen Künstler zu einem solch' ungezwungenen Beisammensein auf. Und Fritz sagte freudig zu.

Die Arbeit hatte ihn heute länger gefesselt, als er sich vorgenommen. Als Fritz durch die duftenden Rosenhecken und die Goldregenbüsche auf das Atelier zuschritt, stahl

sich schon ein Lichtschimmer durch die Butzenscheiben in den dunkelnden Garten, und fröhlicher Gesang schallte ihm entgegen, als er an die Thür klopfte. In der Mitte des traulichen Raumes fand er die Freunde um einen runden Tisch sitzend, auf dem die Reste des Mahles und eine riesige silberne Bowle standen.

„Spät kommt er, doch er kommt!" rief Ernst dem Eintretenden entgegen, und Sindbad reichte ihm das gefüllte Glas zum Willkomm.

„Verzeih', ich konnte mich nicht früher losmachen."

„Armer Kerl," sagte der alte Heber wehmüthig, „haben sie Dich in's Joch gespannt!"

Heber duzte Jeden, mit dem er es gut meinte.

„Wirf die Sorgen hinter Dich!" trällerte Pauzinger, der auf seinen wohlklingenden Tenor stolz war.

Ein wohliges Behagen schlich sich in das Herz des jungen Mannes ein, als er nun im Kreise der lustigen Gesellen Platz nahm. Frei und ungehindert konnte er reden, wie's ihm um's Herz war, während er daheim jedes Wort auf die Goldwage legen mußte. Hier fühlte er sich wieder als Mensch unter Menschen. Der alte Student, der ehemalige Künstler erwachte nach langem Schlaf auf's Neue in ihm.

Sindbad klopfte an sein Glas.

„Silentium, Sindbad will reden!"

„Da Du so schmählich Deine Pflichten als Wirth und Gastgeber vergissest, junger Apelles, so will ich das neue Mitglied unseres Bundes begrüßen. Ja, Du Jünger des Merkur und ehemaliger Musensohn, wir würdigen Dich der Ehre, Dich unter uns aufzunehmen. Du wirst diese Gunst zu schätzen wissen. Jene öden Philister, mit denen Du fortan Dein Dasein verleben mußt — es sind übrigens ganz nette Kerle darunter — verlästern uns, sie nennen uns verrückt, übergeschnappt und leichtsinnig, sie nennen

uns Zecher und Nachtschwärmer, weil wir nicht schon mit Sonnenuntergang unter die Bettdecke kriechen. Aber das thut nichts. In diesem kleinen Neste haben sich drei verwandte Seelen zusammengefunden, die den Philistern den Krieg erklären, und der Kunst, der Freude und dem Weine huldigen. Du sollst nun aufgenommen werden in diesen ‚Bund der Unabhängigen'. Und so begrüße ich Dich denn mit dem Safte der Reben —"

„Erdbeerbowle," warf Ernst lachend dazwischen.

„Mit dem Safte der Reben, junger Bierbrauer," fuhr Sindbad unbekümmert fort. „Zwar ist das Bier auch ein edles Getränk, das sich von unserem schönen Vaterlande aus die Welt erobert hat, und Du wirst es hoffentlich in unverfälschter bajuvarischer Reinheit weiter produziren und Dich fernhalten vom Glycerin und noch schlimmeren Dingen. Aber wenn wir so recht lustig sein wollen, dann greifen wir doch zum Safte der Reben —"

„Zur Erdbeerbowle," unterbrach diesmal Pauzinger.

„Zum Safte der Reben, mit dem wir Dich nun begrüßen, Fritz Kamphofer, als den Unseren. Ich soll leben, Du sollst leben, wir Alle sollen leben!"

„Vivat hoch!" riefen die Anderen jubelnd und stießen mit den Gläsern zusammen.

„Du hast glänzend gesprochen, altes Haus — Fritz ist ganz baff!"

„Ach was, er ist dramatischer Künstler gewesen, er wird sich nicht so leicht durch einige schönklingende Redensarten verblüffen lassen wie ihr wortkargen Pinselhelden!"

„Leider bin ich nicht der Rede so mächtig, um Ihnen in ebenso schönen Worten zu danken," sagte Fritz. „Meinen Dank will ich Ihnen beweisen, indem ich trinke, mich amüsire, zur Unterhaltung durch einige kleine Vorträge beisteuere und Sie um Ihre Freundschaft bitte!"

„Sollst Du haben, mein Junge, sollst Du haben, Bierbrauergesell' und ehemaliger Heldenspieler! Unter Kollegen —"

„Was? Sie sind auch bei der Bühne gewesen?"

„Ich? Ja, ich habe in Japan vor dem Mikado gespielt."

„Aha! Paß auf, Fritz, da kannst Du was lernen — er ist unser Privatmünchhausen!" lachte Ernst.

„Wenn's nicht wahr ist, will ich ein öder Philister werden!"

Das war die höchste Verschwörung des Alten. Und nun hub er zu erzählen an, Wahres und Falsches, glänzende Märchen und fein beobachtete Wirklichkeit so geschickt durcheinander mischend, daß die drei jungen Leute wie gebannt lauschten.

Man sprach fleißig der Erdbeerbowle zu; Herzen und Köpfe erhitzten sich, die Laune stieg allmählig. Pauzinger gab seinen Tenor zum Besten, dann stimmte man lustige Studentenlieder an und schließlich trug Fritz eine bekannte Parodie vor und kopirte einige Künstlergrößen Münchens zum Jubel der Freunde. Als die Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte, bot Sindbad dem „Kollegen" das brüderliche Du an, und Beide tranken Schmollis miteinander. Bis in die tiefe Nacht saßen die Vier zusammen und schwelgten in Kunstgesprächen, alten Erinnerungen und lustigen Schnurren. Als sie sich lange nach Mitternacht vor der Gartenpforte trennten — das Städtchen lag in tiefem Schlafe, nur die Brunnen hörte man leise rauschen — da entlockte Pauzinger seinem Tenor eine italienische Serenade, in der viel von luna, laguna und amorosa die Rede war, und der übermüthige Ernst vergnügte sich, einem bellenden Hunde auf gleiche Weise zu antworten, bis der einzige Nachtwächter, der eben seine Stundenansage ausrief, herbeihumpelte und die Herren um Ruhe bat. Pauzinger, der sich oberhalb der Brauerei

eingemiethet hatte, geleitete Fritz heim, den ein seliges Gefühl der alten verlorenen Künstlerfreiheit und des Studentenübermuthes durchwogte. Der Hund schlug wüthend an, als sich die beiden späten Wanderer dem Garten der väterlichen Villa näherten, beruhigte sich aber gleich wieder, als er Fritz erkannte, und rieb schmeichelnd seinen Kopf an dessen Beinen.

Leise schlich Fritz in sein Zimmer. Er hoffte, man werde ihn nicht hören. Als er aber am anderen Morgen später als sonst erwachte und etwas ängstlich in die Kleider schlüpfte, weil er die Frühstücksstunde versäumt hatte, auf deren pünktliche Innehaltung der Vater streng achtete, klopfte es schüchtern an die Thür und Klärchen betrat das Zimmer.

„Der Vater ist böse auf Dich," flüsterte sie erregt dem Bruder zu. „Er hat den Hund bellen hören und ist davon erwacht. Du schienest Dein altes Bummelleben wieder zu beginnen und kämest in liederliche Künstlergesellschaft, sagte er. Jetzt spricht er mit August. Erwiedere nur nichts darauf, wenn er schelten sollte."

„Ich werde nur erwiedern, daß ich kein Knabe mehr bin, der sich die Zeit seines Abendausganges vorschreiben läßt."

Als Fritz das Frühstückszimmer mit einem freundlichen „Guten Morgen!" betrat, den nur der Schwager beantwortete, saß der Vater am Tisch. August blickte zum Fenster auf den Garten hinaus.

„Du kommst spät," eröffnete der Vater die Feindseligkeiten.

„Ich bitte um Verzeihung, aber —"

„Da Du so spät heimgekehrt bist, konntest Du nicht früher aufstehen, das begreife ich."

„O, es ist nicht das!"

„Ich wünsche aber nicht, daß Du Dich bis in die tiefe Nacht in liederlicher Gesellschaft herumtreibst."

„Ich war nicht in liederlicher Gesellschaft, sondern folgte einer Einladung zum Abendessen bei meinem alten Freunde Ernst, wo ich Herrn Pauzinger und den alten Heber traf."

„Das sind die Rechten! Ich wünsche diesen Umgang nicht."

„Vater, ich bin mündig, und es sind ehrenhafte Leute."

„Zechbrüder und Nachtschwärmer sind es! Man hat mir schon erzählt, daß ihr einen Höllenlärm gemacht und die halbe Stadt aus dem Schlafe gestört habt. Ganz Berchheim ist voll davon. Bezecht seid ihr gewesen, das ist eure einzige Entschuldigung. Ich will aber nicht, daß Du Dein altes Vagabundenleben wieder anfängst."

„Wir waren nicht betrunken. Der Maler hat ein wenig gesungen, das ist Alles. Natürlich wird das in dem Neste so aufgebauscht, als ob wir uns mit dem Nachtwächter geprügelt hätten."

„Ich verbiete Dir, mit diesen Menschen wieder zusammenzukommen."

„Vater, es thut mir leid, aber seinen Umgang kann sich ein Mann in meinem Alter nicht mehr vorschreiben lassen, ebenso wenig die Stunde, in der er heimkehren soll. Wenn ich diese harmlosen Freuden nicht mehr genießen darf und den mir zusagenden Umgang entbehren soll, dann verzichte ich lieber auf dies Leben. Wenn Du mich noch länger wie einen unmündigen Knaben behandelst, dann machen wir lieber gleich ein Ende."

Aengstlich blickte Klärchen auf den Vater, was er zu diesen unerhört kühnen Worten sagen würde. Aber der entgegnete keine Silbe und verließ schweigend das Zimmer. Fritz ging aufgeregt umher; August kehrte sich endlich um, drückte seinem Schwager die Hand und sagte in seinem Biedermannstone: „Bist ein braver Junge — hast ganz Recht — thust nichts Böses — ich würde es ebenso machen."

Damit ging er hinaus.

„O Klärchen, Klärchen," seufzte Fritz bekümmert, „es nimmt kein gutes Ende zwischen dem Vater und mir! Unsere Naturen sind zu verschieden und ich ertrage es nicht, wie ein Schuljunge gegängelt zu werden. Wenn Du nicht wärest und August, lieber heute als morgen ginge ich davon."

„Nimm Dich vor August in Acht, er meint es nicht ehrlich mit Dir."

„O, das ist schlecht von Dir, Klärchen! Hast Du einen Grund zu diesem Mißtrauen?"

„Keinen bestimmten — und doch ... erst vorhin tuschelte er wieder leise mit dem Vater."

„Er wird zum Guten gesprochen haben. Er ist mir stets freundlich entgegengekommen. — Doch ich muß an die Arbeit."

Und der alte Student ging in das Comptoir, um dort wie ein Lehrling die Elemente der Handelswissenschaft zu erlernen. Klärchen aber, die sonst wie ein munterer Vogel den ganzen Tag sang, ließ das Köpfchen hängen und schlich traurig umher. Bei Tisch meinte der Vater, indem er dabei seinen Sohn mit keinem Blicke streifte, daß er im Gemeinderath energisch auf die zukünftige Festnahme und strenge Bestrafung der Taugenichtse und Trunkenbolde dringen werde, welche die Nachtruhe der Bürger durch ungebührlichen Lärm störten.

Fritz biß die Zähne zusammen und entgegnete kein Wort. August murmelte etwas, wie: „Jugend hat keine Tugend," und vertiefte sich ganz in seinen Teller. Anna sah noch gedrückter und scheuer aus, als gewöhnlich, und Klärchen wurde bald roth, bald blaß und trat den Bruder bei den anzüglichen Reden des Vaters ängstlich auf den Fuß, damit er nichts erwiedere.

Von nun an wurde das Verhältniß zwischen Vater

und Sohn wieder ein gespanntes. Sie sprachen nur das Nothwendigste miteinander und gingen sich sonst aus dem Wege. Fritz widmete sich voll Eifer seiner neuen Thätigkeit, so daß auch der strengste Beurtheiler nichts daran aussetzen konnte, und der Vater keine Ursache fand, ihn zu tadeln.

3.

Auf anmuthig geschlängeltem Pfad, der den Krümmungen des Flüßchens folgt, an Brombeerstauden und Erlengebüsch vorbei, schreiten die Geschwister das Thal entlang. Es ist Sonntagmorgen. Von der Stadt tönt das Geläute der Glocken den Wandernden mit gedämpftem Halle nach. Jetzt klingt's auch von dort, wohin sie schreiten. Sie lassen das Pfarrdorf mit der weithin ragenden Kirche seitwärts liegen und halten sich nach links, wo sich seltsam gestaltete Felsen in die Höhe recken. Der Himmel ist wolkenlos und tiefblau, aber die Sonne brennt noch nicht. Auch das Läuten hört nun auf — Einsamkeit und Sonntagsstille rings umher. Die Bienen summen geschäftig von Blume zu Blume, das Flüßchen plätschert und rauscht leise. Jenes Klingen und Weben und Säuseln geht durch die Lüfte, mit dem die Natur Athem holt. Von Zeit zu Zeit weht ein kühles Lüftchen sanft rauschend durch die Bäume und Büsche am Ufer, daß sie sich neigen und die überhängenden Blätter in das durchsichtige Wasser tauchen.

Fritz bleibt stehen und blickt zurück, als ob er das friedliche Bild in sich saugen wolle; dann sagt er plötzlich: „O wie schön ist die Welt!"

„Ja," erwiedert Klärchen und wird roth; sie weiß selbst nicht weshalb.

Da hören sie Stimmen hinter sich und Schritte, die schnell näher kommen.

„He, hollah! Nehmt uns mit!“ ruft Ernst schon von fern, und Pauzinger keucht:

„Ihr seid ja gar nicht mehr einzuholen!“

Man begrüßt sich und wandert vereint weiter. Der Weg ist schmal. Fritz geht mit Pauzinger voraus, der Freund folgt mit der Schwester. Der Dekorationsmaler hat lange Beine, bald sind sie den Beiden aus dem Gesichte. Ernst läßt bewundernde Blicke über seine Nachbarin gleiten.

Plötzlich bleibt er stehen, und — sonderbar! — er gebraucht fast dieselben Worte wie sein Freund, um seinem Entzücken Luft zu machen. „Die Welt ist doch schön.“

Und wieder wird Klärchen roth, diesmal aber mit Grund, denn der Maler schaut nur sie an.

Eine Weile schreiten sie stumm weiter.

„Warum sehe ich Sie so selten?“

„Der Vater . . . Sie wissen, er ist nicht Ihr Freund!“ stottert Klärchen verlegen und über ihre blauen Augen legt es sich wie ein Schleier.

„Natürlich, Ihr Vater — er verdient Sie gar nicht!“

„Herr Knotz!“

„O verzeihen Sie, aber . . . wissen Sie, liebes Fräulein Klärchen, ich wünschte, ich hätte solch' eine Schwester, wie Sie!“ —

Sie sind an die Kranzmühle gekommen, die Klärchen's Vater gehört.

„Wollen wir eintreten, Fräulein?“

„Aber mein Bruder . . .“

„O, wir holen ihn schon wieder ein! Wo wollten Sie denn hin?“

„Nach Babendorf — in die Felsen —“

„Das wollten auch wir — sie werden auf uns warten.“

Da trat schon der Müller aus der Thür und zog sein Käppchen, als er seines Herrn Tochter erkannte. Freundlich lud er sie zum Nähertreten ein.

Die Mühle war weit über hundert Jahre alt. Eine schwere hölzerne Treppe mit einem prächtigen, zierlich geschnitzten Eichengeländer führte zu den Mahlgängen. Links vom Flur lag der Eß- und Wohnraum der Müllersleute. Dort ging die Frau mit einem Wickelkindchen, das sie leise singend im Arme wiegte, auf und ab. Sie legte es schnell in ein Wägelchen und begrüßte die Herrschaften. Dann eilte sie geschäftig hinaus, um für das Fräulein, das der Weg ein wenig ermüdet, frische Milch und Brod zu holen.

Die schweren Stühle und der Tisch aus Eichenholz gaben im Verein mit dem eichenen Täfelwerk an den Wänden dem Zimmer ein fast mittelalterliches Aussehen. Der Müller setzte sich in eine Ecke, Klärchen und Fritz an den Tisch vor das Fenster. Ein goldener Sonnenstrahl stahl sich durch die kleinen, bleigefaßten Scheiben, vergoldete das dunkelblonde Haar des Mädchens, und das zarte Köpfchen hob sich so hell gegen den dunklen Hintergrund ab, Licht und Schatten waren so reizvoll vertheilt, daß der Maler schnell sein Skizzenbuch hervorzog.

„Bitte, bitte!" weiter sagte er nichts. Aber Klärchen verstand ihn und hielt ganz still.

Die Fliegen summten durch das stille Zimmer. Die Frau kam mit Brod und Milch, die sie lautlos auf den Tisch stellte, als sie bemerkte, was vorging. Mit einem leisen Lächeln stieß sie ihren Mann in die Seite, zeigte verstohlen auf die Beiden und verschwand dann. Auch der Müller ging hinaus.

Der Maler und sein liebliches Modell bemerkten es nicht. Eine zarte Röthe überzog Klärchen's Gesicht, und ihm durchleuchteten die Flammen der Begeisterung und Schaffensfreude das Antlitz.

Als er fertig war, zeigte er ihr die Skizze. Sie stieß einen freudig-überraschten Schrei aus.

„Ach, wie ähnlich! Und wie schön gemalt!"

Das Bildchen ist flüchtig, aber genial auf's Papier geworfen. Es stellt die Ecke des Zimmers mit dem dunklen Täfelwerk und dem alten Fenster dar. Hell hebt sich Klärchen's Gestalt dagegen ab. So klein das Köpfchen ausgeführt ist, so ähnlich sind doch die Züge. Ein Sonnenstrahl streift ihr Haar.

„O, was sind Sie für ein Künstler!"

„Und was sind Sie für ein Modell!"

Und als ihm Klärchen dankend die Hand entgegenstreckte, da drückte er sie lange und innig. Darauf wurden Beide roth und Klärchen sprang verwirrt auf.

„Wir wollen uns die Mühle einmal ansehen," stotterte sie.

„Es ist Sonntag — sie geht nicht."

Sie war schon voraus geeilt, die Treppe hinauf, in den wohlbekannten dämmerigen Raum, der mit weißem Mehlstaub gepudert ist und nach Mehl riecht. Er folgte ihr schnell. Kleine Treppchen führen auf die verschiedenen Mahlgänge. Sie schaute neugierig in die Oeffnungen, in die das Korn strömt, um dann als weißes Mehl und als gelbliche Kleie wieder zu Tage zu treten. Und da sie von Jugend auf mit diesem Vorgang vertraut war, erklärte sie ihm genau die Einrichtung. Auf ihre Bitte setzte der Müller das Wasserrad in Bewegung; in ihren Gehäusen begannen sich die Steine mit Geräusch zu drehen. Der ganze Raum gerieth in zitternde, dumpf tönende Bewegung. Erst langsam, dann in immer vollerem Strom quoll das weiße Mehl hervor. Und glückselig wie zwei Kinder beugten sie sich neugierig über den Rand des Gehäuses. Sanft umschlang er sie, um sie vor dem Fallen zu schützen. Sie ließ es willig geschehen, bis sie endlich ängstlich ausrief: „Um Gottes willen! Was wird Fritz sagen!"

Und eilig verabschiedeten sie sich von den freundlichen Leuten und traten hinaus in die lachende Flur.

In Babendorf trafen sie den Bruder und den Freund im Wirthshause. Lachend wurden sie empfangen. Ernst zeigte seine Skizze und erntete die Bewunderung der Freunde.

„Du solltest sie lebensgroß malen," meinte Fritz.

„Wenn Sie wollen, Fräulein Klärchen — mit tausend Freuden!"

„Ja, aber der Vater . . ."

„Ach was, der braucht nichts davon zu wissen," lachte Fritz. „Du malst ja draußen an der Wiesinger Schlucht. Wir kommen am Nachmittag hin, wenn wir Zeit zum Spazierengehen haben. Es wird Freiluftmalerei, das ist ja Dein Fall."

Klärchen sträubte sich zwar anfangs ein wenig, aber schließlich willigte sie ein.

— — — — — — — — — — — — —

Die Wiesinger Schlucht ist eine Höhle, etwa eine halbe Stunde außerhalb Berchheim. Vor diesem Felsthor liegt eine kleine Lichtung mitten im Walde. Je nach dem Stande der Sonne zeigen sich hier ganz außerordentliche Licht- und Schattenwirkungen. Der Maler hatte diese Parthie und ihre Umgebung von den verschiedensten Standorten aus und zu den verschiedensten Tageszeiten auf die Leinwand gebannt. Mit einem Feldstuhl, einem großen Malschirm und einer Staffelei, die ihm ein kleiner Junge nachschleppte, zog er einige Male in der Woche bei günstiger Witterung hinaus. Es fiel daher Niemand auf, als er diese Ausflüge von nun an fast jeden Tag unternahm, an dem die Sonne schien; nur verlegte er sie meist auf spätere Stunden. Fritz machte jetzt schon um fünf Uhr Feierabend. Regelmäßig begleitete er dann sein Schwesterchen zur Wiesinger Schlucht, wo der Freund ihrer harrte. Der kleine Bursche brachte geheime Botschaft, wenn sie

kommen sollten. Um nicht Verdacht zu erwecken, schlugen die Geschwister oft einen entgegengesetzten Pfad ein, und näherten sich auf einem Umweg ihrem Bestimmungsort. Da die Schlucht seitab und verborgen lag und man ziemlich hoch steigen mußte, um zu ihr zu gelangen, so verirrte sich fast nie ein Spaziergänger dorthin. Die guten Berchheimer hatten überhaupt nur an Sonn- und Feiertagen Zeit und Lust zu Spaziergängen.

Ernst saß meist schon vor seiner Staffelei und pinselte an dem angefangenen Bilde herum, wenn sie eintrafen. Fritz mußte sich dann auf den Rasen legen und laut lesen oder deklamiren. Das rege ihn an, meinte der Maler. Zuweilen kam auch Pauzinger, den man in's Geheimniß gezogen hatte. Er brachte dann eine Flasche Wein und einige Gläser, sowie etwas zum Naschen für Klärchen mit, und frohgemuth stießen die vier jungen Menschenkinder auf der sonnigen Lichtung in tiefer Waldeinsamkeit miteinander an. Wenn sie sich ausgelesen, ausgelacht und ausgeschwatzt, dann legten sich die „Faullenzer", wie Ernst sie nannte, auf den Rücken und versanken in schweigsames Träumen. Ernst malte fleißig. Klärchen hatte auf einem Baumstrunk Platz genommen und schaute ruhig vor sich hin. Dann wurde es still, ganz still. Auf den Zweigen der Bäume sangen die Vögel. Und die Sonne stahl sich durch das hellgrün schimmernde Laubdach und malte zitternde Ringe auf das Gras.

Das Geheimniß verlieh diesen Zusammenkünften noch einen besonderen Reiz. Nach einiger Zeit kam Klärchen aber auch allein. Anfangs hatte sie sich dagegen gesträubt, als sie Fritz eines Tages nicht begleiten wollte. Aber er lachte sie aus, als sie von der Unschicklichkeit sprach, mit einem jungen Manne allein im Walde zusammenzutreffen.

„Du Närrchen, das sind Deine kleinstädtischen An-

sichten! Glaubst Du, daß sich Ernst anders benehmen wird, wenn ihr allein seid, als bisher?"

„Nein, gewiß nicht."

„Nun, dann geh' ruhig hin. Auf meine Verantwortung."

„Wenn es der Vater erfährt . . ."

„Er wird es nicht erfahren und würde wohl gerade so schelten, ob ich nun dabei oder nicht dabei bin. Was thun wir denn? Etwas, was die Philister vielleicht bekritteln und verdammen, aber nichts Böses."

„Weshalb willst Du nicht mitkommen?"

„Weil . . . hm . . . ich habe etwas Anderes vor."

„Fritz, warum hast Du ein Geheimniß vor mir? Wollten wir nicht treu zusammenhalten? Uebrigens weiß ich es."

„Du? Woher?"

„Weil Du gesehen worden bist. Weil man schon in der Stadt darüber zu sprechen anfängt. O Fritz, wenn es nur nicht gerade diese wäre!"

„Klärchen, daß gerade Du mir das sagst! Hat sie etwas Böses begangen?"

„Nein, aber bedenke doch — ihre Mutter . . ."

„Das ist so eure Moral! Die Sünden der Väter sollen an den Kindern heimgesucht werden."

„Aber die Leute in unserer kleinen Stadt und der Vater . . . niemals würde er seine Einwilligung geben."

„Und was hat denn die Mutter begangen? Sie lebt auf ihre Art, die freilich nicht die Art der Kleinstädter ist, und hat ihre eigenen Ansichten, die über den Gesichtskreis unserer Philister weit hinausreichen. Im Uebrigen ist sie eine brave Frau, das ist die Hauptsache. Und nun gar erst Lenchen, dieser Engel! Wenn Du sie kennen würdest . . ."

„Ich kenne sie vom Sehen, gesprochen habe ich aber nie mit ihr. Und ihr seid schon einig?"

„O nein! Ich bin mir ja selbst erst seit wenig Tagen klar darüber. Siehst Du, ich kam in den kleinen Kramladen der Mutter, um mir Cigarren zu kaufen. Dunkel erinnerte ich mich der stolzen Frauengestalt aus meinen Kinderjahren, und daß man ihr schon damals auswich. Wie eine Königin, die sich durch Zufall in das ärmliche, dunkle Gewölbe verirrt hat, erschien sie mir. Ich wollte mich in ein Gespräch mit ihr einlassen, sie lehnte es kurz ab. Am anderen Tag erblickte ich die Tochter. Ich sehe noch das kleine, kaum sechsjährige Ding vor mir, das wir Buben auf der Gasse verhöhnten und mit Schnee bewarfen. O, wie schön sie geworden ist! Rothbraune Zöpfe, eine milchweiße Haut und große, große braune Augen."

„Fritz, Du schwärmst!" lachte Klärchen laut auf.

„Ja, lache nur! Ich war wie berauscht vom ersten Augenblick an, wo ich sie sah! Sie hilft der Mutter im Geschäft. Sie gab mir Cigarren. Als ich ein Gespräch mit ihr anknüpfte, antwortete sie mir kaum. Ob ich sonst etwas brauche? fragte sie. Ich kaufte Seife, eine Cigarrenspitze, ein Messer und was weiß ich sonst noch, nur, um sie länger zu betrachten. Aber dann kam die Mutter, und sie verschwand und erschien nicht wieder. Und als ich der Frau erzählte, wer ich sei, wurde sie noch unfreundlicher als vorher. Es scheint, als habe sie einen alten Groll auf den Vater."

Fritz blickte auf die Uhr und schrak zusammen.

„Alle Wetter, schon so spät? Sie erwartet mich längst."

„Es ist Dir also gelungen, in die Löwenhöhle zu dringen?" fragte neugierig Klärchen.

„Ja. Wie das gekommen ist, erzähle ich Dir ein andermal."

Und damit stürmte er davon.

4.

Am Ende der Hauptstraße, die Berchheim der Länge nach durchschneidet, lag ein Kramladen, in dem man alle Bedürfnisse erhalten konnte, die Haus und Küche des Kleinbürgers beanspruchen. Auch Schnitt- und Bandwaaren gab es dort. Frau Henninger hatte aus der Provinzhauptstadt als junges Mädchen nach Berchheim geheirathet. Auch ihr Vater hatte ein offenes Geschäft, und mancherlei geschäftliche Beziehungen verbanden ihn mit Herrn Henninger, der einen Sohn besaß, auf den er stolz zu sein allerdings wenig Ursache hatte. Denn der junge Herr war der größte Schlingel und Taugenichts, dessen man sich in Berchheim und Umgegend seit Menschengedenken erinnern konnte. Er „soff", wie man im Süden wie im Norden für diese das Mittelmaß des Durstes übersteigende Eigenschaft zu sagen pflegt, und war bereits, nachdem er mit dem Weine begonnen und das heimische Bier als Durchgangsstation benützt hatte, zum Schnaps gelangt; er lief allen Mädchen nach und spielte Karten und Würfel, von seinen kleineren Lastern ganz zu schweigen. Nachdem sein Vater alle Mittel vergeblich angewendet hatte, um ihn zu bessern, hielt er eine Heirath mit einem energischen Weibe für den letzten Rettungsanker, den auszuwerfen er sich ängstlich bemühte. Demgemäß sah er sich unter den Berchheimer Mädchen um; aber es fand sich kein Vater und keine Tochter, die es mit dem Taugenichts versuchen wollten. Er ging nun in der Nachbarschaft auf die Brautsuche, allein mit demselben Mißerfolg. Endlich fiel sein Blick auf die Tochter seines alten Geschäftsfreundes Lämmermann. Diese war ein üppiges, großes und starkes Mädchen, mit zwei durchbohrenden schwarzen Augen, die sich nur manchmal geheimnißvoll verschleierten, über ihre Jahre ernst und verständig und

von unbeugsamer Willenskraft. „Dickschädel" nannte sie der etwas gewaltthätige Vater, mit dem sie um die Herrschaft rang. Der Vater hatte sie schon zu verschiedenen Malen verheirathen wollen, aber da war er schön angekommen. Und doch sehnte sie sich aus dem Laden heraus, den einst ihr jüngerer Bruder erben sollte. Der alte Henninger brachte seinen Wunsch bei seinem Geschäftsfreunde an, der den wohlhabenden Erbsohn gern zum Schwiegersohn genommen hätte, aber von vornherein erklärte, nichts gegen den Willen der Tochter unternehmen zu können.

Man brachte die Beiden zusammen und sie gefielen sich merkwürdiger Weise. Dem jungen Taugenichts stach das schöne Mädchen so sehr in's Auge, daß er sich wochenlang, bis die Verlobung veröffentlicht wurde, tüchtig zusammennahm und den Ehrbaren spielte. Ihr gefiel der hübsche Junge mit den freien Manieren und den schönen Anlagen, die er so unverantwortlich verlotterte.

Daß er dies that, hatte sie wohl erfahren, aber das reizte sie noch mehr. „Ich werde ihn mir schon ziehen!" pflegte sie zu sagen, und reckte sich dabei in die Höhe, als wenn sie auf ihre Muskel- und Willenskraft fest vertraue. In der Brautzeit fand sich auch mehrfach die Gelegenheit, ihren Einfluß geltend zu machen. Sie nahm ihm einmal im Wirthshaus, als er sich beim Trunk und beim Spiel übernommen hatte, das Glas vom Mund und die Karten aus der Hand und führte ihn kurzweg hinaus. Seine Freunde und Spießgesellen neckten ihn damit. Aber da er verliebt war, ließ er sich's gerne gefallen und folgte ihr willig.

Nach der Hochzeit änderte sich das plötzlich. Als der erste Liebesrausch verflogen war, nahm er allmählig seine früheren Gewohnheiten wieder auf. Sie setzte die ganze, große Kraft ihres Willens dagegen ein. Vergebens! Mit

Erstaunen zuerst, dann mit wachsendem Befremden, zuletzt mit tiefem Schmerze bemerkte sie, daß er sich ihrem wohlthätigen Einflusse immer mehr entzog. Da starb zum Unglück, kaum sechs Monate nach der Hochzeit, sein Vater, und Geschäft und Vermögen wurden nun sein Eigenthum. Die Liebe zu seinem Weibe war längst verflogen; häßliche Zerwürfnisse wurden jetzt Tagesordnung in dieser Ehe. Die junge Frau drohte erst, dann bat und beschwor sie ihn, dann drohte sie wieder — und da schlug er sie zum ersten Male.

Mit gläsernen, stieren Augen war er zur Thür hereingetaumelt. Er schlang seinen Arm um sie. Sein schnapsduftender Athem widerte sie an, sie stieß ihn mit so gewaltiger Kraft zurück, daß er taumelnd zu Boden fiel. Wüthend erhob er sich, mit Faustschlägen stürzte er sich über sie. Anfangs hatte sie sich gewehrt, aber Wuth und Schnaps verliehen dem großen, starken Manne Riesenkräfte, und sie sah bald ihrer Entbindung entgegen. Sie fiel in Weinkrämpfe, dann in eine wohlthätige Ohnmacht und gab zwei Tage später einem verfrühten Kinde das Leben. Mutter und Kind schwebten lange zwischen Leben und Tod, doch ihre gesunde Natur, die sie auch auf die Tochter vererbt zu haben schien, retteten Beide. In ihrem Mann war die bessere Natur noch nicht ganz erloschen; er überhäufte sich mit Selbstvorwürfen, erstickte seine Gewissensqualen aber im Branntwein. Die Frau würdigte ihn nach der Genesung keines Wortes und Blickes mehr. Sie lebte nur noch ihren vielen Pflichten als Mutter und Leiterin des Geschäftes, das sie ja von daheim aus dem Grunde kannte. Er kümmerte sich um nichts mehr. Sie führte die Bücher, sie bestellte neue Waaren und verkaufte sie auch. Was sie zur Führung der Wirthschaft brauchte, nahm sie aus der Kasse, das andere überließ sie ihm. Sie bekümmerte sich auch nicht darum, ob er das Kapital

angreife, das sein Vater in einem langen, arbeitsamen Leben erspart und in einer großen Bank in sicheren Papieren niedergelegt hatte. Er blieb oft tage-, ja wochenlang von Haus und Heim fort. Sie fragte nicht, wohin er ging und woher er kam. Aber man trug es ihr ungefragt zu. Boshafte Nachbarinnen, denen die schöne, junge, hochmüthig verschlossene Frau, die so ganz anders als die Kleinstädterinnen, diesen ein ungelöstes Räthsel und ein Dorn im Auge war, berichteten ihr, daß er sich in den benachbarten größeren Städten umhertreibe. Jetzt, wo ihm viel Geld zur Verfügung stand, hatte er sich wieder zum Wein emporgeschwungen; er spielte den vornehmen Herrn und ließ den Champagner in Strömen fließen.

Ihr Vater redete ihr zu, ihn gerichtlich als Verschwender erklären, unter Kuratel stellen und sich von ihm scheiden zu lassen, um das Vermögen für sich und das Kind zu retten. Sie lehnte es ab.

„Es gehört ihm, Vater — ich will nichts davon haben, das Geschäft ernährt mich und mein Kind!"

Eines Tages war er wieder einmal in Berchheim aufgetaucht, nachdem er sich wochenlang auswärts umhergetrieben. Anfangs kümmerte er sich nicht um die Frau. Er blieb faullenzend im Bette liegen oder lungerte auf den Straßen oder in den Wirthshäusern herum, wo Jedermann dem rohen Trunkenbold auswich. Eines Vormittags kam er halbberauscht heim und wollte sie zärtlich an sich ziehen, als wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen sei, aber sie stieß ihn verächtlich zurück. Da schlug er sie, bis sie in ihrer Herzensangst laut um Hilfe rief. Die Nachbarn mischten sich ein und entrissen sie dem wüthenden, trunkenen Mann, der sie sonst sicherlich todtgeschlagen hätte. Noch am selben Tage entfloh sie mit dem Kinde zu ihrem Vater. Der Antrag auf Scheidung wurde ge-

stellt, dem denn auch, da die fortgesetzten Mißhandlungen und der liederliche Lebenswandel des Mannes klar zu Tage lagen, Folge gegeben wurde. Das Vermögen wurde zu Gunsten des Kindes verwaltet, ihr Mitgebrachtes und eine entsprechende Rente wurden ihr zugesprochen. Das Geschäft wurde verkauft.

Sie lebte nun in ihrer Heimathsstadt still für sich hin. Der geschiedene Mann, der in der That jeden sittlichen Halt verloren hatte, war unterdeß dem Säufer-, dann dem wirklichen Wahnsinn verfallen und in eine Irrenanstalt gebracht worden.

Nun machte man es ihr plötzlich geradezu zum Vorwurf, daß sie die Schuld daran trage. Als sie dann, nachdem Henninger im Irrenhause gestorben war, wieder nach Berchheim zog, um das Geschäft für die Erbin, ihre Tochter, weiter zu führen, war sie nicht mehr die von ihm unglücklich gemachte, nein sie war nur die „geschiedene" Frau, über welche die Berchheimer Basen hochmüthig die Nasen rümpften, der Jede möglichst aus dem Wege ging.

— — — — — — — — — — — —

Hinter dem kleinen, dunklen Laden befand sich ein trauliches Zimmer, von dem einige Stufen in das Gewölbe hinabführten. Dort hielt sich Frau Henninger und ihre Tochter Lenchen gewöhnlich auf, wenn sie keine Käufer in Anspruch nahmen. Dort aßen und wohnten sie auch. In einer tiefen Wandnische, die ein Drahtgitter abschloß, war eine Vogelhecke angebracht, in der die lustigen, gelben Kanarienvögel den ganzen Tag singend und piepsend durcheinander schwirren.

In diesem Zimmer saß jetzt Fritz hinter einer Tasse Kaffee neben Frau Therese und Lenchen, die aufmerksam zuhörten, wie ihnen der junge Mann aus einem Buche Verse vordeklamirte. Und Lenchen's braune Augen, die

sie voll Innigkeit auf ihm ruhen ließ, strahlten dabei so von Glückseligkeit, daß Frau Therese wehmüthig lächelte und ihre strengen Züge sich dabei verklärten. Wenn aber die Klingel ertönte, dann hörte der Vorleser schnell auf, und dann eilte die stattliche Frau hinunter und fertigte die Kunden ab. Und Fritz ließ das Buch sinken und starrte wie verzaubert das schöne Mädchen an. Heute aber faßte er sich ein Herz. Ja, es mußte endlich zwischen ihnen klar werden. Und so fragte er leise, als die Mutter mehrere, noch dazu schwatzhafte Kunden zu bedienen hatte: „Woran denken Sie, Lenchen?"

Lenchen fuhr aus tiefem Sinnen auf und sagte nichts.

Fritz faßte sie bei der Hand und flüsterte ihr leise zu: „Denken Sie auch ein wenig an mich?"

Lenchen sagt wieder nichts und senkte verschämt das Köpfchen.

„Lenchen, ich habe Sie lieb!"

Da schoß ihr eine Blutwelle in die zarte, milchweiße Haut, daß sie fast so roth wurde, wie die rothbraunen Zöpfe, die ihr bis zur Erde reichten; und ihre Augen füllten sich mit Thränen; und dann lächelte sie wieder und schaute ihn bittend, verheißend und auch ein klein wenig vorwurfsvoll an, und dann sagte sie zitternd: „O Fritz!"

Was sollte sie auch weiter sagen? Und da hatte er sie auch schon umschlungen und küßte sie auf den kleinen rothen Mund und hörte ihr Herzchen an dem seinen pochen.

Und da kam die Mutter auch schon zurück. Auf den ersten Blick sah die erfahrene Frau, was hier vorgefallen war. Die Beiden küßten ihr die Hände und flüsterten flehend: „Mutter!"

„Ja, ja, ich wußte es wohl, daß es so kommen würde! Wenn ich's hätte verhindern können, so hätte ich's gethan!"

„Mutter!"

„Und hätte Dich unglücklich gemacht, mein Herzblatt, das weiß ich wohl — darum habe ich's gehen lassen, wie es wollte." Und liebend strich die stattliche Frau dem Töchterchen über das wellige Haar. „Was aber nun werden soll, weiß der Himmel!"

„Eine Heirath wird's!" rief Fritz schnell.

„Und Ihr Vater?"

„O, er wird, er muß einwilligen!"

„Ich glaube es nicht."

„Ich bin großjährig!"

„Aber nicht selbstständig."

„Aber was sollte er dagegen einzuwenden haben?"

„Das wissen Sie sehr wohl, Fritz."

O ja, er wußte es sehr wohl, daß sein Vater in der gehässigsten Weise von der unglücklichen Frau sprach. Niemals würde er zugeben, daß — —

O er wollte gar nicht daran denken, er wollte die Gegenwart genießen, die in strahlender Jugend und Schönheit vor ihm stand.

„Lenchen!"

In dieses eine Wort legte er Alles hinein, was sein Herz an überquellender Zärtlichkeit für das reizende Wesen in sich barg. Er zog sie zärtlich an die Brust. Leise verließ die Mutter das Gemach.

5.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu, und ehe er dem rauhen Herbste das Feld überließ, zeigte er sich noch einmal von seiner besten Seite. Ein wolkenloser, tiefblauer Himmel wölbte sich über den grünen Wiesen des Thales, über die Stoppelfelder schwebten die langen Fäden des Altweibersommers langsam dahin. Die Natur athmete nach der sengenden Gluth der verflossenen Wochen noch

einmal heiter auf, ehe sie sich von dem kecken Herbstwind das schimmernde Gewand zerzausen, von dem weißen Schneemantel des Winters zudecken ließ. Sommer und Sonne war auch in den Herzen der beiden Geschwister. Klärchen hatte dem Bruder ihr süßes Geheimniß gestanden: Ernst hat sie um ihre Hand gebeten. Sein Vater sollte für ihn anhalten. Aber erst wollte er sich Anerkennung und einen Preis auf der großen internationalen Ausstellung in München erringen. Triumphirend hatte er ihr die Besprechung seines Bildes „Auf hoher Alm" gezeigt. Die bedeutendsten Kunstschriftsteller rühmten es und verhießen dem jungen Künstler eine große Zukunft. Es galt in den Malerkreisen als sicher, daß ihm eine Medaille dafür zu Theil werden würde. Dann war er eingereiht unter die ersten seiner Kunstgenossen; dann wollte er um sein Mädchen werben. —

Klärchen's Bildniß näherte sich seiner Vollendung. Wenn sie irgend abkommen konnte, eilte sie heimlich hinaus nach der Wiesinger Schlucht.

Wieder hatte Ernst geheime Botschaft gesendet, daß er sie am Nachmittag zur gewohnten Stunde erwarte. Fritz sollte sie heute begleiten. Um nicht unnützes Gerede und Verdacht zu erwecken, hatte er die Besuche im Krämerhaus möglichst eingeschränkt. Schien man doch trotz aller Vorsicht seinem Geheimnisse auf der Spur zu sein; munkelte man doch schon in allen Kaffeekränzchen und am Biertisch von einem heimlichen Liebesverhältniß und schüttelte die weisen Häupter über das Unglaubliche.

In harmlosem Schlendergang verließen Bruder und Schwester den Garten des väterlichen Hauses. Sie bogen rechts ab von dem Pfade, der nach der Schlucht führte und machten den Umweg durch den Wald. Aber noch nicht lange waren sie fort, da öffnete sich das Gitterthor von Neuem. Der Vater und Schwager August verließen die Villa.

„Da gehen sie!“ sagte August und deutete auf die Geschwister, die eben am Waldessaum verschwanden.

„Das ist nicht der Weg nach der Schlucht.“

„Natürlich nur eine Kriegslist! So machen sie es gewöhnlich. Ich habe den Buben, der ihnen Botschaft brachte, genau ausgeforscht; dem Gelde konnte er nicht widerstehen. Er kam und ging ganz heimlich, aber ich habe ihn in der Stadt erwischt. Sie hatten sich das ganz schön eingerichtet. Der Bursche spazierte so lange vor dem Gitter auf und ab, bis sie ihn sah. Das war das verabredete Zeichen.“

„Und Fritz soll dabei die Hand im Spiele haben?“ stieß Kamphofer mit mühsam verhaltenem Zorn heraus.

„Gewiß, er ist der Freund, er hat es vermittelt! Hat er doch selbst hinter dem Rücken des Vaters —“

„Ah, meinetwegen! Er mag meinetwegen thun, was er will!“ Kamphofer lachte höhnisch und zuckte mit den Achseln.

„Du lachst? Aber ich sage Dir, daß man in der ganzen Stadt glaubt, daß er sich heimlich mit ihr verlobt hat. Und daß er jede freie Stunde dort zubringt, das weiß ich gewiß. Ich selbst habe ihn verfolgt und beobachtet.“

„Narrenspossen! Eine Liebelei, weiter nichts! — Heirathen . . . haha! Möchte sehen, mit welcher Stirn er mir das sagen würde!“

Schweigend schritten die Männer weiter. Jetzt standen sie an der Kreuzung, wo links der Weg nach der Schlucht abzweigte. Sie schlugen ihn ein und betraten den dunklen Wald, durch den sich der Pfad in sanften Krümmungen aufsteigend schlängelte. Mühsam keuchte der etwas wohlbeleibte Kamphofer hinter dem jüngeren und hageren Schwiegersohn einher. Endlich schimmerten graue Felswände in der Ferne. Sie traten bis dicht an die Lich-

tung heran und blieben hinter zwei dicken Eichenstämmen gedeckt stehen.

Auf der großen Wiese saß der junge Maler vor der Staffelei, eifrig malend. Deutlich konnten die scharfäugigen Männer das Bild erkennen, und ohne es sich selbst zu gestehen, bewunderten sie die große Aehnlichkeit mit dem jungen Mädchen, das sich in seinem hellen Sommerkleid leuchtend von dem dunklen Wald- und Felshintergrund abhob. Auf dem leicht zur Seite geneigten Haupte saß ein zierliches Barett; die Hände in langen, schwedischen Handschuhen umspannten einen rothen Schirm. Die Sonne durchbrach das Blätterdach des Hintergrundes und malte kleine Ringe auf den grünen Grund. Die ganze Gestalt war in Licht und Luft getaucht. Das war jene neue Kunstrichtung, die vielgepriesene und vielgelästerte Hellmalerei, aber ohne Uebertreibungen, ohne schreiende Effekte.

„Aehnlich ist's!" sagte der Alte unwillkürlich vor sich hin, und sein Auge ruhte wie gebannt auf der Leinwand, auf der man sein Kind ohne sein Wissen und gegen seinen Willen abkonterfeit hatte.

Da traten von der anderen Seite, wo dicht neben der Felshöhle ein kleiner Fußpfad in den Wald führt, die Geschwister hervor. Der Maler sprang so schnell auf, daß der kleine Feldstuhl umfiel, und eilte auf Klärchen zu, die er stürmisch umarmte und küßte. Kamphofer flimmerte es vor den Augen; schon wollte er auf die Beiden zustürzen, aber der Schwiegersohn hielt ihn am Arme fest und flüsterte leise: „Bedenke, was wir verabredet haben!"

Und der Alte blieb stehen; nur das glühende Auge und der keuchende Athem zeigte, wie es in ihm tobte und gährte.

Auf der Wiese hatten sich die Liebenden nach langer Umarmung endlich getrennt. Klärchen saß auf dem Baumstumpfe, Fritz lag unweit davon auf dem grünen Rasen,

und Ernst stand malend vor der Staffelei. Eine Weile herrschte tiefes Schweigen.

„Ich habe Dich zwei Tage nicht gesehen," sagte endlich der Maler.

„Ach Gott, ich konnte nicht fort! Ich mußte den Vater begleiten."

„Hast Du Dich nach mir gesehnt?"

„Ach ja!"

„Und ich mich erst nach Dir."

Und dabei wollte er aufstehen und zu Klärchen hinübereilen.

„Sitzen bleiben — fertig malen!" rief Fritz lachend. „Wer weiß, was dazwischen kommt. Schlechtes Wetter, eine Abreise oder eine Entdeckung, und das Bild ist nicht fertig. Es wäre schade darum!"

„Das wäre es! Es ist das Beste, was ich bisher zu Stande gebracht habe. Ich wünschte, es wäre statt des anderen ausgestellt!"

„Und die goldene Medaille wäre Dir sicher!" ergänzte Fritz lachend. „Du unbescheidener Mensch wirst Dich nun mit einer silbernen begnügen müssen."

„Weißt Du das so gewiß, mein lieber Fritz?"

„Ich denke, sie ist Dir sicher?" rief Klärchen herüber.

„Liebes Kind — eine Preiskonkurrenz — wer vermöchte da Bestimmtes vorauszusagen. Es hängt von so viel Faktoren ab, nicht immer nur von der Güte und Bedeutung des Werkes. Und weil es meine Freunde, ja ich selbst, eines Preises für würdig halten, muß es noch nicht würdig sein! Man schreibt mir zwar, daß die allgemeine Stimmung für das Bild sei, mein Freund hat auch zwei Preisrichter gesprochen, die eine silberne Medaille befürworten wollen, allein —"

„O wenn Du sie doch bekämest!"

„Ja, und einen Käufer dazu. Dann kann ich freudig vor Deinen Vater treten und ihn um Deine Hand bitten."

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Knotz!"

Wie die jungen Leute emporfuhren, als plötzlich aus dem Dunkel des Waldes der Vater hervortrat.

„Was macht ihr hier?" fragte er mit Unheil verkündender Miene.

„Vater!" flehte Klärchen mit leiser Stimme.

„Hinter meinem Rücken hast Du heimliche Zusammenkünfte, läßt Dich heimlich malen —"

„Ich war dabei!" warf Fritz schnell ein.

„Doch wohl nur dann, wenn Deine Zeit nicht dort unten im Kramladen in Anspruch genommen war!" erwiederte beißend der Alte.

Bestürzt hörte Fritz, daß sein Vater bereits um sein Geheimniß wisse.

„Nun wohl, Herr Kamphofer," begann Ernst. „Wir haben vielleicht Unrecht gethan, ohne Ihr Wissen uns zu verloben, aber wir lieben uns! Unzählige vor uns haben das gethan, und nach uns werden sich noch Unzählige hinter dem Rücken der Eltern verständigen. Mein Vater ist wohlhabend; mir eröffnet sich eine glänzende Zukunft. Auch ohne väterliche Hilfe kann ich ein Weib ernähren. Geben Sie uns Ihren Segen!"

Er faßte Klärchen bei der Hand und trat dicht vor den zornigen Mann, der sie schnell auseinander riß.

„Fort — nach Hause mit Dir! Man wird ein wachsames Auge auf Dich haben! — Ich muß leider auf die Ehre verzichten, Herr Knotz!"

„Und was haben Sie an mir auszusetzen?"

„Fragen Sie Ihren Vater!"

„Und wegen dieses alten Grolls, wegen eines Mißverständnisses, das zwischen ihnen herrscht, wollen Sie zwei Menschenherzen trennen, Ihre Tochter und mich unglücklich machen! Mein Vater soll selbst zu Ihnen kommen, er soll Ihnen erst die Hand zur Versöhnung reichen!"

„Nun, ich will aufrichtig sein: es ist nicht das allein. Ich hasse Alles, was sich mit Kunst befaßt. Ich bin ein Mann der Arbeit, war Maurergeselle, wie Sie wissen, und verstehe nichts von eurer neumodischen Begeisterung. Aber so viel weiß ich: von tausend Künstlern verdienen sich gerade zehn die Butter auf dem Brode, die Anderen kaum das trockene Brod. Wohin brodlose Künste führen" — und dabei schielte er auf den zusammenzuckenden Fritz — „habe ich ja an meinem eigenen Fleisch und Blut erfahren müssen! Ich habe daran gerade genug, will's nicht noch einmal in der Familie erleben!"

„Aber ich verdiene Geld — ich kann's beweisen! Und das Vermögen meines Vaters —"

„Kann ein flotter Künstler bald durchbringen!"

Dicht trat der Alte an den jungen Mann heran, und leise flüsterte er ihm zu: „Und Treue sollt ihr Künstler auch nicht lange halten, hat man mir erzählt! Ich möchte mein Kind nicht eines Tages unglücklich und gebrochen nach Hause zurückkommen sehen."

„Herr Kamphofer, das geht zu weit!"

„Vater, welch' ein unglückseliger Irrthum!" mischte sich Fritz ein.

„Still, Du — Kuppler!"

„Vater!"

„Schweig! Du hast die heimlichen Zusammkünfte Deiner Schwester begünstigt und vermittelt! Ihr Ruf sollte Dir heilig sein. Was Du thust, verlotterter Bursche, kümmert mich nicht mehr! Ich habe es aufgegeben, den ehemaligen Komödianten aus dem Sumpfe zu ziehen, in dem er seit Jahren steckt!"

„Vater, ich bitte Dich, nicht diesen Ton!"

Die drei Männer waren bei Seite getreten; einige Schritte von Klärchen und August fort. Bebend vor Wuth, aber mit unterdrückter Stimme zischte der Vater

seinen Sohn an: „Laß Dich mit der Dirne aus dem Kramladen ein — was kümmert's mich! Aber Deine Schwester —"

„Vater, Lenchen ist meine Braut!"

„Hahaha — ein guter Scherz, Bursche, aber nicht recht angebracht in diesem Augenblick!"

„Vater, mich darfst Du beschimpfen, aber dieses Mädchen nicht! Sie ist rein und treu und echt! Niemand hat bisher gewagt, ihren Ruf anzutasten! Willst Du der Erste sein? Was kannst Du ihr vorwerfen?"

„Freilich, es wird mir eine Ehre sein, mich mit ihr und Ihrer Mutter zu verschwägern! Ein Bündniß zwischen den Familien Kamphofer und Henninger — wie sich die Berchheimer freuen werden!"

„Was kümmert mich die Stadt!"

„Aber mich kümmert sie, Bursche! Ich will nicht, daß sie mit Fingern auf mich und meinen Sohn weisen. Und das sage ich Dir: wenn Du die Schande über mein Haus bringst, so trennen sich unsere Wege zum zweiten Mal — und diesmal auf immer!"

„Vater, das Wort wirst Du einmal bereuen! Denn hier schwöre ich Dir: sie wird mein Weib, und nie eine Andere!"

Mit erhobenem Arm wollte Kamphofer auf den Sohn losstürzen, aber er besann sich plötzlich eines Besseren und wendete sich schweigend ab.

„Komm!"

Er zog Klärchen mit sich fort.

Einen flehenden Blick, ein stummes Treugelübde sendete diese dem Geliebten zu, dann folgte sie ergeben und gehorsam dem Vater. August wollte sich den Vorausgegangenen anschließen.

„Halt, noch ein Wort!" Damit hielt Fritz ihn zurück.

„Was willst Du?"

„Woher weiß der Vater —"

„Ich weiß nicht!"

„Von Dir!"

„Von mir? Nein!" kam es etwas unsicher aus August's Mund zurück.

„Wenn Du mich verrathen hast, wehe Dir!"

„Willst Du mir drohen?"

„Dich nur warnen. Ich habe an Deine Aufrichtigkeit geglaubt — jetzt zweifle ich daran. Wenn Du Dich zwischen Vater und Sohn drängst, nimm Dich in Acht!"

„Lächerlich. Was sollen diese Drohungen!"

Schnell eilte der Schwager den Vorausgegangenen nach.

Auf der einsamen Wiese standen die beiden Freunde Hand in Hand und schworen einander beim Licht der untergehenden Sonne, sich beizustehen und auszuharren bis an's Ende.

6.

Für Klärchen begann jetzt eine traurige Zeit. Sie durfte nicht mehr ohne Begleitung des Vaters oder der älteren Schwester das Haus verlassen. Die arme Anna übte recht ungern ihr Schergenamt aus, aber Vater und Gatte zwangen sie dazu. Der Argwohn, den Fritz gegen seinen Schwager hegte, wurde ihm jetzt zur Gewißheit. Der Maler hatte Verdacht gegen seinen kleinen Boten und Begleiter. Es war der Sohn des Gärtners im väterlichen Hause. Durch Drohungen, eine tüchtige Tracht Prügel, im Falle er lüge, und Aussicht auf völlige Verzeihung, wenn er die Wahrheit sage, entlockte er ihm endlich das Geständniß, daß Herr August Birkmeier ihn abgefaßt und zum Reden gebracht habe. Fritz hatte darauf dem Schwager seine tiefste Verachtung in's Gesicht geschleudert, und nun wichen sie einander gegenseitig aus.

„Ich bin fertig mit ihm, ganz fertig!" sagte er zu

dem Freunde. „Ich komme mir überhaupt zu Haus wie ein Fremder vor, und wenn mich nicht Lenchen hier festhielte, würde ich wieder in die weite Welt gehen."

Zwischen dem Freunde und seiner Schwester vermittelte Fritz einen geheimen Briefwechsel. In glühenden Ausdrücken versicherten die Liebenden einander ihre Neigung, die nicht Zeit, nicht Widerstand noch Verleumdung erschüttern sollten.

Eines Tages aber war der junge Maler plötzlich verschwunden — über München nach Paris abgereist, wie sein Vater auf Befragen erzählte. Trotz der strengen Ueberwachung Klärchen's war es ihm gelungen, die Geliebte noch einmal durch Vermittelung des Freundes heimlich zu sprechen. Heiße Küsse und heiße Schwüre wechselten die Liebenden und gelobten sich ewige Treue. Klärchen glaubte verzweifeln zu müssen, als er fort war, aber seine Briefe richteten sie bald wieder auf. Sie liefen unter Sindbad's Deckadresse ein und wurden durch Fritz der Schwester übergeben.

Dieser theilte seine Zeit zwischen seinen Pflichten und Arbeiten daheim und den täglichen Besuchen bei Lenchen, an die sich die Stadt nun allmählig gewöhnt hatte. Er schritt jetzt an Stoppelfeldern und kahlen, nißfarbenen Wiesen vorbei, wenn er sich am Nachmittag nach Berchheim hinein begab. Der Herbststurm fegte durch das Thal und riß die letzten gelben Blätter von den Aesten. Zum letzten Mal trieb der Hirte mit dem langen Stecken die brüllenden Rinder durch die Gassen auf die Weide hinaus. In Busch und Baum wurde es still und stiller; längst hatten die Singvögel ihre Nester im Stich gelassen, nun zogen auch die Schwalben davon. Und eines Nachts fielen erst langsam und mählig, dann immer dichter und dichter schneeige Flocken herunter, und als die Berchheimer aufwachten, hatte sich eine dichte, weiße Decke über Feld

und Wiese gebreitet, und die Häuser und Brunnen hatten sich mit weißen Hauben und Käppchen geschmückt. Am Nachmittag fing es wieder zu schneien an. Schnell sank die Dämmerung auf das kleine Nest herab, in dem man aus Sparsamkeit die vereinzelten Laternen erst so spät als möglich anzündete.

Fritz bog eben um die Ecke der Hauptstraße, als er in dem Halbdunkel auf eine verschneite, dicht vermummte Gestalt stieß, die sich gleich ihm durch Wind und Schnee kämpfte.

„He, hollah!" rief der Fremde.

„Verzeihung!" stammelte Fritz und wollte weiter eilen.

Aber da packte ihn die Gestalt bei der Hand und blickte ihm forschend in's Auge.

„Wahrhaftig, er ist's und rennt seine alten Freunde um!"

„Hartmüller, Mensch! Wie kommst Du hierher?" Und stürmisch schloß er den alten Kameraden in die Arme.

„Wir wollen ja in diesem verfluchten Neste gaukeln! Und Du?"

„Ich bin ja hier daheim!"

„Herrje, ja — Berchheim, richtig Berchheim!"

„Wie geht's Dir? Nein, wie mich das freut, alter Freund! Sag' doch, wie geht's Dir?"

„Schlecht! Kann keine Wohnung finden — Niemand will mich aufnehmen. Scheinen hier traurige Erfahrungen mit den Komödianten gemacht zu haben."

„Ja, im vorigen Jahre waren welche hier, die zum größten Theil durchbrannten, ohne ihre Schulden zu bezahlen."

„Ach darum! Und ich habe doch ein so vertrauenerweckendes Aeußere. Ich habe nämlich meinen besten Anzug an, in dem ich immer die Kommerzienräthe spiele. Er ist zwar eigentlich für das Frühjahr berechnet, aber das kann man ihm nicht von außen ansehen."

„Na warte, ich verschaffe Dir eine Wohnung. Komm nur mit!“

Fritz führte den früheren Kollegen in das Krämerhaus. Er flüsterte ein paar Worte mit der Mutter Lenchen's, die mit einem Kopfnicken ihre Zustimmung gab und den an der Thüre Wartenden ersuchte, ihr zu folgen. Sie wies ihm ein freundliches Gelaß im oberen Stockwerk an. Ein Bote wurde nach der Post gesendet, von wo bald der Hausknecht einen Reisekorb herbeischleppte: das Gepäck Hartmüller's.

Als Fritz nach einer Stunde die Oberstube betrat, fand er den alten Kollegen in einem zerschlissenen, blauen Sammetschlafrock am hellbeleuchteten Tische sitzen, auf dem eine kleine Spiritusmaschine das Wasser zum Sieden brachte. Der Mime bereitete sich seinen Thee.

„Willst Du mittrinken? Bereit ist Alles — fanget an!“ zitirte er.

„Danke bestens!“ lachte Fritz. „Ich habe schon unten Kaffee —“

„Ah, ah — Kaffeegast! Euch zieht der Zug des Herzens — redet frei!“

„Nun ja, was soll ich ein Geheimniß daraus machen! Du würdest es doch bald erfahren. Aber daß ich heimlich verlobt mit ihr bin, weiß noch Niemand.“

„Gratulire!“ rief freudig der Komödiant und setzte schnell die Kanne nieder, die er eben zum Einschenken gehoben. „Erzähle weiter?“

Fritz ließ sich nicht lange bitten, dem alten, treuen Kameraden sein Herz auszuschütten. Und während dieser mit sichtlichem Genuß seinen verdächtig aussehenden Thee schlürfte, beichtete er seinen Roman.

Hartmüller blieb ein Weilchen stumm und in Gedanken versunken, als der Freund geendet.

„Und was soll nun werden?“

„Ich weiß nicht!"

„Hm, hm. Da müssen wir Rath schaffen!"

„Das wird schwer halten. Doch sprechen wir von Dir. Wie kommst Du hierher? Was ist das für eine Gesellschaft?"

„Direktion Wildner! Sehr anständig — so weit ein Schmierendirektor das sein kann. Nur verstehen thut er nichts von der Komödie. Er war früher Operettentenor an kleinen Bühnen, sie war Soubrette. Er verlor plötzlich die Stimme; sie sang noch einige Zeit weiter, wurde aber sehr dick und nicht jünger. Den Mann wollten sie überhaupt nicht mehr mitengagiren. So thaten sie denn, was Alle in diesem Falle machen: geht's mit der Spielerei und Singerei nicht mehr, so wird Direktion angefangen! Er hatte sich etwas Geld erspart, und so wurde die Direktion begründet, von der sie Beide keine Ahnung haben. So führe ich denn als Regisseur die Sache mit der mir eigenthümlichen Geschicklichkeit."

„Und ihr bekommt eure Gage?"

„Wenn er 'was hat, ja! Oft nur markweise, aber man lebt doch!"

„Und warum bist Du von Stampfer weggegangen?"

„Pleite — große Pleite!"

Stampfer war die Direktion, bei der Fritz einige Jahre gespielt und Hartmüller kennen gelernt hatte. Dieser war der einzige Kollege, mit dem er einen vertrauteren Umgang gepflogen. Hartmüller stammte aus einer Lehrerfamilie und war ebenfalls zum Philologen bestimmt gewesen. Nachdem er einige Semester dem Studium obgelegen hatte, starb der Vater ganz plötzlich, und die Mittel, dasselbe fortzusetzen, fehlten. Statt Elementarlehrer zu werden, beschloß er, lieber zur Bühne zu gehen. Aber für das Liebhaberfach, auf das ihn seine Jugend und Neigung verwiesen, fehlten ihm die Anlage und das Aeußere. Man

rieth ihm, Väterrollen zu spielen. Er schlug den Rath in den Wind und mußte das mit einer verfehlten Laufbahn büßen. Als er nach zehn Jahren den Uebergang in dies Fach, das ihm wirklich „lag", vornahm, engagirte ihn kein besseres Theater mehr, so „verschmiert" hatte er sich bereits.

So trieb er sich denn weiter an kleinen, wandernden Gesellschaften umher, bei denen er sich eines gewissen Rufes erfreute. Man schätzte ihn als stets hilfsbereiten, stets humorvollen Genossen und vor Allem als Darsteller und Regisseur. Ein Engagement an einer größeren Bühne erstrebte er gar nicht mehr, da er doch wußte, daß es vergebliches Bemühen sein würde. Er gehörte seit fünfundzwanzig Jahren „zum Bau" und war jetzt ein hoher Vierziger. Wer sich so lange Zeit nur an kleineren Theatern bewegt hat, kommt fast nie mehr an ein großes. Diese bilden einen festgeschlossenen Ring, in den einzudringen es nicht nur des Talentes, sondern auch der Jugend und der Protektion bedarf. Dies erklärt, warum mancher Schauspieler mit vortrefflichen Anlagen an einer sogenannten Schmiere verkümmert, während sich Mittelmäßigkeiten an großen Bühnen breit machen. Niemals ließ sich Hartmüller dadurch die Laune verderben. Mit seinem goldenen, ewig jugendlichen Humor trotzte er der wohlempfundenen Erbärmlichkeit seines Daseins und den Keulenschlägen des Schicksals. An Fritz, an seinen „Posa", wie er ihn wegen dessen Glanzrolle und ihrer treuen Freundschaft nannte, hatte er sich innig angeschlossen. Es war ein schwerer Verlust für ihn, als jener die Bühne verließ, um in's Elternhaus zurückzukehren. Aber er selbst war es gewesen, der den Freund dazu überredet hatte.

„Nimm Dir an mir ein Beispiel!" predigte er ihm fast täglich. „Schreibe an Deinen Vater und söhne Dich wieder mit ihm aus!" —

Die Truppe hatte im großen Saale der „Post“ ihre Bühne aufgeschlagen und eröffnete schon am Tage nach ihrer Ankunft die Vorstellungen mit „Lorbeerbaum und Bettelstab“ von Holtei. Der Saal war gefüllt, denn die Berchheimer liebten Theatervorstellungen sehr. Auch Fritz hatte sich eingefunden. Klärchen, die für die Bühne schwärmte, aber nur einige Male in ihrem Leben ein Schauspiel gesehen hatte, bat den Vater vergeblich, sie ebenfalls hingehen zu lassen. Er schlug ihr die Bitte rundweg ab, denn er habe nun gerade genug von dem Komödiantenvolk; am Ende bekäme sie auch noch Lust, die Bretter zu betreten! So mußte sie denn auf das Vergnügen verzichten. Bei Tisch hatte Kamphofer zwar mit einem scharfen Seitenblick auf Fritz geäußert, es wäre ihm lieb, wenn Keiner aus seiner Familie hinginge, aber Fritz hatte sich nicht daran gekehrt. Gespannter, als es schon war, konnte das Verhältniß zwischen ihm und dem Vater nicht werden. Sie sprachen eben nur das Nothwendigste miteinander.

Hartmüller hatte für den Freund, seine Wirthin und Lenchen drei Karten in der vordersten Reihe besorgt. Anfangs sträubte sich Frau Henninger dagegen, diese Sitze einzunehmen. Der im Städtchen streng innegehaltenen Rangordnung nach gehörte sie nicht auf den ersten Platz. Dort saßen nur die Honoratioren, die Beamten, der Arzt, der Apotheker und die größeren Kaufleute. Es erregte daher einiges Aufsehen, als Fritz in Begleitung der beiden Frauen erschien und ganz vorne neben ihnen seinen Platz einnahm. Auf den reichen Erbsohn hatten sich seit seiner Rückkehr die Blicke der Mütter gerichtet. Zwar machten sie die Besuche im Krämerhause stutzig, aber an ernsthafte Absichten des jungen Herrn hatten sie doch nicht geglaubt. Und nun zeigte er sich mit dieser, sonst über die Achsel angesehenen Frau in der Oeffentlichkeit. Wie man

die Köpfe zusammensteckte, wie man zischelte und tuschelte und die nächsten Nachbarn ein wenig von den Dreien wegrückten! Kaum, daß man den Gruß des jungen Mannes durch ein steifes, unmerkliches Kopfnicken erwiederte. Aber der machte sich nichts daraus und sprach so munter und unbefangen mit seinen Begleiterinnen, als beobachteten und kritisirten ihn nicht Dutzende von Augen und Mündern. Und diese Augen beobachteten noch mehr, sie sahen gar wohl, wie er der Tochter zulächelte und freundliche Worte mit der Mutter wechselte.

Die Vorstellung nahm ihren regelrechten Verlauf und gefiel den nicht allzusehr verwöhnten Berchheimern recht gut. Zwar meinte der Apotheker, der öfters in Nürnberg und München zu thun hatte und dort stets das Theater besuchte, es seien doch nur richtige „Schmierenkomödianten"; dennoch klatschte er mit den Anderen um die Wette.

Fritz trieb die Sehnsucht, wieder einmal einen Blick in die bunte Scheinwelt zu thun, im Zwischenakt auf die Bühne. Er fragte nach Hartmüller, und man führte ihn in ein großes, hinter der Bühne gelegenes Zimmer, das durch einen grauen Vorhang in zwei Hälften geschieden war. In der einen zogen sich die Damen, in der anderen die Herren an. Eine heiße, dunst- und duftreiche Atmosphäre drang ihm beim Eintritt entgegen. Der Geruch des Brennspiritus vermischte sich mit dem von Puder, Schminke und einem Münchener Bierkäse, welch' letzteren der „Dichter Heinrich" des Stückes voll Eifer und mit großem Appetit verzehrte. Hartmüller, der noch die schlechte Angewohnheit hatte, seine Rollen auswendig zu lernen, statt sich wie seine Kollegen der Inspiration des inneren und des „unteren" Geistes, gewöhnlich Souffleur genannt, zu überlassen, Hartmüller saß, einen gelben Fetzen Papier in der Hand, rittlings auf einem zerbrochenen Rohrstuhle. Von der Damenseite her tönte ein ununter-

brochenes Schwatzen und Kichern herüber. Von Zeit zu Zeit streckte sich ein Arm durch den Schlitz des Vorhanges und reichte etwas hinaus oder forderte etwas, von einer bittenden Stimme unterstützt. Hartmüller stellte den Freund den Kollegen und dem Direktor vor, die ihn als einen früheren „Schminkgenossen" und „reichen Jungen" mit aufrichtiger Freude begrüßten. Man forderte ihn auf, sich öfters auf Proben und während der Vorstellungen blicken zu lassen, jedenfalls heute nach der Komödie ein wenig mit ihnen zu kneipen. Da er mit Hartmüller zusammen sein, diesen aber nicht, um das Gerede und den bösen Schein zu vermeiden, in das Krämerhaus begleiten wollte, sagte er zu.

Auf der Damenseite war es bei diesen Begrüßungen und Verhandlungen ganz still geworden. Der Direktor rief nun seine Frau herbei, um sie ebenfalls mit dem „ausgezeichneten ehemaligen Kollegen" bekannt zu machen. Durch den Vorhang erschien diese Standesperson in einem etwas unvollständigen Kostüm, das sie jedoch durch ein großes, grellrothes Umschlagtuch ergänzte. Und plötzlich lugten ähnlich kostümirte Gestalten durch den Vorhang nach dem schönen jungen Mann, den die Soubrette, eine Wienerin, gleich darauf mit ziemlich lauter Stimme für einen feschen Kerl erklärte.

Fritz fühlte sich sonderbar von dem Treiben dieses Völkchens berührt, dem er selbst einst angehört hatte. Halb stieß es ihn ab, halb zog es ihn an und rief Erinnerungen in ihm wach, die er längst abgethan wähnte. Da war die goldene Freiheit, nach der er sich sehnte, und die er jetzt so schmerzlich vermißte; da war jenes Sichgehenlassen, jener ungebundene Ton, der nicht jedes Wort ängstlich auf die Goldwage legte! Eine Reihe von Erfolgen, die er einst gehabt, von lustigen Stunden, die er gemeinsam mit den Kollegen und Kolleginnen verlebt, zog

im Geiste an ihm vorüber. Längst hatte der neue Akt begonnen, als er noch immer träumerisch in einer Ecke saß. Hartmüller, der gleich auf die Bühne mußte, rüttelte ihn endlich empor.

Nach der Vorstellung blieb er im großen Gastzimmer der „Post" zurück, wo sich bald die meisten Mitglieder, das Direktionsehepaar an der Spitze, einfanden.

Man stieß mit ihm an, man trank auf gute Geschäfte in Berchheim und auf die alte Kameradschaft. Die Damen kokettirten mit ihm, die Herren bemühten sich um seine Gunst, die sie für ihre Benefize zu verwerthen dachten. Fritz sprach sich in eine gewisse Aufregung hinein und erzählte auf Befragen von seiner früheren Schauspielerlaufbahn und seinen Erfolgen.

Plötzlich unterbrach ihn der Direktor: „Hören Sie, Sie müßten hier einmal als Gast auftreten. Die Leute würden mir das Theater stürmen!"

Fritz mußte lachen. Der Gedanke, daß er in seiner Vaterstadt, vor seinen Angehörigen mimen solle, erschien ihm komisch. Als der Mann dringender wurde, und die ganze Gesellschaft sich seiner Bitte anschloß, ja, als man sogar schon den „Posa", von dem er gesprochen, als Auftrittsrolle bezeichnete, setzte er den Leutchen auseinander, daß es ihm zwar ein gewisses Vergnügen bereiten würde, gerade hier mitzuwirken, daß er aber niemals die Zustimmung des Vaters erhalten, ja, daß er sich in den Augen der Stadt ganz unmöglich machen würde.

Die Gesellschaft saß an einem langen Tische im großen, allgemeinen Gastzimmer. Rings umher hatten sich an den anderen Plätzen viele der Theaterbesucher niedergelassen. Wiederum erregte das Benehmen des jungen Mannes ein gewisses unliebsames Aufsehen. Freilich, da er früher selbst zu diesen Leuten gehört hatte, so war es immerhin erklärlich. Art läßt nicht von Art.

Fritz ging nun fast an jedem Abend, an dem gespielt wurde, in's Theater. Mit Hartmüller kam er so oft zusammen, als es seine Zeit nur irgend erlaubte. Gleich am folgenden Tage hatten natürlich gute Freunde den Vater davon unterrichtet, daß er in Gesellschaft der Krämerin und ihrer Tochter in die Vorstellung gegangen sei, und daß er nach derselben mit den Schauspielern gekneipt habe. Aus gewissen höhnischen Bemerkungen, die Kamphofer bei Tisch fallen ließ, ohne sie jedoch direkt an ihn zu richten, konnte Fritz es ersehen.

Er biß die Zähne aufeinander und schwieg, um den Vater nicht noch mehr zu reizen. Aber in seinem Inneren gährte und stürmte es gewaltig. Er fühlte sich in Ketten und Banden, von allen Seiten eingeengt. Berchheim erschien ihm als ein großes Gefängniß, in dem Jeder sein Thun und Treiben beobachtete, und der Vater der Oberkerkermeister war. Solchen Gedanken gab er dem alten Freunde und der Geliebten gegenüber oftmals Ausdruck. Aber sie trösteten und beruhigten ihn immer wieder.

Hartmüller, dem Frau Henninger anfangs einiges Mißtrauen entgegengebracht, hatte sich schließlich als Mensch und Darsteller ihre volle Gunst erworben, und es ging dem armen Teufel daher so gut, wie seit langer Zeit nicht. Er hatte jetzt volle Beköstigung bei seiner Wirthin, die ihn mit den besten Bissen fütterte und ihm sogar die Taschen vollstopfte, wenn er am Vormittag in die Probe ging. Wenn Fritz nach vollbrachtem Tagewerk im Krämerhause erschien, fand er den Freund und die Braut am wohlbesetzten Kaffeetisch seiner wartend. Und der ehrliche Kerl lachte ihn mit seinem zerklüfteten, glattrasirten Gesichte, in dem alle Falten und Runen, die ihm das Leben eingegraben, doppelt hervortraten, so freudestrahlend an, als wenn er sagen wollte: „Ach, wenn es doch immer so bliebe!"

7.

Es schneite draußen in großen, dichten Flocken. Im Zimmer bei der Krämerin aber war's gemüthlich. Bratäpfel, ein Lieblingsgericht Hartmüller's, schmorten auf dem Ofen, der eine herzerquickende Wärme ausstrahlte. Auf dem Tisch stand die Lampe, daneben das goldgeränderte Kaffeegeschirr der Krämerin und ein großer, selbstgebackener Kuchen mit einer brennenden Kerze. Hartmüller feierte heute seinen achtundvierzigsten Geburtstag, und Frau Henninger hatte es sich nicht nehmen lassen, den armen, vereinsamten Komödianten zu beschenken und ihm zu Ehren eine kleine Familienfeier zu veranstalten.

Man wartete auf Fritz, der heute ungewöhnlich lange ausblieb.

Die blankgeputzte Kaffeemaschine, die nur an besonderen Festtagen zur Dienstleistung herangezogen wurde, war schon einmal angezündet, aber wieder ausgelöscht worden, da der Bräutigam noch immer nicht kam. Frau Henninger hatte soeben einen Kunden abgefertigt und saß nun dem Schauspieler gegenüber, der, um seine Ungeduld zu beschwichtigen, behaglich an einem Stück Kuchen kaute und dazwischen eine lustige Geschichte von einem seiner früheren Direktoren erzählte, der in jeder Stadt entweder sein fünfundzwanzigjähriges Schauspielerjubiläum oder seinen fünfzigsten Geburtstag feierte und sich jedesmal reich beschenken und antoasten ließ. Lenchen lachte aus vollem Halse, und auch die sonst stets ernste Krämerin wurde von der Heiterkeit angesteckt.

Plötzlich ertönte heftig die Ladenklingel. Die Mutter wollte hinuntereilen, da öffnete sich schon die Thür, und mit verzerrten Zügen, blaß wie ein Todter, stürzte Fritz herein. Bei seinem Anblick schrie Lenchen auf. Etwas Entsetzliches mußte geschehen sein, das fühlen Alle. Hart-

müller sprang vom Stuhle auf, Lenchen eilte ihm entgegen und umklammerte ihn ängstlich. Aber er stieß sie unsanft von sich.

„Rühre mich nicht an — ich bin ein Dieb!"

Die drei Menschen starrten ihn an, als ob er den Verstand verloren habe. Eine plötzliche, tiefe Stille trat ein, so daß das leise Ticken der Schwarzwälder Uhr an der Wand vernehmbar ward.

„Ja, ja, ein Dieb — ihr hört es ja!"

„Fritz, um Gottes willen, was ist geschehen?" schrie Lenchen und warf sich ihm trotz seiner Abwehr an die Brust.

Da machte sich auch schon die furchtbare Erregung des jungen Mannes in Thränen Luft. In tiefem Jammer legte er den Kopf auf den Tisch und schluchzte krampfhaft.

„Fritz, Fritz — sage es mir zu Liebe!" flehte ihn Lenchen an.

Allmählig beruhigte er sich und berichtete: „Wie ihr wißt, verwalte ich seit einiger Zeit die Kasse, um mich auch in diesen Theil unseres Geschäftes hineinzuarbeiten. Ich zahle die Gehälter und Rechnungen aus, ich empfange und buche die Eingänge. Von Zeit zu Zeit werden größere Ueberschüsse an unseren Bankier in Nürnberg abgeführt. Der Termin war heute wieder gekommen. Ich stellte Ausgaben und Einnahmen einander gegenüber. Als ich das Geld nachzählte, fehlten zweitausend Mark. Ich glaubte natürlich zuerst an einen Rechenfehler. Von Neuem rechnete ich nach. Die Zahlen stimmten, aber das Geld fehlte! Ich räumte den eisernen Geldschrank aus, zu dem ich allein die Schlüssel habe ... nichts, nichts! Mein Schwager, der im Nebenzimmer arbeitet, sieht meinem Treiben zu; endlich tritt er näher und fragt, was es gebe. Ich sage es ihm, er ruft den Vater. Beide flüstern eine Zeitlang miteinander. Dann fragt mich der Vater mit

vor Wuth bebender Stimme: ‚Wo ist das Geld?‘ — ‚Es muß sich finden, Vater! erwiedere ich ihm. ‚Die Schlüssel sind ja nicht aus meinen Händen gekommen!“ — „Du Schuft,‘ sagt mein Vater, ‚Du hast es gestohlen und mit Deinem Komödiantengesindel durchgebracht! Aber Du sollst mich kennen lernen — ich bin Dein Vater nicht mehr — ich übergebe Dich dem Gericht!‘ — Da mischt sich Schwager August hinein, mit scheinheiliger Gutmüthigkeit sucht er den Vater von diesem Gedanken abzubringen, als wenn mein Verbrechen felsenfest stände, ohne auch nur nach einer anderen Möglichkeit zu suchen. Da halte ich mich nicht länger, ich schlage ihm mit der Faust in's Gesicht. — ‚Hinaus mit Dir, Du Dieb, hinaus mit Dir!‘ ruft der Vater. Ich sinke ihm zu Füßen, ich schwöre ihm bei dem Andenken meiner Mutter, daß ich unschuldig bin. Umsonst! Er öffnet die Thür und weist hinaus mit den Worten: ‚Ich übergebe Dich dem ewigen Richter — bis morgen mußt Du mein Haus verlassen haben. Ich will nie wieder von Dir hören!‘“

Mit starrem Entsetzen, wie gelähmt hörten die Frauen und der Freund den abgerissenen, in heftigster Erregung hervorgestoßenen Worten zu.

„Und Du hast keine Ahnung, wohin das Geld gekommen ist?“ fragte endlich Hartmüller.

„Keine!“

Fritz richtete sich hoch auf, da er rings um sich das Schweigen der Anderen sah, und blickte ängstlich von Einem zum Anderen.

„Auch ihr — auch ihr glaubt nicht an meine Unschuld?“ stammelte er.

Da warf sich ihm Lenchen an die Brust; sie schluchzte nur, aber es sagte mehr als Worte vermögen.

„Ja, ich glaube daran!“ erwiedert Frau Henninger einfach. Und Hartmüller drückte ihm stumm die Hand.

„Nun ist Alles gut, nun will ich Alles ertragen!“ rief Fritz unter Thränen.

„Was soll nun werden?“ fragte Hartmüller.

„Ahnst Du das nicht? Ich ziehe mit euch — hinaus in die Freiheit, in die ich gehöre!“

„Aber Deine Zukunft!“

„Was frage ich darnach! Wenn ich einmal Geld in die Finger bekomme, was ja trotz alledem nicht ausbleiben kann, werde ich Direktor.“

„Das ist nichts für Dich,“ sagte Hartmüller kopfschüttelnd. „Ich werde zu Deinem Vater gehen und ihm Aufklärung geben —“

„Damit er Dich mit dem Hund vom Hofe hetzt! Nein, nein — es mußte ja doch einmal ein Ende nehmen! Und dann ...! Lenchen, jetzt wirst Du mein!“

„Fritz!“

„Willst Du mir nicht folgen? Fürchtest Du Dich vor dem Leben ohne Heimath, vor dem ruhelosen Wandern? Nun, ich mache es doch vielleicht möglich, bald eine feste kleine Stellung an einem großen, ständigen Theater zu erhalten.“

„O Fritz, wenn es die Mutter erlaubt: ich folge Dir, wohin Du willst!“

„Mutter, geben Sie sie mir!“ Bittend trat Fritz auf die stattliche Frau zu.

„Gut, man soll nicht sagen, daß wir uns Ihr Vermögen haben erheirathen wollen. Wenn Sie mein Kind glücklich machen und erhalten können, Fritz, so bin ich es zufrieden.“

„O Mutter!“ Jubelnd fiel er ihr um den Hals, zärtlich zog er Lenchen an sich. Sein tiefer Kummer war einer freudigen Erregung gewichen.

„Und nun zu Deinem Direktor!“

„O, der wird sich freuen, wenn Du mit ihm gehst,“ sagte Hartmüller. „Dein Fach ist ja unbesetzt!“

Die Gesellschaft rüstete sich bereits zur Abreise und wollte nur noch drei Vorstellungen in Berchheim geben. In der Nachbarstadt N. beabsichtigte sie für einige Monate ihr Zelt aufzuschlagen. Dort, so wurde beschlossen, sollte sich Fritz mit ihr vereinigen, und dort oder in Nürnberg sollte auch die Trauung stattfinden.

Während Fritz im Krämerhause blieb, eilte Hartmüller zu dem Direktor, um seine Zustimmung zu dem geplanten Eintritt des Freundes einzuholen. Bald kehrte er triumphirend zurück. Der Direktor hatte mit beiden Händen zugegriffen, seinem Unternehmen einen so stattlichen, für seine Ansprüche mehr als genügenden Schauspieler einzuverleiben, der noch dazu eine reiche Garderobe und gute Manieren besaß. Bis spät in die Nacht blieben die Vier zusammen und schmiedeten Pläne für die nächste Zukunft.

„Meine Unschuld muß und wird eines Tages an's Licht kommen! Dann hat der Vater mir etwas abzubitten und wird die längst geschlossene Ehe eben hinnehmen müssen. Sollte sie aber nicht an den Tag kommen, sollte ich meinem Vater auf dieser Erde nie mehr Aug' in Auge gegenübertreten, nun, so muß ich's eben tragen! Das Gefühl meiner Unschuld wird mich trösten."

Als Fritz spät am Abend in's Elternhaus zurückkehrte, fand er Klärchen in seinem Zimmer, die seiner wartend auf dem Sopha eingeschlafen war. Bei seinem Eintritt fuhr sie empor.

„Nicht wahr, Du hast das Geld nicht genommen!"

„Ich schwöre Dir, nein!"

„Ich habe es dem Vater gesagt; ich habe ihn angefleht, Dir zu glauben — umsonst!"

Er tröstete sie sanft und nahm langen, zärtlichen Abschied von ihr. Mit dem Frühesten wollte er von dannen gehen. Klärchen solle für die Nachsendung seines

Koffers Sorge tragen. Gerne hätte er sich von der älteren Schwester verabschiedet, aber er sah ein, daß es nach dem, was zwischen ihm und ihrem Gatten vorgefallen war, unmöglich sei.

— — — — — — — — — — — —

In N. machte Fritz mit Lenchen einige Wochen später ganz still Hochzeit. Es war ein Sonntag, an dem der Bräutigam als „Essex" aufzutreten hatte. Lenchen war mit ihrer Mutter am Tage vorher in der Stadt angekommen. Da Fritz unter einem fremden Namen spielte und die Kollegen um Geheimhaltung des wirklichen gebeten hatte, so wußte Niemand, wer er eigentlich sei. Dennoch erregte die Trauung, so sehr man sich auch bemüht hatte, jedes Aufsehen zu vermeiden, die Theilnahme des Publikums. Abends wurde der neugebackene Ehemann mit Beifall überschüttet. Man interessirte sich ganz außerordentlich für das junge Paar, das nach der Abreise der Mutter still und glücklich dahinlebte. Man sah sie immer beisammen. Seine Frau holte ihn von den Proben ab, und dann machten sie weite, einsame Spaziergänge. Die sonst so übermüthigen und bissigen Kollegen ehrten dieses stille, selbstzufriedene Glück und erwiesen den Beiden jede Gefälligkeit, die nur von ihnen verlangt wurde. Die jungen Eheleute hatten zwei Stuben bei einem Bäcker gemiethet, dessen Küche Lenchen oder „Frau Helene", wie sie ihr Mann scherzend nannte, mitbenutzen durfte. Sie hatte sich in ihrer sanften, freundlichen Art bald einen Platz im Herzen der gutmüthigen Bäckersfrau erobert, die noch dazu eine Kunstschwärmerin war, und erhielt daher ihr Brod umsonst. Außerdem steuerte die Mutter aus Berchheim mit Geld und Waaren zur jungen Wirthschaft bei. Die kleine Gage wurde auch in dieser Zeit, da die Geschäfte gingen, regelmäßig bezahlt, und so verlebten sie denn den größten Theil des Winters höchst angenehm.

Von daheim erhielten sie fast täglich Nachrichten: von der Mutter, von Klärchen, an welche die Krämerin die Antwort übermittelte, und von Sindbad, den diese in das Geheimniß hatte einweihen müssen.

8.

Im Brauerhause zu Berchheim ging inzwischen das Leben weiter wie vordem. Der Name des Verstoßenen durfte nicht mehr genannt werden; streng hielt der Vater darauf, und Niemand wagte, dem Verbote zu trotzen. Klärchen hatte jetzt oft rothgeweinte Augen. Weilten doch der Freund und der Bruder fern von ihr, und die Briefe, die sie von Beiden empfing, waren nur ein schwacher Ersatz dafür. Ernst war nach kurzem Aufenthalt in Paris nach München zurückgegangen. Klärchen's Bild stand dort in seinem Atelier. Wie er ihr schrieb, hätte es das Entzücken seines Meisters und seiner jungen Kollegen erregt, und allgemein riethe man ihm, es auf die große Berliner Kunstausstellung zu schicken.

Bei den gemeinsamen Mahlzeiten und Zusammenkünften der Hausbewohner ging es jetzt noch kühler und unfreundlicher zu als ehemals. Ein stummer Groll lagerte über dieser ganzen Familie. Der Vater war mehr als je reizbar und launisch, Klärchen traurig und still — ja, selbst Anna hatte sich völlig umgewandelt. Ihre scheue, ängstliche Ruhe war einem verbissenen Trotze gewichen; ein tiefer, geheimer Kummer, der auch dem Vater und Klärchen bereits aufgefallen war, beherrschte sie ganz. Ihrem Manne trat sie mit Schroffheit und Kälte entgegen. Birkmeier, der sonst jeden freien Aufschwung der Seele, jede Auflehnung gegen seine Autorität sofort niederzudrücken verstand, verhielt sich jetzt diesem veränderten Benehmen gegenüber auffallend duldsam und nachgiebig.

Es war der Geburtstag des Verstoßenen. Klärchen hatte beim Aufwachen gleich daran gedacht. Sie hatte sein Bild, das sie heimlich unter ihrer Wäsche aufbewahrte, hervorgezogen, es unter Thränen geküßt und dann einen langen und zärtlichen Brief an den Bruder und den Freund geschrieben, welch' letzteren Fritz nach München übermitteln sollte. In ihrem großen Kummer war sie dann zur Schwester hinübergegangen und hatte sich an deren Brust satt geweint.

Auch Anna hatte Thränen vergossen, war aber dann gleich einer gefangenen Löwin unruhig auf und ab geschritten und krampfte wie in tiefem Seelenschmerz die Hände zusammen, so daß Klärchen verwundert aus ihrer Betrübniß aufblickte.

„Was hast Du nur?" fragte sie leise.

„Nichts, nichts — thörichtes Kind! Was soll ich haben?"

„Es ist, als ob Dich etwas Schweres bedrückte."

„Natürlich. Glaubst Du, ich habe Fritz weniger lieb als Du!"

Zum Mittagessen erschienen beide Schwestern mit rothgeweinten Augen. Auch die Männer mußten wohl an die Bedeutung des Tages gedacht haben, denn auch ihre Stimmung war sichtlich bedrückt, und so verlief das Mahl im Anfang noch schweigsamer als gewöhnlich. Nur schien August, wie es jetzt öfters der Fall war, stark der Flasche zugesprochen zu haben. Seine Augen glänzten verdächtig, Stirn und Wangen waren geröthet, eine fieberhafte Unruhe schien er nur mühsam zu beherrschen. Beim Essen trank er fortgesetzt, was denn auch nach einiger Zeit seine Wirkung ausübte. August wurde redselig und versuchte die beiden Frauen in's Gespräch zu ziehen, die ihm nur einsilbige Antworten gaben.

„Haha, Klärchen," lachte er seine Schwägerin an,

„Du hast ja so rothe Aeuglein! Hast Du geweint, mein Schatz? Immer fidel, es gibt noch mehr Männer auf der Welt, Du wirst schon 'nen Bräutigam kriegen!"

Verächtlich blickte Klärchen den Halbtrunkenen an. „Behalte Deine Rathschläge für Dich! Du weißt sehr wohl, um wen ich heute geweint habe!"

„Ich? — O nein!" verlegen stammelte es der Schwager, der plötzlich erbleichte.

Klärchen staunte ob ihrer eigenen Kühnheit. Trotzdem sie des Vaters drohende Blicke auf sich gerichtet fühlte, fuhr sie unbekümmert fort: „Es ist heute der 1. Februar."

„O ja, das weiß ich, denn wir haben heute viel Rechnungen bezahlt," sagte August ablenkend.

Das Glas, das er zum Munde führte, zitterte in seiner Rechten.

„Nun, dann weißt Du auch, was sonst noch für ein Tag ist! — Vater —" Flehend wendete sie sich Kamphofer zu, der dröhnend mit der Faust auf den Tisch schlug.

„Still, ich verbiete Dir jedes weitere Wort!"

August schien aus dieser schroffen Ablehnung neuen Muth zu schöpfen, denn er lachte höhnisch auf: „Ah so, jetzt verstehe ich erst! Es ist doch wirklich keck von Dir, den — den Dieb zu erwähnen, den Dein eigener Vater —"

„Schweig, Elender!"

Mit hocherhobener Stimme und blitzenden Augen rief es Anna. Die drei Anderen starrten sie erstaunt und erschreckt an. Die sonst so scheue und stille Frau war aufgesprungen, ihre Wangen hatten sich geröthet, ihr Busen wogte erregt auf und nieder.

Plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und stürzte hinaus. Verlegen blickte ihr Gatte ihr nach, murmelte leise etwas vor sich hin, sprach aber kein lautes Wort. Auch die Anderen schwiegen. Und stumm ging man bald darauf auseinander.

Birkmeier eilte in sein Arbeitszimmer und setzte sich an den Schreibtisch, aus dessen verschlossenem Fach er eine Mappe mit Papieren nahm. Aengstlich wühlte er darin, aber was er suchte, schien er nicht zu finden. Die Angsttropfen traten ihm auf die Stirn und Wangen. Er zog alle Schubladen aus, kramte in allen Fächern. Als seine Mühe vergeblich war, lief er aufgeregt im Zimmer umher. Endlich schien er zu einem Entschluß zu kommen.

Er betrat zögernd die Wohnstube. Anna saß mit abgewendetem Gesicht am Fenster und starrte in's Freie. Sie antwortete nicht, als er sie anredete. Früher hätte er das scharf gerügt. Vom Morgen bis zum Abend wurde die arme Frau von ihm gescholten. Seit dem Fortgang ihres Bruders war jedoch aus dem unterthänigen Geschöpf, das sich ihm willenlos fügte, ein widerspenstiges Weib geworden, dem ernstlich den Meister zu zeigen er sich nicht mehr getraute. Indessen meinte er, den Vorfall am Tische doch nicht schweigend hingehen lassen zu dürfen.

„Was fiel Dir heute ein," sagte er streng. „Warst Du nicht recht bei Sinnen?"

Da trat sie dicht vor ihn hin und sagte scharf und plötzlich: „Du sollst erfahren, wie ausgezeichnet ich bei Sinnen bin. Es ist zu Ende!"

„Was?"

„Die Zeit der Heuchelei und Lüge! Du selbst wirst es dem Vater sagen!"

„Was meinst Du damit?"

„Du wirst dem Vater gestehen, daß Du das Geld genommen hast! Was er dann beschließen wird, dem füge ich mich."

„Welches Geld?"

„Laß die Komödie! Du täuschest mich nicht mehr damit. Die zweitausend Mark, um die der Vater seinen

eigenen Sohn aus dem Hause gejagt hat, die hast Du gestohlen!"

Um einen Schatten wurde er bläſſer; aber er faßte ſich ſchnell, ja, er konnte ſogar lachen.

„Haha — dacht' ich's doch! Du haſt wirklich Deinen Verſtand verloren!"

„Ich habe Dich geſehen! Ich bin Dir gefolgt, als Du die Schlüſſel des Geldſchrankes am Abend, als Fritz unten im Wohnzimmer ſaß, aus ſeiner Stube holteſt. Er hatte ſie gewöhnlich in ſeinem Schreibtiſch eingeſchloſſen, aber den Schlüſſel des Faches ſtecken laſſen. Du wußteſt das; aber daß ich Dir leiſe folgte, wußteſt Du nicht. War es mir doch ſchon am Tage vorher aufgefallen, wie Du um das Zimmer herumſchlichſt und an ſeinem verſchloſſenen Schreibtiſch rütteltеſt!"

„Alberne Lügen! Du ſteckſt mit Deinem ſauberen Bruder unter einer Decke! Du möchteſt ihn wieder in's Haus ſchaffen, ihn und die Dirne, die er geheirathet hat. Aber ich werde dem Vater reinen Wein einſchenken über eure Pläne gegen ihn und mich! Warum haſt Du denn nicht ſchon früher geſprochen — he?"

„Das fragſt Du noch? Weil ich Dein Weib war und Mitleid mit Dir fühlte; weil ich glaubte, Du nähmeſt das Geld, um Deine Ehre zu retten, und wagteſt ſpäter nicht, die Wahrheit zu geſtehen! Aber jetzt weiß ich, wo es geblieben iſt."

Aſchfahl war der Mann geworden; ängſtlich irrten ſeine Augen umher, als ſuchten ſie nach einem Ausweg.

„Anna, mein Weib — verzeih' mir! Ja, ich habe das Geld genommen ... in der Noth that ich es — jawohl ... um meine Ehre zu retten! Ich hatte mich in Nürnberg, als ich zum Einkauf hingefahren war, in Hopfenſpekulationen eingelaſſen. Sie ſchlugen fehl ... ich war Tauſende ſchuldig ... Dein Vater hält mich

knapp, wie Du weißt, er hat mich immer noch nicht zum Theilhaber gemacht, wie er es längst hätte sollen. Da nahm ich in meiner Verzweiflung das Geld, das einst doch mir gehören wird, um die Differenzen zu bezahlen. Ich wollte Fritz nicht schädigen. Daß man es ihm zur Last legen würde, ahnte ich nicht —"

„Du lügst!"

„Anna!"

„Du lügst! Sieh' hier!"

Und dabei zog sie einige Briefe aus der Tasche und hielt sie ihm entgegen. „Da ... ich habe sie aus Deinem Schreibtische — ‚gestohlen'! Das Beispiel steckt an. Du hast das Geld nicht in Geschäften, im Spiel hast Du es verloren! Diese Briefe beweisen es. Und auch das ist eine Lüge, daß Du nicht ahntest, daß der Verdacht auf Fritz fallen würde. Du selbst hast ihn beim Vater verdächtigt! Gestern habe ich den Vater gefragt, wie Alles gekommen ist."

„Und er weiß —"

„Nein, noch nicht! Ich wollte es ihm sagen — schon seit Wochen. Seit Wochen kämpfe ich einen schweren Kampf. Immer noch glaubte ich, daß Dich selber Reue und Gewissensbisse dahin führen würden, Alles zu gestehen. Ich habe Dich zu hoch geschätzt. Heute habe ich Dich ganz erkannt! Du hast es gewagt, ihn, den Du in's Elend gestoßen, einen Dieb zu schelten. Du bist ein Nichtswürdiger!"

„Anna, mein Weib ... ja, ich bin ein Elender, ein Schurke ... aber ein ganzes Leben voll Reue soll es wieder gut machen! Verzeih' mir, Anna, Anna — verzeih' mir!"

Sie stieß ihn voll Abscheu zurück.

„Laß' die Komödie! Ich glaube Dir nicht — es ist vorbei — Du lügst! Steh' auf und geh' zum Vater — bekenne Deine Schuld!"

„Anna, richte mich nicht zu Grunde! Du kennst Deinen Vater, er wird mich dem Gericht übergeben!"

Da lachte die Frau grell auf: „Davor fürchtest Du Dich? Keine Angst, ich werde schon Sorge tragen, daß unsere schmutzige Wäsche im Hause selbst gewaschen wird. Du kannst frei Deiner Wege gehen!"

„Anna, Du willst Dich von mir trennen?"

„Wir waren nie vereint! Was man aber vor der Welt so nennt: ja!"

„Erbarme Dich! Was soll mit mir geschehen?"

„Ah, das ist's? Angst um Deine Zukunft? Man wird Dir Geld geben! Geh' fort damit — nach Amerika! Ich will Dich nie wieder sehen! Und jetzt zum Vater . . . oder ich selbst gehe zu ihm!"

Birkmeier stieß einen Fluch aus und stürzte davon. Vor der Thür blieb er aufathmend stehen. Er bemühte sich, seine äußere und innere Verfassung wieder in's Gleichgewicht zu bringen, was ihm nach kurzer Zeit auch gelang. Ruhig, als wäre nichts vorgefallen, schritt er durch den Garten über die Straße in die Brauerei. Im Comptoir fand er noch den Kassirer an seinem Pulte.

Seit Fritzens Weggang hatte der alte Herr seine Funktionen wieder übernommen.

„Wieviel haben Sie in der Kasse?" fragte der Schwiegersohn und Prokurist des Hauses.

„Gegen zehntausend Mark, Herr Birkmeier."

„Schön, geben Sie sie mir — ich muß gleich fort nach Nürnberg — Hopfen einkaufen — ein dringendes Geschäft!"

Und ruhig, als wäre nichts geschehen, nahm er das Geld und quittirte dem Untergebenen den Empfang.

Im Hofe der Brauerei stand ein angespannter Wagen zur Abfahrt bereit; er brachte jeden Tag die Vormittags geschriebenen Briefe zur Bahnstation und holte die ein-

gelaufenen Sendungen am Nachmittag von dort zurück, da die Post erst gegen Abend in Berchheim eintraf.

„Karl, ich fahre mit!“ rief Birkmeier dem Kutscher zu. „Aber ich habe es eilig!“

„Bin fertig, Herr Birkmeier — wir können gleich fort!“

Ehe August seinen Sitz einnahm, beauftragte er einen Knecht, drüben in der Villa zu melden, daß er ein eiliges Geschäft habe, und vor Abend kaum zurückkehre — vielleicht bliebe er auch über Nacht fort.

Die Pferde zogen an, der Wagen rollte davon.

— — — — — — — — — — — —

Anna hatte sich eingeriegelt. Gegen Abend klopfte es an der Thür. Der Vater stand vor ihr.

„Wo ist Dein Mann?“

„Ich weiß es nicht!“

„Hm, sonderbar! Was hat er denn in Nürnberg zu thun?“

„Er war nicht bei Dir? Er hat Dir nicht gesagt — ?“

„Was denn? Er hat sich die ganze Kasse geben lassen und ist fortgefahren, ohne mir auch nur ein Wort der Aufklärung zu geben! Was ist geschehen?“

„Ah, der Schurke! Und diesem Manne habe ich fünfzehn Jahre lang angehört!“

„Anna, bist Du toll! Was bedeuten Deine Worte?“

„August ist mit der Kasse entflohen und wird nicht mehr wiederkehren!“

„Du fieberst!“

Dem alten Mann traten die Augen weit aus ihren Höhlen; aschfahl wurde er im Antlitz.

„Die zweitausend Mark — er hat sie gestohlen, nicht Fritz! Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie er sie nahm. Heimlich bin ich ihm gefolgt. Ich schwieg, weil er mein Mann ist, und ich glaubte ... Aber er hat sie verspielt — verspielt und vertrunken! — Vater, um Gottes willen ... Vater!“

Wie vom Blitz getroffen, war der Alte umgefallen. Alles Blut war ihm plötzlich vom Herzen in's Hirn getreten und färbte sein Antlitz dunkelroth; die Adern schwollen zu dicken Strängen an. Er wollte sprechen, aber nur ein heiserer, abgerissener Laut entrang sich seiner Kehle.

Als der Arzt erschien, war er schon wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt; er röchelte leise und bewegte die rechte Hand. Der Arzt erkannte sofort, daß ein Schlaganfall eingetreten sei und machte Hoffnung auf eine, wenn auch nicht vollständige Wiederherstellung. Am Abend deutete der Kranke durch Zeichen an, daß er zu schreiben wünsche. Man gab ihm Papier und Bleistift. Mit ungelenken Zügen kritzelte er mühsam den Namen „Fritz" nieder. Anna theilte ihm mit, daß man demselben bereits Botschaft gesendet habe.

Am anderen Morgen hatte sich Kamphofer wunderbar erholt. Er konnte wieder, wenn auch nur lallend sprechen, die Lähmung der linken Körperhälfte aber war noch nicht besser, und der Arzt glaubte, daß sie dauernd sein würde.

Am Nachmittag kam Fritz an. Gleich darauf wurde er an das Krankenlager des Vaters geführt. Angstvoll lauschten die Schwestern an der verschlossenen Thür. Als sie sich öffnete, glänzten Thränen in den Augen des Vaters und des Sohnes, und am nächsten Tage — wie staunten die Berchheimer — gingen Fritz und die Krämerin, die er aus ihrem Laden abholte, selbander nach der Klostervilla.

Dumpfe Gerüchte durchliefen die Gassen des Städtchens. Daß der Schwiegersohn verschwunden, der Sohn zurückgekehrt sei und augenscheinlich eine Aussöhnung stattgefunden habe, das wußte man. Man hätte aber gar zu gern mehr erfahren, zum Beispiel ob Herr Birkmeier wirklich die Kasse mitgenommen habe. Der alte Kassirer,

der allein darüber Auskunft geben konnte, schwieg standhaft oder vielmehr verneinte es lebhaft.

Aber wie staunten die Berchheimer erst, als bald darnach das Lenchen seinen Einzug in die Villa hielt und sich als die rechtmäßige Gattin des jungen Herrn entpuppte.

Kurze Zeit darauf wurden eines Tages große Koffer weggefahren, denen der sorgsam eingehüllte Kamphofer mit seinen beiden Töchtern in einer verschlossenen Kutsche folgte. Es ging über München nach der Riviera. Die Aerzte schickten ihn dorthin, hieß es. Aber der Apotheker und die Frau Amtsrichter wußten es besser: man wollte nur dem Gerede der Leute aus dem Wege gehen. „Und dann könnte man sich doch nicht so recht mit der neuen Verwandtschaft befreunden."

Fritz übernahm nun die gesammte Leitung der Brauerei, zu deren Unterstützung er sich noch einige tüchtige Leute aus München und Nürnberg holte. Und da hatten die Berchheimer, die, seitdem sich der Winter seinem Ende zuneigte, nicht aus dem Staunen herauskamen, wieder etwas zum Schwatzen. Unter den Neuangestellten befand sich auch Hartmüller.

„Denken Sie, ein Komödiant im Comptoir!" sagte die Frau Amtsrichter.

„Ja natürlich, der jetzige Chef der Firma ist ja auch einer. Sie werden nun wohl Theater spielen, statt Bier zu brauen und Ziegel zu streichen!" erwiederte der Apotheker.

„Das schöne Geschäft — daß es so zu Grunde gerichtet wird!" —

Es mußte doch aber besser gehen, als diese beiden wohlwollenden Seelen vermutheten, denn im nächsten Herbst brachte das Kreisblatt, welches die Ankündigungen des Handelsregisters veröffentlichte, die Mittheilung, daß Herr Anton Kamphofer als Inhaber der Firma A. Kamphofer gelöscht und statt dessen Herr Fritz Kamphofer als Besitzer

eingetragen sei. Eine Woche später erzählte dieses kleine Blättchen seinen Lesern, daß „unser berühmter junger Landsmann", Herr Ernst Knotz, der ja bereits eine silberne Medaille für seine „Junge Dame im Freien" erhalten habe, nun auch mit dem ersten Preise, der großen Goldmedaille ausgezeichnet worden sei.

Und wieder einige Tage später war darin in großen, fetten Lettern zu lesen:

„Klara Kamphofer,
Ernst Knotz,
Verlobte."

In Berchheim halten sie seitdem nichts mehr für unmöglich.

Diplomatische Schachzüge.

Historische Erzählung

von

Karl Hannemann.

(Nachdruck verboten.)

Zur Zeit Karl's I. von England befand sich als spanischer Gesandter am Londoner Hofe ein gewisser Cedenas, welcher, nachdem die Puritaner unter dem gewaltigen Cromwell gesiegt hatten, mit dem gefangenen Könige gegen die neuen Machthaber intriguirte, und sich dadurch die Feindschaft Cromwell's zuzog. Letzterer durfte gegen den Gesandten aber vorläufig nichts unternehmen, wollte er sich nicht einem Kriege mit Spanien aussetzen, zu dem er damals noch nicht gerüstet war. Doch er beschloß, seine Rechnung sowohl mit dem Gesandten wie mit dem spanischen Reiche bei Gelegenheit auszugleichen.

Am 30. Januar 1649 wurde Karl I. hingerichtet, und Cromwell war nun thatsächlich Herrscher von England, als welcher er im Jahre 1653 unter dem Namen eines Lord-Protektors vom Parlamente auch der Form nach bestätigt wurde.

Inzwischen war der ehemalige Gesandte Cedenas von Philipp IV. von Spanien aus England abberufen und zum Staatssekretär ernannt worden. Als solcher war er in noch höherem Maße als bisher ein entschiedener Gegner von Cromwell's Politik, und suchte des Letzteren Pläne in jeder Art und Weise zu durchkreuzen und zu hintertreiben.

Der Protektor Englands beschloß jetzt, sich um jeden Preis des ihm immer unbequemer werdenden Gegners zu entledigen, da dessen diplomatische Gewandtheit eine stete Gefahr für Englands Machtenfaltung war.

Eines Tages ließ er durch den Kerkermeister von Newgate einen berüchtigten, gerade in jenem Gefängnisse sitzenden Einbrecher, Namens Green, zu sich bescheiden, mit dem er folgendes Gespräch begann:

„Man hat mir gesagt, daß Du die Kunst verständest, alle Thürschlösser zu öffnen, ohne Gewalt anzuwenden und ohne daß es zu bemerken sei."

„So ist es, Mylord," antwortete der Angeredete.

„Da Du diese Kunst indeß zum Schaden Deiner Nebenmenschen ausgeübt hast, wurdest Du verurtheilt und sollst morgen gehenkt werden."

„Leider, Mylord Protektor; ich hatte eben Unglück trotz meiner Fähigkeit. O Mylord, haben Sie Mitleid mit meiner Jugend und begnadigen Sie mich nur dies eine Mal, und ich schwöre —"

„Halt, ich kann mich zu nichts verpflichten; indeß ich bin neugierig, eine Probe Deiner Kunst zu sehen."

„Ich bin jederzeit bereit, wo es auch sei, solche zu leisten."

„Gut, man wird Dir Gelegenheit dazu geben."

Cromwell winkte dem Schließer, welcher dem Gespräche beigewohnt hatte, und der Gefangene wurde fortgeführt, um, nachdem ihm die nöthigen Instrumente verabfolgt waren, an der Thür seiner Zelle seine Kunstfertigkeit zu beweisen. Cromwell, von der Probe befriedigt, ließ ihn noch am selben Abende abermals rufen und hatte nun eine Unterredung mit ihm unter vier Augen.

Indem er ihm eine Zeichnung vorlegte, sprach er zu Jack Green: „Kannst Du mir sagen, was dies vorstellt?"

„Es ist die Skizze eines Gartens mit einem Lusthause," antwortete der Gefragte.

„Ganz recht. Diese Thür des Hauses hier, auf die ich meinen Finger lege, führt in ein rothtapeziertes Gemach, woselbst sich ein Schreibtisch mit goldenen Löwenklauen befindet. Es handelt sich nun darum, in das Lusthaus und in jenes Gemach zu gelangen, die Thüren zu öffnen und derartig wieder zu schließen, daß keine Spuren des Geschehenen wahrzunehmen sind."

„Mylord dürfen sich in dieser Beziehung auf meine Geschicklichkeit verlassen; wenn Mylord mich begnadigen, würde ich Alles thun, mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben," erwiederte ohne zu zögern der Einbrecher.

„Gut, ich will Dir nicht nur das Leben schenken, sondern Dich auch reich belohnen, wenn Du meinen Auftrag geschickt ausführst. Wehe Dir hingegen, wenn Du mich hintergingest — die Strafe würde Dich treffen, wo Du Dich auch verbergen möchtest."

„Mylord werden mich treu finden."

„Wohlan, so höre also. Meine Zeichnung stellt den königlichen Park in Madrid vor, und Du hast nichts weiter zu thun, als hinzureisen, Dich in das Lusthaus und von dort in das rothe Gemach zu begeben und einen Brief derart unter den von mir beschriebenen Schreibtisch zu werfen, daß es aussieht, als wäre derselbe von letzterem herabgefallen. Sobald dies geschehen, verschließest Du Zimmer und Lusthaus wieder und kehrst unverzüglich nach England zurück, um mir Bericht zu erstatten und die Belohnung von fünfhundert Pfund, die ich Dir zugedacht habe, in Empfang zu nehmen. Hast Du mich verstanden?"

„Ja, Mylord Protektor, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen, indem ich Ihnen zugleich verspreche, daß Jack Green niemals wieder den Gerichten Gelegenheit geben wird, sich mit ihm zu beschäftigen."

„Gut, es soll mich freuen, wenn Du Dein Versprechen hältst."

Der Herrscher Englands trat nach diesen Worten zu seinem Schreibpulte, entnahm einem Geheimfach einen versiegelt gewesenen, aber jetzt geöffneten Brief, sowie einige Goldrollen, und händigte beides dem Verbrecher ein mit dem Hinzufügen: „Dies wird für die Hin- und Rückreise genügen. Mein Sekretär, welcher in das Geheimniß eingeweiht ist, wird Dich bis nach Madrid begleiten und Dich noch über verschiedene Einzelheiten unterrichten; zugleich wird er Dir, da er Madrid kennt, den königlichen Park zeigen und Dir einen Gasthof anweisen, dessen Wirth ein Engländer ist, wo Du also, ohne Aufsehen zu erregen, Deinen Aufenthalt nehmen kannst. Er wird Dich morgen früh um sieben Uhr an Bord des ‚Star of England' erwarten und Dir die zu Deiner Legitimation erforderlichen Papiere einhändigen; vergiß nicht, daß Du unter dem Namen John Smith reisest. Und nun geh' und suche das Vertrauen, das ich auf Deine Schlauheit und Geschicklichkeit setze, zu rechtfertigen."

Jack Green oder, wie er sich fortan nennen sollte, John Smith, stotterte einige Worte des Dankes und entfernte sich mit dem glücklichen und stolzen Bewußtsein, zugleich dem Galgen entronnen und der Träger einer wichtigen politischen Mission zu sein, denn daß seine Reise eine solche darstellte, daran zweifelte er keinen Augenblick. Gar zu gern hätte er erfahren, was der ihm übergebene Brief enthielt; allein obgleich Cromwell ihm in dieser Hinsicht kein Versprechen abgenommen hatte, wagte er dennoch nicht, denselben zu lesen, fürchtend, daß sein Begleiter ihm das Schreiben abfordern und an irgend einem geheimen Zeichen entdecken könne, ob es von unberufener Hand entfaltet worden war. Die Nähe des Galgens hatte eine höchst abschreckende Wirkung auf ihn ausgeübt, und er war entschlossen, sich einem gleichem Schicksale, wie dem, welchem er kaum entronnen, zum zweiten Male nicht auszusetzen.

Als John Smith am nächsten Morgen an Bord des Schiffes eintraf, wurde er von dem Kapitän sofort in die Kajüte geführt, woselbst ihn ein kleiner Herr empfing. der sich ihm als Mister Blackburn, Geschäftsreisender der Firma Cornwal & Comp. vorstellte. Erst nachdem der Kapitän sich entfernt, gab sich der kleine Herr dem Ankömmling als der Sekretär des Protektors zu erkennen und händigte Smith die Legitimationspapiere ein.

„Sie haben jedenfalls den Ihnen übergebenen Brief gelesen?" fragte er dann.

„Nein, Sir," antwortete Smith, dem fest auf ihn gerichteten Blicke des Anderen ruhig begegnend; „ich hielt dies nicht für erlaubt."

„Und Sie haben Recht gethan," versetzte der Sekretär, „Mylord wünscht dies auch nicht und hatte vergessen, es Ihnen besonders anzuempfehlen. Ich habe Ihnen nun noch Folgendes mitzutheilen. Der Brief enthält eine den spanischen Staatssekretär Cedenas allein betreffende Angelegenheit und ist ihm bei seiner Abreise von London vermuthlich verloren gegangen. Das Schriftstück muß also wieder in den Besitz Desjenigen zurückgelangen, der darauf Anspruch hat. Nun wäre es zwar am einfachsten, es noch einmal zu versiegeln und direkt nach Madrid an den Empfänger zu senden, allein dies geht aus Gründen der Politik, die ich Ihnen nicht erklären darf, nicht an. Daß Sie äußerst vorsichtig zu Werke gehen müssen, habe ich wohl nicht nöthig, Ihnen noch besonders anzuempfehlen. Doch ist es erforderlich, Ihnen einige Anweisungen über die Gewohnheiten des Staatssekretärs zu geben, wonach Sie sich richten können. Der Staatssekretär pflegt sich alle Morgen kurz vor acht Uhr in das rothe Zimmer des Lusthauses zu begeben, um die Depeschen, welche bis zu dieser Stunde eingegangen sind, durchzusehen und dann dem Könige, der zwei Stunden später

das Lusthaus betritt, darüber Vortrag zu halten. Daraus ergibt sich, daß die Zeit zwischen sieben und acht Uhr die günstigste für Sie ist. Endlich müssen Sie sich genau an die Weisungen halten, die Ihnen hinsichtlich des Briefes ertheilt worden sind. Sie dürfen denselben nicht auf den Schreibtisch legen zu den anderen Schriftstücken, vielmehr muß das Schreiben unter den Schreibtisch geworfen werden. Der Sekretär wird dann vermuthen, es sei ihm aus der Tasche oder der Briefmappe gefallen und unter den Tisch geglitten, und dies um so eher, da, falls er bei seinen Dienern Nachfrage halten sollte, diese ihm keine Auskunft darüber geben können. Ich kann mich also auf Ihre Geschicklichkeit verlassen?"

„Vollkommen, und Mylord darf des Erfolges sicher sein."

„Nun gut, so habe ich Ihnen nichts weiter auf Ihren Auftrag Bezügliches zu sagen. Was mich betrifft, so werde ich, nachdem ich Ihnen in Madrid ein Unterkommen verschafft, von dort sofort nach Venedig reisen, um unserem Gesandten ein Schreiben zu überbringen, das mit dem Ihnen ertheilten Auftrage in gewissen Beziehungen steht."

Damit war das Gespräch zwischen den beiden Abgesandten Cromwell's beendigt.

Es war am 5. Februar 1654, einem Dienstage, als die beiden Abgesandten Cromwell's in Madrid anlangten. Blackburn geleitete seinen Reisegefährten nach einer von einem Engländer unterhaltenen Herberge in der Calle de Atocha, und nachdem er ihm noch einmal alle Vorsichtsmaßregeln eingeschärft hatte, verabschiedete er sich von ihm, um seine Reise nach Venedig fortzusetzen.

Ehe Green an die Ausführung seines Auftrages ging, zog er bei seinem Wirthe Erkundigungen darüber ein, ob der König in Madrid weile und ob das Lusthaus im

königlichen Park bisweilen von ihm benützt würde. Da erfuhr er, daß Philipp jeden Morgen um neun Uhr sich in das rothe Zimmer, welches sein Arbeitsgemach sei, begebe, um daselbst mit seinem Staatssekretär, der etwa eine Stunde später dort eintreffe, die Regierungsgeschäfte zu berathen.

Green entnahm daraus, daß der betreffende Brief nicht in die Hände Cadenas', sondern in die des Königs gelangen sollte.

Nachdem er vier Tage vergeblich nach einer günstigen Gelegenheit gespäht, gelang es ihm endlich, in der Nacht vom 10. zum 11. Februar sein Vorhaben auszuführen. Eine Woche darauf befand er sich wieder auf der Rückreise nach London.

Wie Cromwell richtig vorausgesetzt hatte, gelangte der Brief in die Hände Philipp's. Aber da derselbe in englischer Sprache abgefaßt war, von welcher der Monarch nichts verstand, so vermochte er nur die Unterschrift Cromwell's zu lesen. Dies war jedoch schon hinreichend, um in seinem mißtrauischen Gemüthe Argwohn gegen die Treue seines Staatssekretärs zu erwecken und ihn Verdacht schöpfen zu lassen, daß Cedenas ihn hintergehe, um so mehr, als dieser ihm niemals davon gesprochen, daß er mit dem Protektor in Briefwechsel stehe. Einer augenblicklichen guten Regung nachgebend, wollte der König Cedenas den Brief einhändigen und ihn um Aufklärung ersuchen. Aber als der Staatssekretär am Morgen des 11. Februar eine Viertelstunde später als gewöhnlich und mit etwas düsterem Gesicht erschien — er litt an Magenkrampf und hatte infolge dessen wieder eine schlaflose Nacht gehabt — glaubte Philipp in dem leidenden Ausdruck von Cedenas' Zügen die Zeichen eines bösen Gewissens zu erkennen, und sein Verdacht ward dadurch um so stärker rege.

Demgemäß steckte er den Brief zu sich und ließ sich gegen den Sekretär nichts merken.

Da der König aber darauf brannte, über den Inhalt des Briefes in's Klare zu kommen, verabschiedete er Cedenas nach kaum einer Stunde, zu des Letzteren, der sich kaum noch auf den Füßen zu erhalten vermochte, großen Erleichterung.

Hätte er gewußt, daß sein Gebieter Mißtrauen gegen ihn gefaßt hatte, er würde sich minder leichten Herzens entfernt haben.

Der Staatssekretär hatte sich kaum entfernt, als auch der König schon zwei seiner vertrautesten Beamten — den Pater Offizial, seinen Beichtvater, und den Staatsminister Luis de Haro — zu sich beschieden ließ. In erregtem Tone theilte er ihnen mit, daß er Ursache habe, an Cedenas' Treue zu zweifeln, ja daß er ihn des Verrathes schuldig halte, da er mit Cromwell in Briefwechsel stehe.

„Sire," wagte Don Luis zu bemerken, „das ist eine schwere Anklage, und jedem Anderen als Euer Majestät würde ich erwiedern, daß ich sie bezweifeln müsse, bevor ich nicht die sichersten Beweise dafür hätte."

„Auch ich kann nicht anders sprechen, Euer Majestät, als Don Luis," sagte der Pater, „da ich Don Juan Cadenas ebensowohl als einen treuen Sohn unserer Kirche, wie rechtschaffenen Mann kenne und schätze. Alle Briefe, die er empfängt, gehen durch meine Hände."

„Nicht alle, wie ich glauben muß," unterbrach ihn der König mit bitterem Lachen. „Sie wollen Beweise, nun wohl, ich denke, dieser Brief liefert solche! Sie können das Versäumte nachholen, indem Sie uns allsogleich diesen übersetzen."

Dabei hatte der Monarch das Schreiben Cromwell's hervorgezogen und überreichte es dem Pater.

Dieser las zu seiner großen Ueberraschung Folgendes:

„London, 20. Januar 1654.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Wie großen Dank ich Ihnen schuldig bin, daß Sie die mir gemachten Zusicherungen in so treuer, gewissenhafter und zugleich kluger Weise erfüllt haben, vermag ich nicht in Worte zu kleiden. Seien Sie versichert, daß ich ewig Ihr Schuldner bleiben werde.

Haben Sie die Güte, die ausbedungenen zwanzigtausend Pfund Sterling unserer getroffenen Verabredung gemäß bei der Bank zu Venedig einzuziehen, und genehmigen Sie den Ausdruck meiner steten freundschaftlichen Gefühle, mit welchen ich bin Ihr ergebener

Oliver Cromwell."

„Nun, meine Herren," unterbrach Philipp die Pause, welche der Vorlesung des Schreibens gefolgt war, „wie denken Sie über diese uns so nahe angehende Angelegenheit? Ich meine, dieser Brief enthält einen genügenden Beweis für den Verrath unseres Staatssekretärs."

„In der That, Sire," erwiederte der Minister kopfschüttelnd, „dennoch aber sträube ich mich, an das Ungeheuerliche zu glauben. Der Brief spricht von einem freundschaftlichen Verhältniß zwischen dem Staatssekretär und dem Protektor, während ich den Ersteren stets sehr wegwerfend über den Letzteren habe urtheilen hören. Ich wage daher vorläufig die Echtheit dieses Dokuments zu bezweifeln."

„Und darf ich fragen, Sire," sagte der Beichtvater, welcher inzwischen Zeit gefunden, sich von seiner Bestürzung zu erholen, „auf welche Weise dieses Schreiben, das auch ich nicht für echt halten möchte, in den Besitz Eurer Majestät gelangt ist?"

„Ich fand es heute Morgen unter meinem Schreibtisch liegen; Cedenas scheint es ohne Zweifel bei sich getragen und dann verloren zu haben. Was die Echtheit

des Briefes anbetrifft," fügte der König hinzu, „so dürfte sich dieselbe leicht feststellen lassen, wenn wir Jemand unter unseren Beamten ermittelten, der die Handschrift des englischen — Königsmörders kennt."

„Zu diesem Zwecke möchte ich Euer Majestät den Profeß Borgia vorschlagen," erwiederte der Pater; „er hatte Gelegenheit, als Abgesandter des Ordens in England vielfach Schriftstücke, die Cromwell selbst ausgefertigt, zu studiren."

„So laßt ihn unverzüglich kommen, Pater," versetzte Philipp in etwas milderem Tone als bisher, „wünsche doch auch ich, mich der Zweifel von der Treue Cedenas' entschlagen zu können."

Der Profeß, welcher längere Zeit für den Jesuitenorden in England thätig gewesen war, wurde unverzüglich zu dem Könige beschieden. Als ihm der Brief Cromwell's vorgelegt wurde, erklärte er, daß derselbe unbedingt von der Hand des Protektors herrühre, ja daß er nicht den geringsten Zweifel hinsichtlich der Echtheit des Schreibens hege.

Trotz dieses — wie jetzt auch der Minister und der Beichtvater des Königs schweren Herzens zugaben — unwiderlegbaren Beweises für die Verrätherei des Staatssekretärs, trug Philipp doch Bedenken, Cedenas ohne Weiteres zu verurtheilen. Hierin pflichteten ihm auch seine beiden höchsten Beamten und der Profeß bei, welcher ebenfalls zu den Anhängern des Beschuldigten zählte. Don Luis de Haro rieth dem Monarchen, sofort einen zuverlässigen Beamten nach Venedig zu senden; dieser solle dort Erkundigungen einziehen, ob die Bank von Seiten Cromwell's den Auftrag erhalten habe, die Summe von zwanzigtausend Pfund Sterling auszuzahlen, und wer dieses Geld in Empfang zu nehmen und zu bescheinigen habe.

„Wird dieser Umstand in jeder Hinsicht bestätigt," fügte Don Luis hinzu, „so wird sich die Unwahrheit oder die Wahrheit alles dessen ergeben, was in diesem Briefe ausgesprochen ist, und Euer Majestät wird dem Schuldigen ein gerechter Richter sein."

Wenn Don Luis de Haro und der Beichtvater — vielleicht auch der König selbst — insgeheim die Hoffnung genährt hatten, daß sich die Unschuld Cedenas' sofort ergeben und das verhängnißvolle Schriftstück sich als eine elende Machination seiner Feinde herausstellen werde, so sollten sie sich bitter getäuscht sehen. Der Profeß kam bald mit der Nachricht zurück, daß die Bank von Venedig ein Schreiben Cromwell's, datirt den 20. Januar 1654, erhalten habe. In demselben werde angeordnet, daß dem spanischen Staatssekretär Cedenas auf Rechnung der englischen Regierung die Summe von zwanzigtausend Pfund Sterling auszuzahlen sei, worüber der Staatssekretär eine Empfangsbescheinigung ausstellen werde.

Der von dem Könige gefundene Brief von Cedenas stimmte mithin genau mit dem Schreiben Cromwell's an die Bank von Venedig überein. Aus beiden schien auf's Unzweideutigste die Bestechlichkeit und Verrätherei des Staatssekretärs hervorzugehen. Er, der sich öffentlich stets als der entschiedenste Gegner des Lord-Protektors gezeigt, hatte insgeheim ihm Dienste geleistet, ja er stand mit diesem erbittertsten Feinde Spaniens in freundschaftlichen Beziehungen!

Vergebens suchte der Angeklagte den Staatsrath, welchen der König, um über den Angeklagten zu richten, einberufen hatte, vom Gegentheil zu überzeugen, vergebens waren alle Betheuerungen seiner Unschuld; man glaubte ihm nicht, konnte ihm nicht glauben, da er die wider ihn zeugenden Briefe Cromwell's nicht aus der Welt zu schaffen

vermochte. Er war des Landesverraths überwiesen, und für dieses Verbrechen gab es nur eine Strafe: den Tod durch die Garrotte.*)

Alle seine Richter stimmten dafür, daß er am Leben gestraft werden müsse. Doch der König, auf das hohe Alter des Verurtheilten — er stand bereits im zweiundsiebenzigsten Lebensjahre — und die treuen Dienste, die er ihm früher geleistet, Rücksicht nehmend, warf sich selbst zu seinem Fürsprecher auf und bat den Staatsrath um ein milderes Urtheil. Dasselbe lautete, daß Cedenas seines Amtes, seiner Würde als Edelmann und Grande und seiner Güter verlustig erklärt und aus Spanien verbannt wurde.

Cromwell triumphirte, als er von diesem Urtheilsspruche Kenntniß erhielt; er hatte sich gerächt und sich obenein des schlimmsten Gegners seiner Pläne entledigt. Vier Wochen später erklärte er Spanien den Krieg.

Derselbe führte zur Niederlage Spaniens und zu neuen Erfolgen Cromwell's.

Die Unschuld des Staatssekretärs kam erst lange Jahre nach seinem Tode an's Licht.

---

*) Die Erdrosselung mit einem Halseisen, welche Todesart damals für Edelleute, die sich eines Verbrechens schuldig gemacht, die übliche war.

Die Verfälschung der Gewebe.

Eine Belehrung für unsere Hausfrauen.

Von

Max Kleppert.

(Nachdruck verboten.)

Gewebe sind Produkte menschlicher Kunstfertigkeit und werden aus Fäden und fadenartigen Körpern gebildet, welche nach einem bestimmten System untereinander verschlungen werden. Nicht nur Haare und Fasern aus dem Thier- und Pflanzenreich, sondern auch Draht und Glas lassen sich zu außerordentlich feinen und haltbaren Geweben verarbeiten, und wie uns die folgenden Zeilen belehren werden, gibt es eine erstaunliche Menge von Material, aus welchem man Gewebe herstellen kann.

In jedem Gewebe sind mindestens zwei Systeme von Fäden vorhanden, eines, welches der Länge nach läuft, die sogenannte Kette, der Zettel oder Schweif; und eines, welches diese Längsfäden senkrecht von oben nach unten kreuzt. Letzteres nennt man den Schuß, Einschlag oder Eintrag, und die Stellen, wo die beiden Fadensysteme sich rechtwinklig kreuzen, nennt man Bindungen. Diese Bindungen können in außerordentlich verschiedener Art und Weise vorgenommen werden. Die Bindung der Leinwand ist z. B. eine durchaus andere, als die des Atlaß, und der Weber unterscheidet drei-, vier- und fünfbindigen Köper, außerdem noch den beidrechten Köper, welcher der komplizirteste von allen sein dürfte. Stoffe, in denen

das System der sich rechtwinkelig kreuzenden Fäden fehlt, nennt man Wirkwaaren, Spitzen oder Flechtwerk, und diese rechnet man im Allgemeinen nicht zu den Geweben.

Nach diesen einleitenden Worten wird es sich empfehlen, einmal eine Uebersicht anzustellen über das Material, aus welchem Gewebe hergestellt werden können. Ist doch auch die Prüfung der Spinnfaser vor Herstellung des Gewebes wichtig, soll nicht schon der Fabrikant in Gefahr gerathen, eine Spinnfaser zu verwenden, die verfälscht ist und nicht den Werth hat, den er ihr beimißt und den der Käufer von ihr erwartet.

Den größten Theil aller Spinnfasern liefert das Pflanzenreich. Obenan steht die Baumwolle, ihr zunächst der Flachs; dann folgt an Wichtigkeit wohl der Hanf und diesem die Jute. Mit diesem Namen bezeichnet man die hanfartige Faser einzelner in Ostindien, Nordafrika und auf Mauritius angebauter strauch- und baumartiger Gewächse. Man kann aus Jute schwere Teppiche, selbst mit Metallfäden durchwebt, herstellen, man verfertigt aber auch Jutesammet und Jutedamast, und in vorzüglich schönen Mustern Decken, Vorhänge, Teppiche und Möbelüberzüge.

Eine andere hanfartige Spinnfaser kommt aus Indien unter dem Namen Gambohanf, während China die Nesselfaser liefert, und Amerika uns in der Aloefaser eine hanfartige Spinnfaser sendet, welche nur noch von der südafrikanischen Aloefaser übertroffen wird. Für gröbere Gespinnste, insbesondere für Seilerarbeiten, dienen die Palafasern, welche oft ein borstenartiges Aeußere zeigen und dann unter dem Namen Piassava sogar zu außerordentlich haltbaren Bürsten und Besen verarbeitet werden. Südamerika liefert die Jukafaser, Neuseeland den australischen Flachs, Manilla seinen berühmten Manillahanf, Afrika die Ananasfaser, welche so zäh und elastisch

ist, daß man sie zur Verfälschung und Untermischung von Pferdehaar verwenden kann. Ostindien liefert den Sunahanf und ebenso neuerdings die Abelmoschusfaser, welche der Jute ähnlich ist und vielfach zu deren Verfälschung benutzt wird.

Das Thierreich liefert die Schafwolle, dann die Alpaka- und Vicuñawolle, welche von den südamerikanischen Lamas gewonnen wird. Aus Asien kommt die Angorawolle und die Kaschmirwolle, welche zu den edelsten Rohstoffen gehört, welche man in der Weberei verwendet. Roßhaar liefern Pferde und die pferdeschwänzigen Ochsenarten Asiens und Amerika's.

Das werthvollste Spinnmaterial aber, das uns das Thierreich liefert, ist die Seide, welche denn auch am meisten verfälscht wird.

Welche ungeheure Menge von verschiedenen Geweben wird aus den hier aufgezählten Stoffen hergestellt! Allein an Baumwollenstoffen gibt es: Kattun, Shirting, Chiffon, Kambriks, Battist, Perkal, Sarsenet, Rips, Musselin, Zephyr, Tarlatan, Stramin, Köper, Gingan, Satin, Nanking, Barchend, Dimity, Drell, Gaze und Tüll.

Die Wolle liefert uns: Loden, Buckskin, Kasimir, Fries, Kotzen, Lama, Flanell, Velour, Bombassin, Camelot, Wollmusselin, Beuteltuch, Orleans, Crepe, Merino, Tibet, Zanella, Wollatlaß, Serge, Wolldamast, Möbelplüche, Barège.

Flachs und Hanf liefern uns: Leinwand, Segeltuch, Sack- und Packleinen, Lederleinen, Steifleinwand, Glanzleinwand, Battist, Drell und Damast.

Aus Seide endlich macht man: Taffet, Halbtaffet, Doppeltaffet, Lüstrin, Gros, Seidenstramin, Popadin, Levantine, Atlaß, Plüche, Felbel, Beutelgaze und hundert verschiedene, bald schwerere, bald leichtere Seidenstoffe, in allen Farben des Regenbogens schillernd.

Leider nun werden alle diese Gewebe stark verfälscht, und die Käufer oft genug betrogen.

Bei der Verfälschung der Gewebe hat man drei besonders hervorragende Arten auseinander zu halten, erstens die Verfälschung der Spinnfaser durch Vermischung mit minderwerthigem Material; zweitens die Vermischung des Gewebes mit Stoffen, die nicht hinein gehören, z. B. Verfälschung der Leinwand durch Baumwolle, der Seide durch minderwerthiges Material; endlich die Verfälschung durch die Appretur, d. h. durch das äußerliche Ansehen, welches man den Geweben gibt.

Die erste Art der Verfälschung, die Verwendung minderwerthiger Spinnfasern, begeht in vielen Fällen nicht der Fabrikant, sondern schon der Händler mit Rohmaterial, und oft gehört große Aufmerksamkeit und außerordentliche Waarenkenntniß der Fabrikanten dazu, um sich nicht betrügen zu lassen und zu vermeiden, daß unter das gute Material werthloses gemischt wird, welches nur in seinem Aeußeren dem guten vollständig gleicht. An sich werthvolles Material kann doch dadurch minderwerthig werden, daß es beim Einernten oder beim Reinigen schlecht behandelt worden ist. Flachs und Hanf z. B. verliert für Fabrikanten, Händler und Käufer die Hälfte seines Werthes, wenn er nicht gut gebrochen und gehechelt ist, wenn er zu viel holzige Theile enthält, welche das daraus entstehende Gewebe undicht, spröde und ungleichmäßig erscheinen lassen. Schlecht gewaschene, schon auf dem Schaf mangelhaft gepflegte Wolle, welche sich im Ballen verfilzt, wird natürlich einen ganz anderen Wollfaden geben, als saubere, sorgfältig geordnete Wolle, und auch das aus diesem Materiale hergestellte Gewebe wird schlecht sein.

Leider ist es in einzelnen Theilen Europa's und besonders in Deutschland eine eigenthümliche, aber doch nicht wegzuleugnende Thatsache, daß der größte Theil des Publi-

kums darauf ausgeht, möglichst billige Waaren zu kaufen. Tausende von Menschen, selbst den sogenannten gebildeten Ständen angehörend, Leute, denen man eine gewisse Ueberlegung zutrauen sollte, sehen nicht auf den Werth des Stoffes, sondern auf seine Billigkeit. Sie scheinen nicht einsehen zu können, daß für billiges Geld nichts Gutes geliefert werden kann, und daß man, wenn man einen Gegenstand etwas theurer bezahlt, dafür aber gute Waare erhält, im Grunde viel billiger fortkommt, als wenn man billigen Schund kauft, der schon nach kurzer Zeit verbraucht ist, und den man daher immer wieder ersetzen muß. Nirgends aber ist billig und schlecht so gleichbedeutend, als gerade bei den Geweben, und nicht zum Wenigsten hat das Publikum mit seiner Sucht nach Billigkeit Schuld daran, wenn die Fabrikanten geradezu gezwungen werden, minderwerthige Waare zu verarbeiten.

Nur in Deutschland haben die Shoddyfabriken Aufnahme finden können, wenngleich nicht geleugnet werden soll, daß sie in England zuerst entstanden sind. Der Engländer selbst kauft aber keinen Shoddy, er führt ihn nur aus, während der Deutsche sich fortwährend Shoddywaaren in die Hände stecken läßt. Mit dem Namen „Shoddy" bezeichnet man bekanntlich höchst geringwerthige Wollstoffe, die hergestellt sind, indem man alte Wolllumpen mit Kratzen und Krempel auseinanderreißt und die so entstehenden kurzen, abgerissenen Haare zu neuer Wolle verarbeitet, die natürlich nur einen sehr kurzen und wenig haltbaren Faden beim Ausspinnen geben kann. Selbstverständlich ist auch aus solcher Shoddywolle, die durch den früheren Gebrauch schon von ihrer Elastizität und Festigkeit verloren hat, nur ein Schundgewebe herzustellen, und der Shoddy gehört daher zu den elendesten Erzeugnissen. Halbshoddy ist ein Fabrikat, welches zum Theil aus solcher Shoddywolle, zum Theil aus frischer Wolle

hergestellt ist, und vielleicht nimmt man nicht mit Unrecht an, daß es auch Viertelshoddy gibt, trotzdem diese Bezeichnung im Verkehr nicht vorkommt, d. h. daß mancher Fabrikant solche Shoddywolle seinen Stoffen hinzusetzt, um sie billiger zu machen.

Es wäre ungerecht, unseren deutschen Fabrikanten im Allgemeinen den Vorwurf der Unredlichkeit und des Betruges machen zu wollen; sie sind, wie bereits erwähnt, durch Publikum und Händler oft geradezu gezwungen, schlechtes Material zu verwenden oder gutes und schlechtes Material zu vermischen; allein es gibt doch leider in Deutschland sehr viele Schwindel- und Schundwaarenfabrikanten. Freilich ist es zum größten Theile das deutsche Publikum selbst, welches, um nur billig zu kaufen, beständig auf die Preise drückt und den Händler geradezu zwingt, geringwerthige Waaren zu führen. —

Die Seide wird dadurch verfälscht, daß minderwerthige Kokonfäden, die man unter dem Namen Florett- oder Wattseide gewinnt, in die Seide hineingewebt werden. Daß man natürlich Seide auch noch mit Baumwolle und anderen durchaus nicht von der Seidenraupe stammenden Spinnfasern verfälscht, ist selbstverständlich. Die Seide gewinnt man bekanntlich aus den Kokons, d. h. den eiförmigen Gespinnsten, mit welchen die Seidenraupe sich umgibt, wenn sie sich verpuppt, um sich zum Schmetterling umzuwandeln. Geht dieser natürliche Prozeß vor sich, durchsticht der Schmetterling die Kokonhülle, so ist diese minderwerthig. Man kann allerdings diese zerrissenen Kokonfäden noch verwenden, aber es entsteht eine wenig haltbare Seide daraus. Man tödtet daher die Puppe der Seidenraupe durch große trockene Hitze und haspelt dann den Faden des eiförmigen Kokons, welcher aus einem einzigen Stück besteht, ab. Der oberste Theil des Kokons aber liefert wiederum kein werthvolles Material; das beste

Material sitzt an der inneren Wandung desselben, während der Theil des Kokonfadens, welcher an der sogenannten Dattel, d. h. unmittelbar um die Puppe herum, sitzt, schwammig, wenig elastisch und leicht reißend ist. —

Leinwand wird am häufigsten durch den Zusatz von Baumwolle verfälscht, und die Sorge unserer Hausfrauen ist es, dies zu entdecken. Wir wollen daher unseren Leserinnen eine Methode angeben, welche verhältnißmäßig leicht durchzuführen ist.

Man hat die Entdeckung gemacht, daß sich der Zellstoff der Baumwolle viel leichter in konzentrirter Schwefelsäure auflöst, als der des Flachses oder Hanfes. Man koche daher ein Stück des Gewebes, das man prüfen will, einige Zeit in Wasser aus, um die sogenannte Appretur zu entfernen; dann trockne man das Stück sorgfältig, lockere das Gewebe durch Zupfen etwas auf, franse insbesondere die Ränder auf und tauche dann das Stück bis zur Hälfte eine bis zwei Minuten lang in konzentrirte Schwefelsäure. Die Baumwollfäden werden durch die Säure zuerst angegriffen, was sich daran zeigt, daß sie sich mit einer gummiartigen Masse bedecken. Wäscht man nun das Stück wieder in Wasser aus, um die Gummimasse von den Baumwollfäden zu entfernen, und taucht dann das Gewebe in eine schwache Ammoniaklösung, um die Säure zu entfernen, so findet man, daß alle Baumwollfasern des Gewebes vollständig aufgelöst sind, während die Leinwand- und Hanffäden unverfehrt blieben. Man kann jetzt sogar zählen, wie viel Baumwollfäden sich in einem Quadratcentimeter des Gespinnstes befanden, und darnach den Grad der Verfälschung festsetzen. Die Chemikalien zur Anstellung dieses Versuches bekommt man mit Leichtigkeit in jeder Apotheke oder Droguenhandlung.

Um zu erkennen, ob Baumwolle in weißem Leinen enthalten ist, dafür gibt ferner Dr. Hoyer, Professor an

der technischen Hochschule in München, folgendes Mittel an: „Man schneide ein Stück von 8 Centimeter Länge und 4 Centimeter Breite aus dem Gewebe, fasere die Ränder auf und tauche diesen Streifen bis zur Hälfte in eine Lösung von Fuchsin (8 Gramm Fuchsin auf 60 Gramm Alkohol). Nachdem er einige Minuten darin gelegen hat, ziehe man ihn wieder heraus und wasche ihn mit viel Wasser aus, bis er fast farblos wird; dann tauche man ihn 1 bis 2 Minuten lang in Ammoniak und wasche ihn wieder in Wasser aus. Die Baumwollfäden erscheinen nun vollständig farblos, während die leinenen Fäden die rothe Farbe behalten haben, die sie beim Eintauchen in das Fuchsin erhalten hatten und trotz des wiederholten Auswaschens nicht wieder von sich gaben."

Kommen wir jetzt zu dem Hauptschwindel, nämlich zu dem mit der Appretur, mit welcher am meisten Betrügerei bei den Geweben verübt werden kann und auf welcher eine ganz besondere Art von Gaunerei beruht, nämlich der Handel mit „Nepperwaare".

Der Leinwandnepper verkauft elende Baumwollwaare oder solche, die aus schlechtem Flachs und viel Baumwolle hergestellt ist, als gute, reine Leinwand, und die erfahrenste Hausfrau läßt sich täuschen, weil das Schundgewebe durch Stärken mit Kleister oder Dextrin, durch Glätten zwischen Marmor- und Messingwalzen nicht nur wie die schönste Leinwand, sondern wie der feinste Damast aussieht. Bei dieser „Nepperwaare" feiert die Appretur ihre höchsten Triumphe. Die Hausfrau glaubt von dem Manne, der ihr vorredet, er sei ein bankerotter Kaufmann, oder er wolle seine Waare um jeden Preis verkaufen, weil er durch Brandschaden u. s. w. große Verluste gehabt habe, höchst billige Leinwand zu kaufen, und bekommt appretirten Schund, der bei der ersten Wäsche seinen künstlichen Glanz verliert und bei der zweiten oder dritten Wäsche zerfällt.

Diese Nepper ziehen auf dem Lande mit ganzen Wagenladungen umher und wissen die wunderbarsten Geschichten davon zu erzählen, was sie veranlasse, ihre vorzügliche Waare so billig zu verkaufen. Auch hier spielt die Sucht, billig einzukaufen, den Hausfrauen einen schlimmen Streich.

Mit der Appretur ist es überhaupt eine eigene Sache. Fast alle Gewebe müssen, nachdem sie fertiggestellt sind, appretirt werden, sonst haben sie gar kein Ansehen. Die Chemiker, die Gerichte, ja selbst die Sachverständigenkommissionen der Fabrikanten sind aber keineswegs darüber einig, wie weit man mit der Appretur gehen darf, ohne sich des Betruges oder des Versuches eines solchen schuldig zu machen. Stärke, Dextrin, Zucker, arabisches Gummi, Leim, Gelatine, Harz, Fett, Oele, metallische Salze und Farben werden verwendet, um die Stoffe zu appretiren, und das gilt als erlaubt. Die Verwendung einzelner Bleiverbindungen, die absolut giftig sind, ist dagegen gänzlich zu verwerfen; wer solche Stoffe auf dem bloßen Leibe trägt, hat Krankheit, zum Mindesten einen Hautausschlag zu gewärtigen.

Auch bei der Seide wird durch Färberei und Appretur der größte Schwindel verübt. Einzelne französische Fabrikanten bringen es fertig, die Seide um 150 Prozent ihres eigenen Gewichts schwerer zu machen, und zwar lediglich durch Eisen- und Bleisalze, und kaum ist es möglich, diesen Betrug nachzuweisen, denn der Fabrikant behauptet, er müsse diese Metallsalze anwenden, um der Seide Fettigkeit, Glanz und gute Farbe zu geben. In Deutschland wird diese Beschwerung der Seide glücklicherweise nicht in solchem Umfange betrieben; auch gibt sich kein ehrlicher Fabrikant dazu her, erbärmliches Baumwollgewebe so zu appretiren, daß es wie Leinenwaare aussieht und als Betrugsmaterial von einem Nepper verwendet werden kann. Dagegen hat man in Deutschland den üblen

Gebrauch angenommen, durch die Appretur ungenirt das Gewebe schwerer zu machen. Die Fabrikanten haben dafür natürlich allerlei Entschuldigungen; vor Allem führen sie an, daß durch das Waschen und Bleichen das Rohmaterial 5 Prozent an Fasern verliere, die man durch die Appretur wieder einzubringen suchen müsse.

Das fertig appretirte Zeug besteht aus 78 Prozent Fasern, 7 Prozent natürlicher Feuchtigkeit, 7 Prozent Stärke und 7 Prozent mineralischen Zuthaten, ohne daß man dies im Geschäftsverkehr für eine betrügerische Beschwerung des Stoffes hält. Es ist also klar, daß, wenn man 7 Prozent Stärke und 7 Prozent mineralische Stoffe als Gewebe verkauft, dies mindestens eine Unsitte ist, die aus dem redlichen Handel verschwinden sollte.

Die Hausfrau wird aus dem Vorstehenden ersehen haben, wie wichtig es ist, nicht auf das Aeußere eines Gewebes zu sehen, da gerade die schöne Außenseite, die Appretur, den schlimmsten Betrug verdecken kann, und vielleicht entschließt sich manche Hausfrau nach Lesung dieser Zeilen, in Zukunft nicht das Billigste, sondern das Beste zu kaufen. So sonderbar dies auch klingt, man wird sich doch bald davon überzeugen, daß bei den meisten Geweben der theuerste Einkauf zugleich der billigste ist.

Jagd und Jägerlatein im Alterthum.

Kulturgeschichtlicher Rückblick

von

E. Straeter.

(Nachdruck verboten.)

Die Jagd hatte im Leben der alten Völker Europa's eine ungleich größere Bedeutung als heutzutage, denn zu jener Zeit war unser Erdtheil noch von wilden Thieren aller Art bevölkert, welche dem Menschen großen Schaden zufügten, und die zu verfolgen und zu tödten nicht ein Vergnügen großer Herren, sondern eine preisenswerthe Heldenthat war.

So hat z. B. den Griechen der grimme Wüstenkönig Löwe weit länger zu schaffen gemacht, als man gewöhnlich glaubt, und lange nach der sagendunklen Zeit, wo Herkules den nemäischen Löwen mit eigener Hand erwürgt haben soll, gab es noch Löwen in Griechenland. Und schwierig genug wird die Löwenjagd zu damaliger Zeit gewesen sein, denn noch stand nicht das sichere Feuerrohr mit dem tödtlich treffenden Blei dem Jäger zu Gebote, Lanze und Jägernetz bildeten die Hauptstücke der Ausrüstung. Und darum mag Homer es wohl besonders erwähnen, daß Agamemnon, der Anführer der Griechen vor Troja, einen Mantel aus einer Löwenhaut trug.

Viel länger noch als der Löwe hat der Bär der fortschreitenden Kultur Stand gehalten. Er war namentlich ein gefürchteter Feind der Bienenzucht, die im Alterthum

in hoher Blüthe stand. Ueber die Art, wie er gefangen wurde, ist uns ein ausführlicher Bericht erhalten. Wenn man sein Lager mit Hilfe von Spürhunden glücklich aufgefunden hatte, so wurden Pfähle in den Boden gerammt, und zwischen diesen wurde ein großes, starkes Netz befestigt. Damit nun das Thier von seiner Höhle geradeswegs in das Garn liefe und nicht seitwärts ausböge, bauten die Jäger ein Spalier von allerlei Popanzen und Schreckwerk, sich selbst hüllten sie in Grün und Laubwerk. Darauf stießen sie laut in's Horn, und wenn nun das Thier aufgescheucht war, stürzten sie mit lautem Geschrei von den Seiten gegen dasselbe an und jagten es in das Garn, wo es sich bald verwickelte und entweder getödtet oder gefesselt wurde.

Interessanter ist eine Jagdlist beim Tigerfang, interessant auch besonders deshalb, weil sie noch heute in Ostindien geübt wird. Man bestrich Blätter mit klebrigem Vogelleim und streute sie in großer Anzahl vor der Lagerstätte des Raubthieres aus. Trat nun das Thier auf die Blätter, so klebten sie fest an ihm, und je mehr es sich bemühte, sie zu entfernen, desto zahlreicher hefteten sie sich ihm an. Je toller und wüthiger es sich in ihnen herumwälzte, desto dichter verklebte es sich schließlich Augen, Ohren und Nasenlöcher, bis ihm zuletzt Hören und Sehen verging und es so, ganz hilflos, von den Jägern leicht getödtet werden konnte.

Eine andere Fangart dagegen ist entschieden in das Gebiet des Jägerlateins zu verweisen. Otto Keller, dessen neuerdings erschienenem Buche über die Thiere im Alterthum wir manche werthvolle Notiz verdanken, erzählt sie folgendermaßen: „Berittene Jäger rauben in Abwesenheit der alten Tigerin deren Junge; sobald die zurückkehrende Mutter den Raub entdeckt, wittert sie die Reiter aus und eilt ihnen mit Windesschnelle nach; wenn sich nun die

Jäger von ihr eingeholt sehen, so werfen sie ihr eine Glaskugel hin; die Tigerin hält das Spiegelbild darin für ihr Junges und gibt sich unendliche Mühe, die Kugel in ihre Höhle zu tragen. Inzwischen entkommen die Reiter auf das bereitstehende Boot und sind sammt ihrer Beute in Sicherheit."

Ebenso abenteuerlich klingen einige Jägerstückchen, den Pantherfang betreffend. Man legte, so wird erzählt, Lockspeisen, die mit einem starken Abführmittel bestrichen waren. Fraß nun das Thier davon, so bekam es starken Durchfall und wurde so geschwächt, daß es leicht bewältigt werden konnte.

Die Entstehung solcher Münchhausiaden ist nur zu leicht erklärlich. Es sind uns aus dem Alterthum mehrere Bücher über die Jagd erhalten. Die alten Jagdschriftsteller wollten nun natürlich ihre Bücher so anziehend wi möglich schreiben, und da wird sich, wie auch heute no , mancher griechische Nimrod ein Vergnügen daraus gemacht haben, zwar nicht Jägerlatein, aber wohl das ebenso wirksame Jägergriechisch zum Besten zu geben. Was soll man z. B. zu der folgenden Geschichte des Oppianos sagen? Der Panther muß ein großer Freund des Weines sein, weshalb wäre man sonst auf den Gedanken gekommen, ihn dem Weingott Bacchus und der tollen Schaar seiner Begleiterinnen, der Bacchantinnen, als ein heiliges Thier auf bildlichen Darstellungen beizugeben? Oppianos-Münchhausen gibt nun den guten Rath, in der Wüste einen kleinen Wassertümpel aufzusuchen, wo der Panther zu trinken pflege. Nun solle man zwanzig Krüge starken Wein hineingießen und abwarten, bis das Thier komme und trinke. Wenn es dann berauscht werde und in einen todtenähnlichen Schlaf falle, sei nichts leichter, als es zu tödten oder lebendig zu fangen.

Der Panther selbst war übrigens, wie der Natur-

forscher Aelian berichtet, welcher im 2. Jahrhundert n. Chr. lebte, ein geschickter Jäger, der sich namentlich gut auf den Affenfang verstand. Er schleicht sich in die Nähe einer Affenheerde, legt sich lang auf den Rücken und spielt den Scheintodten. Bald entdeckt natürlich einer der Affen die Leiche des Erzfeindes. Einen nach dem anderen treibt die Neugier herzu, voll Jubel über den erfreulichen Fall rotten sie sich zum Siegestanz zusammen, bis die Leiche plötzlich lebendig wird und so viele wie möglich von den Ueberlisteten zu erwischen sucht.

Eine andere Affenjagdgeschichte, die uns überliefert ist, theilen wir bei dieser Gelegenheit gleichfalls mit. Sie besitzt das ansehnliche Alter von 2400 Jahren. Um 500 v. Chr. sandten die Karthager eine Flotte von sechzig Schiffen mit einer zahlreichen Besatzung von Männern und Frauen aus, um an der Westküste von Afrika Kolonien zu gründen. Sie kamen auch glücklich bis nach Sierra Leone und legten ein halbes Dutzend Ansiedelungen an. Da stellte sich Mangel an Lebensmitteln ein, und sie mußten den Rückzug antreten. Der Anführer der Expedition hieß Hanno, er hat einen Reisebericht in seiner Muttersprache verfaßt, gerade wie unsere heutigen Reisenden es zu thun pflegen. Dieser Bericht selbst ist verloren gegangen, aber eine griechische Uebersetzung desselben hat sich zu uns herübergerettet. Sie erzählt uns von dem Fang eines Affen, der in unseren Tagen wiederholt der Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung und Untersuchung geworden ist, des Gorilla. Wir theilen aus Hanno's Bericht eine kurze Stelle in Keller's Uebertragung mit: „Als wir an den Feuerströmen vorbeigeschifft waren, kamen wir zu einem Busen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See, und in diesem wieder eine Insel, die voll von wilden Menschen war. Die große Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem

Körper, und die Dolmetscher nannten sie Gorilla. Die Männchen konnten wir nicht erreichen, als wir sie verfolgten; sie entkamen Alle, da sie Abgründe durchklettern konnten und sich mit Felsstücken vertheidigten. Wir erlangten drei Weibchen, jedoch konnten wir dieselben nicht fortbringen, weil sie ihre Treiber bissen und kratzten. Deshalb mußten wir sie tödten; wir zogen sie aber ab und schickten das abgestreifte Fell nach Karthago."

Wie im Alterthum alle geistigen Bestrebungen mit der Religion auf's Innigste verknüpft waren, die Künste sowohl wie die Wissenschaften, so scheint auch der Tempel der Juno zu Karthago als eine Art von naturhistorischem Museum gedient zu haben. Verständlich wird uns dies, wenn wir bedenken, daß namentlich auch die Arzneikunde von den alten Egyptern her lange Zeit nur in den Händen der Priester lag, ja daß mit manchen Tempeln ein Hospital verbunden war. So wurden denn auch die Bälge von Hanno's Affenmenschen dort niedergelegt und waren bis zur Zerstörung der Stadt durch die Römer (146 v. Chr.) daselbst zu sehen.

Doch wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder unserer antiken Jägerei zu. Sie trat in ein zweites Entwickelungsstadium, als die Raubthiere der menschlichen Kultur hatten weichen müssen. Nun ist die Jagd nicht mehr Nothwehr, die den Menschen zum Schutze des heimischen Herdes, des eigenen Lebens wie des Eigenthums, den Speer in die Hand drückt, jetzt tritt hauptsächlich das Jagdwild in den Vordergrund, das den Menschen durch sein Fleisch und sein Fell anlockt. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß nicht die verschiedenen Arten der Jagd, die Jagd aus Nothwehr und die Jagd um des Nutzens willen, sowie noch eine später zu erwähnende dritte Art, zu gleicher Zeit, ja wohl gar in anderer Reihenfolge bestanden hätten. Der Hauptsache nach aber ist unsere

Darstellung richtig, weil zuerst die Nothwehr, und dann der Nutzen im Vordergrunde stand. Nur müssen wir uns mit Jagdberichten aus späterer Zeit begnügen, denn in der unentwickelten Zeit der Jägervölker war es mit dem Schriftwesen schlecht bestellt.

Das stattlichste Nutzwild war der Auerochs. Er wie sein Vetter, der Wisent, sind heutzutage ziemlich ausgestorben. Daß sie aber auch in Germanien wie in den Nachbarländern zu Hause waren, dafür zeugen für den ersteren Namen und Wappen des Kantons Uri, für den letzteren die Ortsnamen Wiesent (bei Regensburg), Wiesenbach und Wiesensteig (in Schwaben), Vesontium (Besançon in Frankreich) u. v. a.

Die Jagd auf solche Waldriesen war natürlich eine tüchtige körperliche Strapaze, wie denn überhaupt die Jagd auf dieser Stufe für eine körperliche Uebung erwünschtester Art gilt, die den Jüngling stählt und für die Beschwerden des Krieges tüchtig macht. Noch in später römischer Kaiserzeit wurde der Wisent gejagt, allerdings nicht mehr um des Fleisches willen, sondern für die Thierkämpfe im Cirkus. Man richtete einen nicht zu steilen Bergabhang für die Jagd her, indem man ihn in einem spitzen Winkel mit Palissaden umgab. In der Ecke grub man ein tiefes Loch, und vor dasselbe spannte man Häute aus, die stark eingeölt waren. Nun jagte man den Wisent zu Pferde mit dem Speer und von einer Meute kräftiger Hunde begleitet, in die Pfähle. Kamen sie dann auf die Häute, so war ein Zurückspringen und, was unvermeidlich damit verknüpft gewesen wäre, ein Angriff auf die Jäger, und zwar ein Angriff auf Tod und Leben, nicht mehr möglich. Die Thiere glitten auf den schlüpfrigen Häuten aus und fielen in die Grube, wo man sie so lange hungern ließ, bis sie sich fesseln und abführen ließen.

Ueber die Auerochsenjagd hat Julius Cäsar in seinem

Buch über den gallischen Krieg (58 bis 51 v. Chr.) eine ausführliche Schilderung gegeben. Darnach waren die Thiere wenig kleiner als die Elephanten, an Farbe und Gestalt dem Stier ähnlich, von überaus großer Kraft, Geschwindigkeit und Wildheit. Man fing sie in Fallgruben und tödtete sie, denn zähmbar waren sie nicht, selbst wenn man sie ganz jung bekam. Für die gallischen und germanischen Jünglinge war eine solche Jagd eine ehrenvolle Uebung, und die glücklichsten Jäger durften das Fell mit den Hörnern als kriegerisch wilden Schmuck tragen. Besonders waren die Hörner gesucht. Schon damals wurden sie am Rande mit Silber eingefaßt und dienten, wie noch heute dem Bruder Studio, als Trinkgefäße bei den Gelagen. Wie groß die Hörner waren, zeigt ein Exemplar, das man in den Pfahlbauten gefunden hat und das eine Länge von $^2/_3$ Metern und an der Oeffnung einen Umfang von $^1/_3$ Meter hat. Später fanden sie auch Verwendung im römischen Heere, wo sie als Signalhörner gebraucht wurden. Keller vermuthet wohl mit Recht, daß man diesen Brauch von den nordischen Hilfstruppen gelernt habe. Möglich ist aber auch, daß die römischen Soldaten sie aus den germanischen Kriegszügen selbst mitbrachten, wo sie oft genug vor ihrem schauerlichen Klange gezittert haben mögen.

Verwandt mit dem Ur ist ferner der Yak, aus dessen seidenweichem Schwanze die Türken Roßschweife für ihre Paschas, die Indier aber, wie Aelian erzählt, Fliegenwedel, die Indierinnen endlich Kopfputz herstellten. Sie fügten die langen, kohlschwarzen Fäden ihren eigenen Haaren ein, und Aelian fand, daß sie diese Toilette allerliebst kleidete. Da die Indier Vegetarianer waren, so lag ihnen nichts am Fleische der Thiere, sondern blos an Schweif und Fell, und darum jagten sie sie zu Pferde, mit Hunden und vergifteten Pfeilen.

Ein höchst beliebtes Jagdthier im Alterthum war auch der Damhirsch, wofür zahlreiche Abbildungen, besonders auf Münzen, Zeugniß ablegen. In Egypten findet sich eine ähnliche Hirschart, der Berberhirsch. Man jagte ihn zu Pferde mit einem Lasso. Zu Pferde, mit Pfeilen und Wurfspießen und mit Hunden, jagte man im Alterthum auch den Edelhirsch. Solche Hetzjagden im freien Felde, im Gegensatz zu der Birsch mit dem Spürhund und der Armbrust, hatten die Römer von den Galliern gelernt. Die Griechen fingen ihn in Fallen. An einer Stelle im Walde, wo der Hirsch durchzubrechen pflegte, grub man eine kleine flache Vertiefung, in der man kleine hölzerne oder eiserne Stacheln anbrachte. Ueber dieselben legte man dann eine Schlinge. An derselben war ein Holzklotz befestigt. Dies Alles wurde mit Laubwerk überdeckt. Trat nun der Hirsch auf die Stacheln, so zog er vor Schmerz den Fuß hastig zurück und riß die Schlinge mit empor, die sich sogleich zuzog. Der Klotz schlug dann so lange gegen die Füße, bis das Thier vor Schmerz nicht mehr im Stande war, weiter zu fliehen und von Jäger und Hund eingeholt wurde.

Bei dieser Art Jagd schon leistete ein guter Jagdhund die wesentlichsten Dienste. Einen so hübsch klingenden Namen, wie unsere Jagdhunde ihn führen, wie Diana, Juno, Hektor oder gar Tell, bekam natürlich der antike Hund nicht, das hätte selbstverständlich die Ehrfurcht vor den Göttern und Helden nicht zugelassen, er wurde „Der Schnelle" oder „Schild" oder „Speer" u. s. w. genannt. Sobald natürlich für solche Hunde Liebhaberpreise bezahlt wurden, hörte auch der Nutzen auf, die Hauptsache bei der Jagd zu sein, und das Vergnügen trat an seine Stelle. So hat sich der Athener Alkibiades, der leichtsinnige Lieblingsschüler des Sokrates (Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr.) seinen Hund, für den er 5500 Mark zahlte, wohl schwerlich des Nutzens wegen angeschafft.

In Italien fing man später den Hirsch ebenso, wie der Bär nach unserer obigen Schilderung gefangen wurde. Und zwar war diese Fangart für ihn besonders geeignet, da er sehr scheu ist und sich vor Blendzeug leichter fürchten dürfte, als Meister Petz.

Auch die Musik wurde als Lockmittel verwendet. Namentlich sollte der Hirsch eine große Vorliebe für Flötentöne haben, und wirklich wird dies auch noch für unsern Hirsch durch Brehm bestätigt. Nach diesem Forscher sollen Waldhorn- und Schalmeientöne einen besonderen Eindruck auf alles Rothwild machen und es zum Mindesten veranlassen, still zu stehen, oft aber auch näher zu kommen.

Auch Steinbock, Gemse, Wildziege und Paseng, letztere eine Mittelgattung zwischen Ziege und Steinbock, waren im Alterthum beliebtes Wild. Sie wurden meist mit Hunden aufgespürt und mit Pfeilen erlegt. Aristoteles, der Lehrer Alexander's des Großen, weiß bezüglich der Wildziegen einen merkwürdigen Aberglauben der kretensischen Jäger zu erzählen, der sich bis auf den heutigen Tag auf der Insel erhalten hat. Man glaubt nämlich, daß die Thiere, wenn sie verwundet sind, ein Kraut fressen, welches bewirkt, daß die Pfeile sofort aus der Wunde fallen. Im Alterthum hieß das Kraut Diktamnos, heute heißt es Wildziegenkraut.

Der Steinbock wird schon von Homer in der Ilias erwähnt, der berühmte trojanische Schütze Pandaros besaß einen Bogen aus Steinbockhörnern, von denen jedes sechzehn Handbreit maß. Von diesen Hörnern erzählte man sich auch, daß der Bock sich auf dieselben fallen lasse und sie so zum Springen benutze. Die Juden sollen sie zu den Jobalshörnern benutzt haben, mit denen das Jubeljahr angeblasen wurde. In Ostafrika wurden die Hörner von Wildziegen von einer fischessenden Völkerschaft als Spitzen zu Harpunen benutzt, mit denen die Fische ge-

spießt wurden, wie der Sicilianer Diodor, ein Zeitgenosse des Kaisers Augustus, berichtet.

Schon zu dieses Kaisers Zeiten blühte die edle Sonntagsjägerei, wie denn Horaz, der Lieblingsdichter des Augustus, von dem Waidmann Gargilius erzählt, er sei oft genug Morgens stolz zur Jagd gezogen und Abends mit einer gekauften Wildsau heimgekehrt.

Allmählig entwickelte sich nun aus der Jagd mit Beginn unserer Zeitrechnung und schon geraume Zeit früher das barbarische Vergnügen der Thierhetzen im Cirkus. Unglaubliche Mengen von Löwen, Tigern, Panthern, Bären, Auerochsen, Straußen, Nilpferden, ja Krokodilen werden uns angegeben, die zum Ergötzen des vornehmen und niedrigen Pöbels von Rom im Cirkus getödtet wurden. Selbst edle und hochgebildete Kaiser, wie Titus und Trajan, glaubten dem Volke dies Schauspiel schuldig zu sein, und Tausende von Thieren wurden diesem grausamen Hange geopfert; Kaligula ließ seine Bestien sogar mit Verbrechern füttern, als einst die Fleischpreise stiegen.

Diese Thiere ließ man natürlich aus dem Auslande kommen, denn in der Heimath war das Raub- und Hochwild von der steigenden Kultur nach und nach verdrängt worden. Auch hätte Italien, selbst wenn es weniger bevölkert gewesen wäre, den ungeheuren Bedarf schwerlich allein bestreiten können. So soll der Kaiser Aurelianus (270 bis 275 n. Chr.) 20 Elephanten und 200 zahme Löwen und Panther, die er bei einem Triumphzuge gebraucht hatte, an Privatleute verschenkt haben, damit er sie nicht zu füttern brauchte. Und unter dem Kaiser Probus (276 bis 282) fand einst eine Cirkusvorstellung statt, bei der 1000 Hirsche, 1000 Eber, 1000 Damhirsche u. s. w. zugleich gehetzt wurden. Bei so ungeheurem Verbrauch fanden von Germanien bis zur Sahara zahllose Jäger ihr Brod in der Jagd von Thieren aller Art, die

in Rom der Schauluſt der Menge geopfert wurden. Auch heute werden Thiere in allen Erd- und Meerestheilen gefangen, aber das iſt eben der Unterſchied des Kulturzuſtandes von damals und jetzt, daß ſie nicht in Maſſen gemordet werden, ſondern in zoologiſchen Gärten dem Belehrungsdrang und ernſter wiſſenſchaftlicher Forſchung dienen. —

Harmloſere Waidmänner begnügten ſich aber auch im Alterthum ſchon mit der niederen Jagd auf Haſen und Geflügel, und es iſt intereſſant zu ſehen, wie erfinderiſch man war, dieſem Wild auch ohne das bequeme Feuergewehr unſerer Tage beizukommen.

Zur Haſenjagd war natürlich ein guter Jagdwindhund oder ein Vorſtehhund Haupterforderniß. Der Haſe ſelbſt wurde im letzteren Falle oft mit dem Haſenknittel erlegt, einer Keule, mit der man nach dem Thiere warf. Später richtete man auch Falken zur Haſenjagd ab.

Die Kaninchen lernten die Römer erſt in Spanien kennen, ſie wurden wie heute mit dreſſirten Frettchen gejagt.

Das kleinere Geflügel jagte man mit Hilfe von abgerichteten Falken und Habichten. Man trieb die Vögel aus dem Gebüſch auf, indem man mit Stöcken gegen das Rohr und Buſchwerk ſchlug. Dann ſtießen die Habichte von oben herab auf das Wild und fingen und tödteten es.

Wir haben oben geſehen, wie die griechiſchen Hunde von den Jagdwaffen (Schild, Speer u. ſ. w.) ihre Namen erhielten. Das Umgekehrte war der Fall, als in Europa die Falkenjagd von der Jagd mit Feuergewehren verdrängt wurde. Da erhielten die Schußwaffen ihre Namen von den Jagdfalken. Falconetto (Falke) wurde der Name für eine Kanone, moschetto (Sperber) nannte man das Schießgewehr, die Muskete, terzeruolo (das Männchen vom Habicht) gab ſeinen Namen dem Terzerol, der Piſtole.

Zum Schluß mag noch eine sinnreiche Art erwähnt werden, wie man im Alterthum der wilden Gänse, die ein sehr beliebtes Wild waren, habhaft wurde. Ihre Jagd gehörte zu den hauptsächlichsten Wintervergnügungen. Der Vogelsteller verfertigte sich eine Lockgans aus Holz, dann spannte er sein Schlagnetz am Ufer eines Flusses oder See's auf und ließ seine Gans an einem Bindfaden hinausschwimmen. Die wilden Gänse kamen nun heran, umringten die künstliche Gans neugierig und hackten mit den Schnäbeln auf sie ein, weil sie sie für einen fremden Eindringling in ihre Gerechtsame hielten. Langsam zog sich nun die Feindin vor der Ueberzahl der Verfolgerinnen zurück, die immer wilder auf sie eindrangen, bis sie endlich unter dem Garn angelangt waren, das nun herunterklappte und sie dem Jäger in die Hände lieferte.

Was wir überall bei Betrachtung der Geschichte des klassischen Alterthums wahrnehmen können, das tritt uns auch hier entgegen: auf vielen Gebieten leisten die Alten fast dasselbe wie wir, trotz der unvollkommensten Hilfsmittel. In den schwierigsten Fällen erweist sich ihr Erfindergeist als siegreich.

Unter den alten Griechen, Römern und Germanen hat die Jagd mit ihren einfacheren Waffen sicher nicht weniger Vergnügen gemacht, und ihre Erzählungen sind sicherlich nicht weniger abenteuerlich gewesen, als es heutzutage bei unseren Jägern der Fall ist.

In der Grasbarre.

Strombilder vom oberen Nil.

Von

C. Falkenhorst.

(Nachdruck verboten.)

Unsere regulirten Ströme fließen ruhig dahin und tragen geduldig die befrachteten Kähne, tragen geduldig die Ketten, welche der Mensch ihnen auferlegt hat, um den Schleppdampfern die mühsame Fahrt zu Berg zu erleichtern. Nur wenn der Schnee im Gebirge plötzlich schmilzt oder Wolkenbrüche niedergehen, schäumen sie auf, sprengen die Dämme und zeigen vorübergehend die rauhe Wildheit, welche den Naturströmen eigen ist. Was sie dann leisten können, wie sie die Ufer verwüsten und die Gestalt des benachbarten Landes verändern, das ist uns Allen bekannt.

Ebenso bekannt sind die Schilderungen der rauschenden und oft donnernden Stromschnellen an Stellen, wo gewaltige Flüsse Felsenschranken durchbrechen. Weniger ist aber bis jetzt in populären Werken über die Bedeutung der Vegetation in großen Flüssen geschrieben worden. Man hat sich begnügt, von treibenden Stämmen, von schwimmenden Inseln, die zum Meere eilen, zu berichten. Und doch kann die Vegetation eines Stromes unter gegebenen Verhältnissen geradezu großartige Wirkungen hervorrufen, dem Flusse gebieten, daß er sich ein anderes Bett wähle, dem Menschen jedes Vordringen unmöglich machen, und dem Kühnen, der mit dieser seltsamen feindlichen Macht den Kampf aufnimmt, Verderben bringen.

Unsere Leser kennen gewiß viele herrliche Stromläufe und haben von vielen kühnen Fahrten über reißende Katarakte gelesen — Fahrten durch Graswildnisse aber, wie wir sie zu schildern beabsichtigen, dürften nur den Wenigsten bekannt sein, und doch bilden sie wichtige Kapitel in dem Leben jener Pioniere und Entdeckungsreisenden, welche, wie Emin Pascha und Stanley, sich Afrika zum Gebiete ihrer Thätigkeit ausersehen haben. Um sie kennen zu lernen, müssen wir den gewaltigen Nil aufsuchen, der seit jeher die Neugier und den Scharfsinn der Forscher herausforderte.

Aus zwei mächtigen Flüssen, die sich bei Khartum vereinen, setzt sich der Nil Egyptens zusammen. Von Südosten kommt der Blaue Nil von dem Alpenlande Abessiniens, ein Hochgebirgsstrom im vollen Sinne des Wortes; er mündet in den Weißen Nil, der in den fernen Nilseen seine Quellen hat und selbst wie ein weiter See majestätisch durch die Ebene strömt. Dieser Hauptstrom des Nils bildete seit fünfzig Jahren das Ziel zahlreicher Forscher, und an seinen Ufern suchten nacheinander Baker, Gordon und Emin Pascha für die Kultur im Herzen Afrika's zu wirken. Der Weiße Nil war für sie die anscheinend bequemste und sicherste Verbindungsstraße mit Khartum, der Hauptstadt des Sudans, und schon Baker brachte im Jahre 1870 Dampfer bis in die Nähe der Seen hinauf, wo die Schifffahrt auf eine kurze Strecke wiederum durch Katarakte unterbrochen wird. Bald aber kam die überraschende Kunde nach Europa, daß die Schifffahrt durch — aufgehäuftes Gras erschwert sei, dann hieß es, der Nil sei gänzlich verstopft. Diese Nachrichten wiederholten sich während der Regierungszeit Gordon's; 1881 erfuhr man, daß der muthigste Bekämpfer der Sklavenhändler, Romolo Gassi, durch diese Verstopfungen des Nils monatelang festgehalten, den größten Theil seiner

Mannschaft verloren und in den Leiden und Entbehrungen sich den Keim zu einem frühzeitigen Tode geholt habe; später klagte Emin Pascha über dieselben Hindernisse, welche ihm die Verbindung mit Khartum erschwerten. Diese Andeutungen zeigen schon, wie wichtig diese seltsame Naturerscheinung in der Entwickelungsgeschichte des Sudans war. Sie hatte schon vor Jahrtausenden den Forschern, die zur Entdeckung der Nilquellen ausgezogen waren, Einhalt geboten. Kaiser Nero hatte zwei römische Hauptleute zu diesem Zwecke den Nil hinauf gesandt. Sie gelangten laut ihrem Berichte bis zu einer Stelle, wo sich der Fluß in zahllose Rinnsale theilte und in Sümpfen verlor.

Die ersten Expeditionen, welche seit dem Jahre 1840 zur Erforschung des oberen Nils ausgesandt wurden, fanden keine Verstopfungen im Flusse; die Mitglieder derselben sahen nur, daß die vielen Seitenarme des Stromes dicht mit Vegetation bedeckt waren, und daß Grasinseln stromabwärts trieben; erst die Expedition, welche Alexine Tinné ausgerüstet hatte, brachte 1863 die erste Kunde von einer Grasbarre, die sich wenige Meilen oberhalb der Mündung des Bahr-el-Ghasal, eines Nebenflusses des Nil, gebildet hatte.

Nachdem der Weiße Nil die innerafrikanische Hochebene verlassen, durchströmt er die ebene Steppe. Seine Ufer sind niedrig, sein Ueberschwemmungsgebiet während der Regenzeit ist ungemein groß; neben dem Hauptarme des Flusses finden sich zahlreiche Nebenarme und große Wasseransammlungen, die wie eine Reihe von Seen erscheinen.

Das ist ein Gebiet, in welchem die Hochgräser auf das Ueppigste gedeihen. Meilenweit ist die Umgebung des Flusses mit tropischen Grasarten bedeckt, deren Wurzelstöcke, im Wasser schwimmend, mit seiner Oberfläche sich

heben und senken, fortwährend frisch grünend und treibend die Wasserfläche mit einem wogenden Halmenwald, wie mit einem darauf schwimmenden Teppich, bedecken. Zu ihnen gesellt sich der im Morast festwurzelnde Papyrus, der die Ufer umsäumt. Als dritte Pflanze im Bunde erscheint das mehrere Meter hohe Ambatschholz, dessen Stämmchen mehrere Zoll dick werden und so leicht sind, daß ein einzelner Mensch ein Floß aus ihnen, welches zwei bis drei Mann trägt, bequem auf dem Rücken fortzuschaffen vermag. Neben diesen Hauptvertretern der Vegetation dieser Gegend treten zahllose Wasserpflanzen: Wasserlilien, Wasserrosen u. a. m. auf.

Schwillt nun der Fluß während der Regenzeit an, so werden Theile der Ufervegetation losgerissen und als Grasinseln fortgetrieben, bis sie sich an Krümmungen des Flußbettes stauen. Ist die Anschwellung des Flusses eine bedeutende, so ist auch die Masse der Grasinseln eine große. Sie häufen sich an einer Stelle auf und bedecken den ganzen Fluß derart, daß zunächst das Wasser nur über der grünen Schicht abfließen kann. Diese Ablagerungen nennen die Araber „Sett", die Forscher bezeichnen sie mit dem Namen „Grasbarre".

Den Hauptbestandtheil derselben bilden die Hochgräser, aber auch losgerissene Papyrusstauden und Ambatschstämme finden sich darunter. Die angehäuften Pflanzenmassen sterben keineswegs ab, sie grünen und wachsen weiter fort. Die Hochgräser besitzen mehrere Meter lange und zwei und mehr Centimeter starke Wurzeln, die sich wie Taue ineinander verschlingen und ein riesiges zusammengepreßtes Netzwerk bilden. Die schwächeren bindfadenartigen Wurzelfasern verknüpfen das Ganze noch inniger miteinander, so daß dieses Wurzelwerk einem groben Filzwerk ähnelt. Aus diesen Wurzeln sprießen unzählige Massen schwanker mit dünnen bandförmigen Blättern

besetzter Schäfte, und so entsteht hier ein 2 bis 8 Meter hoher Graswald, der niedergebrannt sich in ungemein kurzer Zeit erneuert, in acht Tagen wieder in einer Höhe von 1 Meter und mehr dasteht. Noch höher erheben sich die Stauden des Papyrus und die schlanken Schäfte des Ambatschholzes.

Unter der Wasseroberfläche sammeln sich indessen Schlamm, Thierleichen, abgestorbene Pflanzentheile und bilden hier allmählig einen Damm, der mitunter das ganze Strombett bis zu 7 Meter Tiefe und mehr ausfüllt. Nur selten gelingt es dem Strome, einen solchen Damm zu durchbrechen, wenn aber, so wird die ganze Pflanzenmasse gegen die nächste Barre, die sich weiter unten gebildet hat, getrieben, und diese wird dann in hohem Maße verstärkt.

„Die Dichte, Festigkeit und Elastizität derselben," schreibt C. Marno, der beste Kenner dieser seltsamen Bildungen, „ist derart, daß der Dampfer bis an die Räder eindringt, dann wie von elastischen Polstern zurückgedrängt wird. Menschen können darauf lagern, und Vieh kann darauf gehalten werden — Dinge, die kaum glaublich für Denjenigen sind, der diese Barrenbildungen in so vorgerücktem Stadium nicht gesehen hat. Die Verlegung der Flüsse durch die Wasserpest dürfte gegen diese Barren kaum in Vergleich kommen."

Wenn die Grasbarren diese Stärke erlangt haben, dann hat der Fluß nicht mehr die Gewalt, sie zu durchbrechen. Vor diesem Damm stauen sich seine Wasser; der Strom wird gezwungen, über das seichte Ufer zu treten, er bildet in der Steppe Seen und Teiche und wühlt sich ein neues Bett, das weiter unterhalb wieder das ursprüngliche Bett erreicht.

So ist hier die Vegetation die Ursache fortwährender Aenderungen des Stromlaufes, und wie rasch sich die-

selben vollziehen, möge daraus erhellen, daß Kanäle, auf denen Baker mit Dampfern und Barken vorwärts kommen konnte, nach kaum zehn Jahren ein völlig trockenes Land bildeten.

Schon wenn nur die Grasinseln sich aufzuhäufen beginnen, ist die Schifffahrt auf dem Nil äußerst beschwerlich. Während unter normalen Verhältnissen die Reise von Faschoda nach Lado, der ehemaligen Hauptstadt der Aequatorialprovinz, 12 bis 13 Tage dauert, brauchte W. Felkin im Jahre 1879 dazu 56 Tage, und der Dampfer blieb 40 Tage in der Sumpfluft der Grasinseln eingeschlossen. Felkin selbst schildert diesen Aufenhalt folgendermaßen:

„Man stelle sich eine etwa 400 Ellen breite und 300 Ellen lange Wasserfläche vor, auf allen Seiten von Gras und Schilf umgeben, das sich bis zu 20 und 30 Fuß über das Wasser erhebt, so daß man nur Wasser, Gras und Himmel sieht. Das Wasser war trübe und schmutzig, und was mir als Trinkwasser gereicht wurde, ein Gemisch von Schlamm und Wasser; wenn man etwas Alaun hineinschüttete, so schlug sich im Glase ein Bodensatz von Schlamm, wohl einen Viertelzoll hoch, nieder. Der faulige Geruch des Tropenwaldes und der vermodernden Pflanzen lag schwer in der Luft, von Zeit zu Zeit trieb ein todter Fisch oder die halb verweste Leiche eines Eingeborenen langsam vorüber; die Moskitos plagten uns bei Tag und Nacht. Der Dampfer war so besetzt, daß man auf dem Deck nicht umhergehen konnte. Durch den Mangel an Bewegung fing unsere Gesundheit zu leiden an, zudem war der Vorrath an frischem Fleisch bald zu Ende; wir nährten uns hauptsächlich von Dhurrakuchen, mußten aber äußerst sparsam sein und die Schiffsleute bald auf halbe Ration setzen. Fast jeden Tag zogen schwere Gewitter auf, und der Regen drang in die Kabinen ein, da die Planken

durch die Hitze zusammengetrocknet waren. Um Sonnenuntergang stieg ein dichter Nebel aus dem Strome auf und hing wie ein Leichentuch über dem Dampfer. Selbst die Nacht linderte unser Elend nicht; denn wegen der häufigen Stürme mußten wir unter Deck schlafen, und die dumpfe heiße Luft unten in den Kabinen wirkte wie ein Dampfbad. An eigentlichen Schlaf war aber nicht zu denken; die Nacht ging uns in einer halben Bewußtlosigkeit voll schwerer Träume und Beklemmungen hin, so daß wir am Morgen unerquickt aufstanden und immer weniger im Stande waren, die Befreiung aus unserem Gefängniß mit stoischer Ruhe zu erwarten.

In dem Kampfe mit der Graswildniß erlahmten endlich die Kräfte der Mannschaft, der Holzvorrath war ausgegangen und es wurden einige Leute in einem kleinen Boot nach der unten am Flusse gelegenen Station Schambil abgesandt, damit von dort Hilfe komme. Träge schlichen die Tage dahin, den Eingeschlossenen schaute die Hungersnoth in's Antlitz, bis endlich Hilfe erschien und die Gefangenen befreit wurden."

Das Vorwärtsbringen der Boote durch diese Verstopfungen ist ungemein schwierig. Die Leute müssen in dem festen Grase einen Fahrkanal treten und dann das Schiff an Seilen vorwärts ziehen. Feste Grasbarren, die wahre Dämme bilden, müssen aber regelrecht durchbohrt werden.

Der Afrikareisende E. Marno, ein Wiener, hat im Auftrage der egyptischen Regierung wiederholt diese schwierigen Arbeiten geleitet. Man beginnt dabei an der Grasbarre, die am untersten Laufe des Flusses liegt. Im November 1879 arbeitete Marno an einer Barre, die 250 Meter lang war und sich erwiesenermaßen in der kurzen Zeit von 70 Tagen gebildet hatte. Die Grasmassen waren hier in einer Mächtigkeit von 4 bis 5 Meter

übereinander gehäuft, viel Schlamm und Erdreich war zwischen denselben angeschwemmt, und die armsdicken, knorrigen Wurzelstöcke zahlreicher Papyrusstauden erschwerten die Arbeit ungemein, während die 4 bis 5 Meter langen Graswurzeln mit ihren in Büscheln sitzenden Fasern ein dicht zusammengepreßtes und verfilztes Netzwerk, gleichsam eine riesige Masse von verwirrten und verknüpften Tauen bildeten. So mußte die Barre ihrer ganzen Ausdehnung nach durch Graben von tiefen Kanälen in kleine Felder zertheilt werden, die dann erst von dem Dampfer losgerissen wurden. Hundert Mann hatten aber 14 Tage lang zu arbeiten, bis das Hinderniß beseitigt war. Ein Theil des Grases wurde an's Ufer gezogen, den anderen trieb die Strömung flußabwärts.

Wir haben schon oben angedeutet, daß Hochwasser die Bildung von Grasbarren begünstigt. Ein solches trat aber in dem Nilgebiet im Jahre 1878 ein, da eine ungewöhnlich heftige Regenperiode geherrscht hatte. Am unteren Nil trat eine Hochfluth ein, welche in Egypten gewaltige Verheerungen anrichtete, am Weißen Nil begann in dieser Zeit eine Periode der Grasbarren, welche noch im Jahre 1881 Opfer an Menschenleben gefordert hat.

Aehnlich wie der Weiße Nil verhält sich auch sein Nebenfluß, der Bahr-el-Ghasal; nur ist in diesem die Strömung äußerst gering, und die Verstopfungen sind zahlreicher, aber weniger fest. Am 25. September 1880 verließ Gassi Pascha, ein Italiener, der durch seinen erfolgreichen Krieg gegen Soliman, den Sohn Sibers, des „Königs der Sklavenhändler" im Sudan, berühmt geworden war, den Landungsplatz Maschera el Mek, um sich auf einem Dampfer nach Khartum zu begeben. Er führte 500 Soldaten und viele befreite Sklaven mit sich. Obwohl er wußte, daß der Fluß versperrt oder doch nur mit großer Mühe und Gefahr zu befahren sei, hatte Gassi

unbegreiflicherweise nur für höchstens 15 Tage Mundvorrath mitgenommen. Die Mannschaft gerieth infolge dessen, als der Dampfer im Bahr-el-Ghasal stecken blieb, in höchste Noth und wurde zum größten Theil aufgerieben, bis der Rest von E. Marno am 4. Januar 1881 befreit wurde.

Die Leiden der Leute waren fürchterlich und erinnerten an die Schreckensscenen der Nordpolexpeditionen. Von den Soldaten erlagen 400, die befreiten Sklaven kamen alle um, die Zahl derselben konnte Gassi selbst nicht angeben.

„Meine letzte Nahrung," erzählte er bald darauf dem berühmten Afrikareisenden Gerhard Rohlfs, „bestand aus Schuhen und Gewehrriemen. Von den hingestorbenen Leuten aß ich jedoch nicht. Die Soldaten boten mir eines Tages einen menschlichen Schenkel an und, vom nagenden Hunger getrieben, hätte ich beinahe davon gegessen, aber Gedärme hingen am Schenkel, das machte mich schaudern, und so widerstand ich." Gassi starb an Erschöpfung am 30. April 1881 im französischen Hospital zu Suez.

Anfang der achtziger Jahre erwog man, wie dieser Theil des Stromes regulirt werden könnte, aber um jene Zeit brach der Aufstand der Mahdisten aus. Khartum fiel in die Hände des Mahdi, die Aequatorialprovinz wurde aufgegeben, und so blieb der Strom sich selbst überlassen und wird sich von Zeit zu Zeit von Neuem verstopfen, sich neue Betten in dem Steppenlande wühlen — bis auf Weiteres der alte Strom bleiben, wie ihn vor Jahrtausenden die alten Forscher erblickt haben.

Leihämter und Pfandhäuser.

Schattenbilder aus dem modernen Leben.

Von

Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

Nicht mit Unrecht hat man das Pfand- und Leihhaus „die Bank der Armen" genannt, denn diese Einrichtungen haben in der That für die besitzlosen Klassen eine Bedeutung, welche zum Theil selbst von praktischen Sozialisten unterschätzt wird. So lange sie bestehen, hat es Streit darüber gegeben, ob sie mehr nützen als schaden; heute ist man sich wohl überall klar darüber, daß sie eine dringende Nothwendigkeit sind, und daß man die Uebelstände, die damit verbunden sind, in den Kauf nehmen muß, weil überall in der Welt, wo es Licht gibt, auch Schatten vorhanden zu sein pflegt.

Gerade der arme Mann kommt häufig durch Krankheit oder anderes Unglück in Noth oder wenigstens Geldverlegenheit, aus der er sich nicht zu helfen weiß, da er keinen Kredit hat. Er wäre also in den meisten Fällen gezwungen, seine paar Habseligkeiten für einen geringen Preis zu verkaufen, um sich zu helfen. Es würde dies selbstverständlich in den meisten Fällen seinen wirthschaftlichen Ruin begründen; die Sachen, die er verkauft, müßte er sehr billig weggeben, die Sachen, die er später wieder kaufen muß, hätte er theuer zu bezahlen, und es würden dadurch Verluste für ihn entstehen, die ihm eine Ueber-

windung der anfangs nur geringen Geldverlegenheit zur Unmöglichkeit und ihn selbst zum gänzlich Besitzlosen machten.

Es war daher eine Maßregel von größter Tragweite, als man (im 15. Jahrhundert) daran ging, Leihämter und Pfandanstalten zu errichten und dabei das System der damals zuerst auftauchenden Aktienunternehmen zu verwenden. Das 13. Jahrhundert noch hatte eine Gesetzgebung, welche verbot, Zinsen zu nehmen. Im Volke selbst herrschte große Abneigung gegen alles Zinszahlen, trotzdem blühte aber gerade damals der Wucher fürchterlicher als je. Deshalb thaten sich Kapitalisten zusammen, gründeten sogenannte „Montes“ (vom lateinischen mons. Berg) und gaben Antheile aus, welche „Loca montium“ hießen und unseren heutigen Aktien ähnlich waren. Der Gewinn, welcher auf dieses Geld durch Betheiligung bei den Handelsgeschäften fiel, wurde nach der Höhe der Antheile an die Mitglieder vertheilt.

Mit päpstlicher Genehmigung wurde als wohlthätige Stiftung im Jahre 1463 zu Orvieto das erste Pfandhaus, der sogenannte „Mons pietatis“, d. h. Berg der Barmherzigkeit, begründet. Derselbe bestand in einer Gesellschaft, welche Geld hergab, um Nothleidenden ihren Besitz zu beleihen; es sollte dadurch diesen geholfen und gleichzeitig dem schamlosen Wucher entgegengearbeitet werden. Die Gesellschaft verzichtete auf jeden Gewinn, und es wurden nur die Verwaltungskosten berechnet.

Schon im Jahre 1467 that sich die zweite Anstalt dieser Art in Perugia auf, und im Jahre 1498 wurde das erste Leihamt in Deutschland in Nürnberg errichtet. In Deutschland faßten diese Anstalten indeß noch nicht gleich Fuß, dagegen verbreiteten sie sich schnell in Frankreich, wo noch heute das auf einer frommen Stiftung beruhende große Pariser Leihhaus den Namen „Mont de piété“ führt.

Im Jahre 1515 ermächtigte Papst Leo X. die Leihämter und Pfandanstalten, Vergütigungen für ihre Darlehen, also Zinsen zu nehmen, und damit war das Institut der Leihämter aus der Sphäre der Mildthätigkeit in die des Geschäftes gerückt.

Als nach dem dreißigjährigen Kriege fürchterliche Armuth über ganz Deutschland gekommen war, erwiesen sich diese Anstalten als eine dringende Nothwendigkeit, und Städte und Gemeinden beeiferten sich am Ende des 17. Jahrhunderts, Leihämter und Pfandanstalten zu errichten, um wiederum dem schamlosen Wucher entgegenzuarbeiten und der verarmten Bevölkerung in den Augenblicken der Verlegenheit mit Darlehen auszuhelfen. Alle diese aus Kommunal- oder staatlichen Mitteln errichteten Anstalten nahmen zwar keine Zinsen und berechneten nur die Verwaltungskosten, dieselben waren indeß meistentheils so hoch, zumal auch Verluste durch Mindereinnahmen in Betracht gezogen werden mußten, daß sich in Wirklichkeit die Verzinsung der Darlehne für die Pfandgeber nicht billig stellte. In den meisten Fällen ließ man daher diese Staats- und Gemeindepfandhäuser eingehen, und die private Geschäftsthätigkeit bemächtigte sich dieses Zweiges des Kreditwesens. Daneben haben sich, besonders in allen Haupt- und Großstädten, auch noch staatliche Leih- und Versatzämter erhalten, welche billigere Zinsen berechnen, als die Privatunternehmer dies vermögen, und zum Theil mit Verlust arbeiten, welcher aus öffentlichen Mitteln gedeckt werden muß. Man sieht heute eben die Nothwendigkeit dieser Einrichtungen ein, und die Gesetzgebung hat sich wiederholt mit ihnen beschäftigt.

Auch über den Ocean haben die Leihämter ihren Weg gefunden, und selbst im fernsten amerikanischen Westen findet man das Zeichen des Pfandleihers, bestehend aus drei goldenen Kugeln, über der Hausthür.

Das vorige Jahrhundert und auch noch der Anfang des jetzigen brachte in der großen Friedenszeit nach 1815 lebhafte Kämpfe über den Nutzen und Schaden der Leihämter und Pfandanstalten, und gewichtige Gegner erhoben ihre Stimme, welche verlangten, daß diese Einrichtungen vollständig aufgehoben werden sollten, denn der Leichtsinn, die Genußsucht, die Unsittlichkeit und der wirthschaftliche Verfall würden dadurch gefördert, daß es Jedermann so leicht gemacht sei, auf seine Sachen Geld aufzunehmen. Diesen Gegnern, welche ja durchaus nicht Unrecht hatten, konnte nur entgegengehalten werden, daß der Nutzen, den die Leihämter dadurch brächten, daß sie den in Verlegenheit Befindlichen beispringen, größer sei als der Schaden, den sie anrichteten, und, wie gesagt, heute hat man sich längst zu der Ueberzeugung bekannt, daß die Pfandanstalten und Leihämter etwas unumgänglich Nothwendiges sind.

Die Gesetzgebung war indeß bald gezwungen, sich dieser Anstalten anzunehmen, denn die privaten Pfandleiher stellten sich meist als eine große Gefahr heraus.

Von Anfang an hatte man aus humanen Rücksichten bei der Errichtung der Leihämter den Grundsatz aufgestellt, daß Niemand, der ein Darlehen auf Pfand verlangte, nach seinem Namen gefragt werden solle. In England mußte man zuerst die Legitimation des Pfandgebers durch einwandfreie Zeugen einführen, weil die staatlichen Leihämter unbewußterweise zu Hehlern geworden waren. Für jeden Dieb, Einbrecher oder Mörder, der sich eines werthvollen Gegenstandes bemächtigt hatte, war der bequemste Weg, denselben zu verwerthen, indem er ihn nach dem Leihamt trug, wo man ihm wenigstens drei Viertel des amtlichen Schätzwerthes sofort auszahlte. Man verlangte also seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in allen staatlichen Leihämtern eine Legitimation des Pfandgebers

und eventuell den Nachweis darüber, daß die Sachen, die er verpfändete, auch wirklich ihm gehörten und nicht unrechtmäßig erworben seien.

Vor Allem aber sah man sich gezwungen, auf die Privatpfandleiher ein aufmerksames Auge zu haben, um nicht die Hehler und Wucherer zu begünstigen, welche ihr gefährliches Treiben hinter diesem Geschäft verbargen, und die deutsche Gewerbeordnung, welche nach Errichtung des deutschen Reiches erlassen wurde, untersagte ursprünglich diesen Gewerbebetrieb allen Denjenigen, welche wegen Diebstahls, Wuchers, Betrugs u. s. w. bestraft waren. Eine Gesetznovelle vom 23. Juli 1879 änderte aber den Paragraphen 34 der Gewerbeordnung dahin ab, daß der Pfandleiher und Rückkaufhändler zu seinem Gewerbebetriebe der behördlichen Erlaubniß bedarf; „diese ist zu versagen, wenn Thatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Nachsuchenden in Bezug auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb darthun; außerdem kann durch Ortsstatut die Erlaubniß von dem Nachweise des vorhandenen Bedürfnisses abhängig gemacht werden."

Auch in Bezug auf die Höhe der Zinsen hat sich die Gesetzgebung der verschiedenen deutschen Staaten mit den Leihämtern lebhaft beschäftigt, und das jüngste preußische Gesetz gestattet bei Darlehen bis 30 Mark für die Mark und den Monat nicht mehr als 2 Pfennig Zinsen zu nehmen, während in Bayern für diese Art Darlehen nur 1 Pfennig und in Baden nur 1½ Pfennig für den Monat und die Mark genommen werden dürfen. Ueber den Betrag von 30 Mark hinaus darf in Preußen, Bayern und Baden das Zinsmaximum nicht mehr als 1 Pfennig für die Mark und den Monat betragen.

Den Polizeibehörden aber wurde gestattet, eine außerordentliche Aufsicht über alle Pfandleihen, Privatleihämter und Rückkaufgeschäfte zu führen, und strenge Vor-

schriften sind überall in Deutschland ergangen, nach denen die Inhaber solcher Geschäfte sehr genau Buch führen müssen über jedes Pfand, das sie nehmen. Sie haben in einer Menge von Rubriken nicht nur das Pfand genau zu beschreiben, den Tag des Versatzes anzugeben und die Summe einzutragen, die sie auf das Pfand geliehen haben, sie haben auch die genaue Adresse des Pfandgebers, wie sie ihnen mitgetheilt worden ist, in ihre Bücher einzutragen und ausdrücklich dabei zu vermerken, wodurch der Pfandgeber seine Person und seinen Besitz legitimirt hat. Diese Bücher müssen mit großer Sorgfalt geführt werden, die Polizei nimmt fast wöchentlich Einblick davon, und in Berlin z. B. ist es die Hauptaufgabe des jedem Reviervolizeibureau beigegebenen Kriminalschutzmanns, beständig die Trödler, Rückkaufhändler und Pfandleiher zu überwachen und ihre Bücher zu kontroliren.

Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln kann natürlich nicht verhindert werden, daß Hehler ihr Geschäft unter der Maske von Pfandleihern betreiben. Eine andere große Gefahr aber bieten noch die privaten Pfandleihinstitute in kriminalistischer Beziehung durch die Möglichkeit, die sogenannten Pfandscheinschiebungen zu betreiben. Die Berliner Polizei hat in den ersten Monaten des Jahres 1889 rasch hintereinander vier Banden aufheben und zur Bestrafung vor die Staatsanwaltschaft bringen können, welche das Geschäft des Pfandscheinschiebens betrieben, und zwar Alle genau nach demselben Muster, so daß man fast glauben konnte, sie hätten sich zu diesem Programm verabredet, wenn Einem nicht bald klar geworden wäre, daß sie durch gleiche gaunerische Erwägungen zu derselben Handlungsweise veranlaßt worden seien. Einer dieser Gauner kaufte ein Trödlergeschäft oder errichtete ein solches, und nun versetzten die anderen Genossen bei ihm geringwerthige Goldsachen und Brillanten, welche angeblich mit

Hunderten, ja mit Tausenden von Mark beliehen wurden. Damit war der Pfandschein geschaffen, und es handelte sich darum, denselben „zu schieben". Ein drittes Mitglied der Bande rückte nun in verschiedenen Zeitungen eine Anzeige des Inhaltes ein, daß ein junger, strebsamer Kaufmann gegen dreifache Sicherheit und bis hundert Prozent Zinsen ein Darlehen von drei- bis fünftausend Mark suche. Wie die Kriminalpolizei festgestellt hat, liefen in allen Fällen zahlreiche Meldungen ein, und nicht etwa Kapitalisten allein meldeten sich, sondern Leute aus allen Schichten der Gesellschaft, Guts- und Hausbesitzer, hohe Beamte, die ihre Ersparnisse anlegen wollten, und ebenso Dienstmädchen, welche ihre Spargroschen durch den Zinsfuß von hundert Prozent vermehren wollten. Die Pfandscheinschieber nahmen alle Anerbietungen, selbst die geringsten, an und boten als Sicherheit die Pfandscheine über die angeblich kostbaren Brillanten und Goldsachen an. Fast ausnahmslos gingen die Darleiher in diese Falle und gaben ihr Geld hin, um Pfandscheine zu empfangen, die sie schließlich am Verfalltage einlösen mußten. Es stellte sich dann heraus, daß sie die Scheine weit über ihren Werth bezahlt hatten, und daß ihr Geld größtentheils verloren sei.

Uebereinstimmend hatten die Gauner sich auch jedesmal von den Darleihern einen Schein unterschreiben lassen, wonach ihnen (den Gaunern) auf jeden Fall der Rückkauf der Pfandscheine gestattet wurde. Diese Ausstellung des Rückkaufscheines machte die Darleiher erst recht sicher, zumal die Gauner sagten, die Brillanten wären kostbare Familienerbstücke und nur zu einem Drittel beliehen.

Einen eigenthümlichen Gebrauch von den Leihämtern machen zu gewissen Zeiten vermögende Leute dadurch, daß sie dieselben als Sicherheitsanstalten für ihre Kostbarkeiten verwenden. Da es bekanntlich in der guten Gesell-

schaft und bei vielen vermögenden Leuten üblich ist, das Jahr über einige Monate zu reisen, werden in den meisten Fällen von den verreisenden Familien, die ihre Wohnung ohne Aufsicht lassen müssen, alle Werthsachen, insbesondere Schmuckgegenstände, Brillanten und Tischsilber, nach staatlichen Leihhäusern geschafft und dort gegen ganz geringe Beleihung bis zur Rückkehr verpfändet. Die Besitzer dieser Gegenstände sind dann unter allen Umständen gegen den Verlust der Kostbarkeiten geschützt, da die staatlichen Leihämter für Brandschaden, Einbruch u. s. w. aufkommen müssen. Auch Pelzsachen werden sehr viel den Sommer über für geringes Geld in Leihhäusern verpfändet, um sie gegen das Verderben und gegen Mottenschaden zu sichern, und wer im Sommer Gelegenheit hat, in eines der großen königlichen Leihämter in Berlin zu kommen, erschrickt fast über die Tausende und abermals Tausende von kostbaren Pelzen und Pelzsachen, die in großen Sälen und auf Böden aufgehängt sind und beständig überwacht, gelüftet und mit Insektenpulver bestreut werden, damit kein Mottenschaden entstehe. Alle diese Pelzsachen sind lediglich, um sie im Sommer ohne Schaden aufzubewahren, hierhergebracht worden, und bei Beginn des Winters wird diese Abtheilung vollständig leer.

Interessant sind die Leihämter auch dadurch, daß sie mehr als jedes andere Geschäft den Angriffen von Einbrechern ausgesetzt sind. Nirgends, mit Ausnahme vielleicht der Juweliergeschäfte, können Einbrecher in kurzer Zeit so gute Beute machen, als gerade in einem Leihamt, wo Hunderte, ja Tausende von Gold- und Silbergegenständen versetzt sind, welche zum Mindesten den Metallwerth ergeben, da die Einbrecher nach solchen Diebstählen sofort das Metall einzuschmelzen pflegen. Die Leihämter müssen sich daher ganz besonders gegen Einbruch schützen, und doch gelingt dies nicht immer. Ein Fall sensationell-

ster Art, in dem es sich um Beraubung durch Einbruch in ein Privatleihamt handelte, war in Berlin im Jahre 1882 zu verzeichnen, wo eine Bande von Einbrechern fast ein halbes Jahr lang die Vorbereitungen dazu getroffen hatte. Die Verbrecher hatten nicht nur auf das Genaueste und monatelang das Haus beobachtet, in welchem im ersten Stock sich das Privatleihamt befand, einer von ihnen hatte sogar in dem obersten Stockwerke des Hauses sich ein Zimmer gemiethet, um auf das Genaueste die Gelegenheit auszukundschaften. Ein anderer Gauner hatte eine Anstellung auf dem Nachbargrundstück, einem Holzplatze, gesucht und sich schnell das Vertrauen seines Brodherrn zu erwerben verstanden, so daß er den Schlüssel zu dem Lagerschuppen erhielt. Von diesem Schuppen aus wurde durch die Wand des Nebenhauses gebrochen und so der Einbruch ausgeführt, bei welchem die Einbrecher ganze Säcke voll Goldsachen, Uhren und Silberzeug fortschleppten. Selbst die Beamten der Berliner Kriminalpolizei waren erstaunt über die Kunst, mit der der Einbruch vorbereitet und ausgeführt worden war, und erst nach längeren Bemühungen glückte es ihnen, die Thäter zu ermitteln. Von den geraubten Gegenständen fand man nur noch einzelne Gold- und Silberbarren vor, zu denen die Schmucksachen von Helfershelfern der Einbrecher umgeschmolzen worden waren.

Man sieht also, das Geschäft eines Pfandleihers ist ein nutzbringendes, aber auch gefährliches. Ein solches Geschäft ist auch nicht Jedermanns Sache; wer ein mitleidiges Herz hat, wird dabei keine Seide spinnen, er wird Leuten, die in Verlegenheit sind, Dinge beleihen, die werthlos sind, weil er ihnen helfen will, und dabei sein eigenes Vermögen zusetzen. Nirgends aber lassen sich so viel Studien sozialer und moralischer Art machen, als in den Leihämtern. Sieht man doch ganze Romane sich

dort abspielen, und die Beamten der großen Leihämter wie die Inhaber der Privatgeschäfte wissen Geheimnisse, mit deren Preisgebung der gute Ruf ganzer Familien vollständig vernichtet werden könnte.

Eine Nothwendigkeit aber bleiben die Leihämter trotz alledem, und das Einzige, was der Staat thun kann, ist, sie mit aller Strenge zu überwachen und in dieser Strenge nicht nachzulassen.

Mannigfaltiges.

Wie Danton sein Glück machte. — Wenn große Herren mit einander prozessiren, bei welchen Gelegenheiten es sich ja gewöhnlich um sehr bedeutende Objekte handelt, so fallen für die Advokaten gute Bissen ab. Solche Prozesse über Erbstreitigkeiten in Bezug auf Güter und andere werthvolle Besitzungen dauern auch jetzt wohl jahrelang; in früheren Zeiten dauerten sie zuweilen Jahrhunderte und vererbten sich wie Familienkrankheiten von Generation zu Generation. Auch in Advokatenfamilien, aber da nicht als Krankheit, sondern als Segen. Bekannt ist die Ermahnung, welche vor reichlich einem Jahrhundert ein englischer Advokat auf dem Sterbebette seinem Sohne und Nachfolger gab: „Mein lieber Sohn, als bestes Erbtheil hinterlasse ich Dir den fetten Prozeß des Lords A. Dein Vater und Dein Großvater haben davon gezehrt; nun sorge, daß auch Dein Sohn und dereinst Dein Enkel davon profitiren!"

Solchen langwierigen Prozeß hatte im vorigen Jahrhundert der Herzog von Aiguillon von seinem Vater geerbt, und dieser vielleicht vom Großvater. Es war eine Streitigkeit mit Verwandten um den Besitz mehrerer großer Güter. Für den Herzog verfocht ein Pariser Advokat die Sache, nachdem er sie von seinem Vorgänger mit einer Wagenladung Aktenbündel übernommen hatte.

Nach dem Sturze Choiseul's war der Herzog von Aiguillon Premierminister geworden und als solcher dann eine Reihe von Jahren der mächtigste, zugleich aber auch der verhaßteste Mann in Frankreich. Allein bei aller Gewalt, die er als erster Minister besaß, war es ihm doch nicht gelungen, seinen Prozeß zu einem günstigen Ende zu bringen, so viel Verwirrung hatten die schlauen

Advokaten hineingebracht, sein eigener und auch der gegnerische, die den Prozeß in unabsehbare Länge zu ziehen wünschten, um die Vortheile desselben, Kostenrechnungen so lang wie Leporello's Register, nicht zu verlieren.

Als Ludwig XV. starb, wurde Aiguillon sogleich in Ungnaden entlassen und vom Hofe verbannt. Er zog sich zurück und bewohnte bei Bordeaux ein schönes Schloß, das ihm gehörte. Mißtrauisch im höchsten Grade, immer in Angst vor den zahlreichen Feinden, die er sich gemacht, verkehrte er nur mit wenigen Vertrauten und war sonst für Jedermann unzugänglich.

Bei dem Pariser Advokaten des Herzogs arbeitete nun als Praktikant im Jahre 1778 ein neunzehnjähriger Student der Rechte, dessen Name später eine so furchtbare Berühmtheit erlangen sollte. Es war George Jacques Danton, als Sohn armer Eltern 1759 zu Arcis sur Aube geboren. Da Armuth ihn drückte und er den Vergnügungen der Hauptstadt nichts weniger als abhold war, so zeigte er sich nicht sehr bedenklich in der Wahl der Mittel, sich Geld zu verschaffen. Der Advokat zahlte ihm nur wenig, und er suchte also sich Nebenerwerb zu schaffen durch gelegentliche, den Klienten desselben erwiesene Dienstleistungen. Sein Hauptbestreben war, mit vornehmen und reichen Leuten derartige Verbindungen anzuknüpfen, weil diese am besten bezahlten. So machte er sich denn mit unermüdlicher Geduld daran, das Aktengebirge des Prozesses Aiguillon durchzustudiren, und sein heller Verstand, sein bewunderungswürdiger Scharfsinn durchschaute bald klar den ungeheuerlichen Wirrwarr des Aktenwustes. Unzweifelhaft war der Herzog mit seinem Anspruche im Rechte; ihm mußten die streitigen Güter zufallen, deren Erträgniß sich jährlich auf 40,000 Livres belief.

Danton beschloß nach reiflicher Ueberlegung, dem Herzoge die nöthigen Fingerzeige zu geben. Zu solchem Behufe aber mußte er persönlich mit dem Exminister verhandeln, denn ihm brieflich die Sache anzuvertrauen, hielt er nicht für räthlich. Das Geschäft mußte mit Vorsicht betrieben werden, meinte er, und hatte nicht Unrecht.

Er wollte also nach Bordeaux reisen — leider aber fehlte ihm dazu das nöthige Reisegeld. Als er von seinem Prinzipal

zwanzig Louisd'or Vorschuß verlangte, verweigerte ihm dieser das Darlehen. In solcher Verlegenheit appellirte Danton heimlich an das mitleidige Herz der Frau des Advokaten. Diese lieh ihm wirklich die gewünschte Summe — welchem Umstande sie in späterer Zeit ihr Leben verdanken sollte.

Der junge Danton reiste dann mit den Notizen, die er über den Prozeß gemacht, nach Bordeaux und begab sich sogleich nach der Ankunft nach dem Schlosse des Herzogs, wo er eine Audienz begehrte. Aber er wurde abgewiesen. Seine Gnaden empfinge keinen Unbekannten, wurde ihm von der Dienerschaft gesagt; er möge sein Begehren schriftlich einreichen. Das that er denn auch; vorsichtshalber aber gab er in seinem Briefe nur allgemeine Andeutungen, und diese wurden keiner Antwort gewürdigt.

Darüber vergingen vierzehn Tage. Die kleine Geldsumme, welche Danton mitgebracht, schrumpfte mehr und mehr zusammen, und er wußte bald nicht mehr, was er anfangen solle — als auf einmal ihm das Glück auf sonderbare Art lächelte.

In dem Gasthause, wo er logirte, hatte er die Bekanntschaft eines Auvergners gemacht. Dieser Mann war Taschenspieler und Besitzer einer Zauberlaterne mit beweglichen Figuren, was damals etwas ganz Neues war. Seine Vorstellungen in der Stadt fanden viel Zulauf und Beifall. Auch wurde er zuweilen von umwohnenden Edelleuten engagirt, um in deren Schlössern die lustigen Figuren seiner Laterna magica zu zeigen.

Eines Abends sagte er gelegentlich zu Danton, daß er nächstens im Schlosse des Herzogs von Aiguillon eine Vorstellung geben würde. Sogleich gerieth der junge Mann auf einen genialen Einfall. Er bat den Auvergner, die Produktion mit der Zauberlaterne als dessen Gehilfe ausführen zu dürfen, und der Taschenspieler willigte ein. Danton machte dann geschwind einige der komischen Figuren für seine Zwecke zurecht.

Am Abend des folgenden Tages fand die Vorstellung vor der herzoglichen Familie und deren Vertrauten statt. Es war nur ein kleines, aber sehr vornehmes Publikum. Nachdem der Auvergner einige merkwürdige Taschenspielerkunststücke gemacht und auch als Bauchredner geglänzt hatte, kam die Zauberlaterne an die Reihe. Zuerst einige komische Bilder und Scenen von

der gewöhnlichsten Art; dann aber ließ Danton auf der weißen Wandfläche etwas ganz Nagelneues erscheinen, eine Art juristische Posse, die er ausgesonnen hatte. Zuerst erschien ein vornehmer Herr, der darüber jammerte, daß er mit einem Prozeß gar nicht zu Ende kommen könne, womit sich schon seine Urahnen zur Zeit des guten Königs Dagobert gequält. Darauf zwei spitzbübische Advokaten, die sich heimlich über den unglücklichen Prozeßmann lustig machten und fürchterliche Gebührenrechnungen überreichten, und zuletzt der Teufel in Person, der die beiden Rechtsverdreher holte, worauf der Edelmann vor Freude ganz außer sich gerieth und seinen Prozeß für gewonnen erklärte. Dazu hielt Danton einen witzsprühenden, dramatisch lebendigen Vortrag mit den treffendsten Anspielungen, welche in hohem Grade allmählig die Aufmerksamkeit und das Interesse Aiguillon's erregten, als er begriff, daß es sein eigener Prozeß sei, der so lustig parodirt wurde.

Er hatte dann ein wichtiges Gespräch unter vier Augen mit Danton, der ihm nun den Sachverhalt ausführlich erklärte und die Auslieferung seiner Notizen gegen eine Vergütung von 20,000 Livres anbot. Der Herzog ging nach genauer Prüfung darauf ein, zahlte den Betrag aus, und vermochte nun den Prozeß endlich zur Entscheidung zu bringen, den er schon nach einigen Monaten gewann.

Sein früherer Pariser Anwalt, der die Sache so verschleppt hatte, erhielt den Laufpaß. Darüber gerieth der Advokat in fürchterliche Wuth gegen seinen ehemaligen Praktikanten, als dessen Manöver zu seiner Kenntniß gelangte. Danton machte sich deshalb keine Sorgen, sondern lebte lustig in den Tag hinein, da er nun im Besitz von so vielem Gelde war. Als er seine Rechtsstudien mit bestem Erfolg beendet hatte, wurde er, sehr jung noch, zur Advokatur zugelassen, und er besorgte dann für den Herzog von Aiguillon, der ihm stets ein Gönner blieb, mancherlei Rechtsgeschäfte. Der ehemalige Minister Ludwig's XV. starb im Jahre 1784. Einige Wochen vor seinem Tode empfahl er Danton dem Herzog von Orleans als einen äußerst befähigten Menschen, dessen Kühnheit und Verschlagenheit in gefährlichen Geschäften und Zeitläuften wohl zu brauchen sei. Diese dringende Em-

pfehlung hatte zur Folge, daß der junge Advokat mit dem Herzog von Orleans in vortheilhafte Verbindung trat.

Als in späterer Zeit der große Revolutionsmann Danton auf dem höchsten Gipfel der Macht stand, da erhielt er eines Tages einen rührenden Brief aus dem Gefängniß der Conciergerie von der Wittwe seines früheren Prinzipals, welche als des Royalismus verdächtig dort eingekerkert war. Sie flehte ihn an, er möge sie doch retten, und erinnerte ihn schüchtern daran, wie sie ihm einst zwanzig Louisd'or geliehen, als er das Geld so nöthig brauchte. Es muß zur Ehre Danton's gesagt werden, daß er die arme Frau sofort aus dem Gefängniß befreite, sie mit Geld reichlich unterstützte und sie in Sicherheit brachte, so daß sie glücklich dem Tode durch's Fallbeil entrann, welchem später ihr Retter selbst nicht zu entrinnen vermochte. F. L.

Wer hat die erste Idee zur Erfindung des elektrischen Telegraphen veröffentlicht? — Im „Scotch Magazine" erschien zu Anfang des Jahres 1753 unter der Ueberschrift: „Eine rasche Methode, Nachrichten zu übermitteln," ein für die Geschichte der elektrischen Telegraphie äußerst wichtiger Artikel, welcher in deutscher Uebersetzung lautet:

„Renfrew, 1. Februar 1753.

Es ist Allen, welche mit elektrischen Experimenten vertraut sind, wohl bekannt, daß die elektrische Kraft einen dünnen Draht entlang gesendet werden kann, von einem Platz zum andern, ohne merklich durch die Länge ihres Fortschritts abgeschwächt zu werden. Man befestige eine Anzahl Drähte, so vieles Buchstaben im Alphabet gibt, in horizontaler Richtung zwischen zwei gegebenen Stellen; die Drähte müssen parallel laufen, und jeder von dem anderen etwa einen Zoll entfernt sein. In Abständen von je 20 Ellen mache man diese Drähte, in Glas oder Juweliercement eingekleidet, an irgend etwas fest, um zu verhindern, daß sie die Erde oder irgend einen anderen nicht elektrischen Körper berühren oder infolge ihrer eigenen Schwere brechen. Man stelle den elektrischen Lauf (gunbarrel) in einem rechten Winkel zu den Enden der Drähte und etwa einen Zoll tiefer auf. Man fixire die Drähte in einem soliden Stück Glas, etwa sechs Zoll vom Ende entfernt. Der Theil zwischen dem Glas und der

Maschine muß genügend Springkraft und Steifheit besitzen, um seine Lage wieder zu erlangen, nachdem der Draht in Berührung mit dem Lauf (barrel) der Maschine gebracht worden ist. Nahe bei dem als Stütze dienenden Glas soll an jedem Draht eine Kugel befestigt werden; etwa 1/6 oder 1/8 Zoll unter der Kugel befestige man die Buchstaben des Alphabets auf Stückpapier oder sonst einer Substanz geschrieben, die leicht genug ist, um zu der elektrischen Kugel hinaufzusteigen. Man richte es zu gleicher Zeit so ein, daß jedes (Stück Papier) wieder seinen früheren Platz einnimmt, wenn es fällt. Habe ich alle Vorkehrungen dergestalt getroffen und zuvor die Minute abgemacht, so beginne ich mit meinem abwesenden Freund folgendermaßen zu sprechen. Ich setze wie zu gewöhnlichen Experimenten die elektrische Maschine in Gang. Angenommen, ich will das Wort „Sir" aussprechen, so schlage ich mit einem Stück Glas oder einem anderen elektrischen Gegenstand auf den Draht S, so daß er mit dem Lauf in Berührung kommt, dann i, dann r, ganz auf dieselbe Weise. Mein Korrespondent sieht beinahe in demselben Augenblicke diese verschiedenen Buchstaben der Reihe nach zu den elektrifizirten Kugeln an seinem Ende der Drähte emporsteigen. Ich buchstabire dergestalt, so lange es mir gutdünkt, und mein Korrespondent schreibt, um sein Gedächtniß zu unterstützen, die Buchstaben auf, wie sie in die Höhe steigen, und kann sie nachher verbinden und lesen, so oft es ihm gefällt. Auf ein gegebenes Signal, oder wenn es mir gefällt, bringe ich die Maschine zum Stehen, ergreife die Feder und schreibe meinerseits nieder, was mein Freund mir von drüben meldet.

Kommt Jemandem dieses Verfahren zu umständlich vor, so kann er statt der Kugeln eine Reihe Glocken am Dach befestigen, gerade so viele, als das Alphabet Buchstaben besitzt, und zwar so, daß die Glocken von A bis Z allmählig an Umfang abnehmen. Von den horizontalen Drähten sollen andere Drähte bis zu den Glocken reichen, z. B. vom horizontalen A zur Glocke A; ein anderer von dem horizontalen Draht B zur Glocke B. Wer dann das Gespräch beginnen will, der soll wie zuvor die Drähte in Berührung mit der elektrischen Maschine setzen, und der elektrische Funke, der sich auf den Glocken von verschiedener Größe bricht, wird durch den Unterschied des Klanges seinen Korrespondenten

benachrichtigen, welche Drähte berührt worden sind. Und dergestalt werden nach einiger Uebung die beiden Korrespondenten die Sprache der Glocken in ganzen Wörtern verstehen lernen, ohne genöthigt zu sein, jeden Buchstaben niederzuschreiben.

Man kann dasselbe auch auf andere Weise bewirken. Man hänge die Kugeln oberhalb der Buchstaben, wie zuvor, aber statt die Enden der horizontalen Drähte in Berührung mit dem Lauf zu bringen, läuft ein zweiter Draht bis zur elektrischen Substanz, so daß er in Berührung mit dem horizontalen ist. Man richte es so ein, daß jeder Draht bei der geringsten Berührung von dem horizontalen entfernt werden und wieder mit ihm in Berührung treten kann, wenn man ihn losläßt. Dies kann vermittelst einer kleinen Springfeder, der Glitsche, oder auf zwanzig andere Weisen bewerkstelligt werden, welche die geringste Erfindungsgabe zeigen kann. Auf diese Weise werden die Buchstaben sich immer an die Kugeln hängen, ausgenommen, wenn einer von den sekundären Drähten außer Berührung mit einem der horizontalen Drähte steht, und dann wird der Buchstabe am anderen Ende des horizontalen Drahtes sofort von seiner Kugel herabfallen. Doch wird dieses Verfahren nur zur Abwechslung erwähnt.

Obgleich man keine merkliche Abschwächung des elektrischen Feuers beobachtet hat, wenn es über einen Draht läuft von der Länge, mit der bisher experimentirt worden ist, so mögen doch einige Leute denken, da das Experimentiren noch nie 20 bis 30 Ellen überstiegen hat, es müsse angenommen werden, daß bei längeren Distanzen eine bedeutende Verminderung eintritt, und der elektrische Funke bei einigen Meilen in die umgebende Atmosphäre abgeleitet wird. Dies zu verhindern, umgebe man den Draht von einem Ende zum anderen mit einer dünnen Schicht Juweliercement. Das kann mit geringer Mehrausgabe geschehen, und da Cement ein Nichtleiter ist, so wird er das elektrische Feuer auf allen Theilen verhindern,sich mit der Atmosphäre zu vermischen.

C. M. —"

Das Exemplar des „Scotch Magazine", welches diesen hochwichtigen Artikel enthält, wird im British Museum aufbewahrt.

Wer war nun aber der Artikelschreiber. der sich hinter den Buchstaben „C. M.—" verbirgt?

Diese Frage hat der berühmte Naturforscher Sir David Brewster gelöst; er hat nach vielen Mühen endlich den Namen dieses großen Denkers und Erfinders entdeckt; ein glücklicher Zufall kam ihm dabei zu Hilfe. Sir D. Brewster erhielt im Jahre 1859 einen von Herrn Loudon aus Port Glasgow geschriebenen Brief, in welchem ihm über den Verfasser jenes Artikels Auskunft gegeben wurde. Loudon hatte einen von Brewster in der „Nord British Rewiew" veröffentlichten Artikel gelesen und einen seiner Freunde, den Herrn Forman, über die geheimnißvollen Initialen C. M. befragt. Dieser Herr Forman war aber zufälligerweise der einzige Mann, der über den Verfasser Auskunft geben konnte. Er erinnerte sich, einen aus dem Jahre 1750 datirten Brief seines Großvaters gelesen zu haben, der Farmer in Stirling war und an Miß Margaret Winsgate (seine spätere Frau) in Craigengilt bei Denny über einen Charles Morrison in Renfrew Bericht erstattete; C. Morrison, so schrieb Forman's Großvater, sei aus Greenock gebürtig und habe eine Erfindung gemacht, womit man Nachrichten über Drähte senden könne. Morrison war Arzt, allein in Renfrew, wo er praktizirte, wurde er von den unwissenden Leuten seiner seltsamen Erfindungen wegen als eine Art Zauberer angesehen und gemieden. Wenigstens ist sicher, daß er diese Stadt verließ oder zu verlassen genöthigt wurde, und nach Virginien auswanderte, wo er starb. Forman hat noch einen zweiten Brief von C. Morrison's Hand gelesen, der an dessen Großvater gerichtet und vom 25. September 1752 datirt war. Morrison erzählte darin von seinen Experimenten und erwähnte, er habe sie dem Sir Hans Sloane, dem Präsidenten der Royal Society, geschildert, der ihn aufgefordert habe, damit fortzufahren und sie zu vervollkommnen; auch habe er ihm einen Bericht darüber versprochen. In demselben Briefe erwähnte noch C. Morrison, er werde seinen Aufsatz über die von ihm gemachten Erfindungen in dem „Scotch Magazine", aber nicht unter seinem Namen, sondern blos mit [illegible]tialen unterzeichnet, veröffentlichen, aus Furcht, „seine Bekannten möchten ihn auslachen."

Morrison theilte sonach das beklagenswerthe Loos so vieler Erfinder und Entdecker, von ihren engherzigen und geistig beschränkten Zeitgenossen nicht verstanden zu werden. Er verdient

aber deshalb um so mehr, daß die Nachwelt seinen Namen in Ehren hält und demselben den ihm gebührenden Platz in der Entstehungsgeschichte des elektrischen Telegraphen anweist. E. K.

Heiteres vom Wetten. — Um's Wetten ist es bekanntlich besonders für den gewinnenden Theil eine sehr schöne Sache. Sieht er doch den Gegner seiner Ansichten oder Behauptungen gewissermaßen bestraft und erhält Genugthuung dafür, daß man sein Wort, seine Voraussicht oder seine Leistungsfähigkeit auf diesem oder jenem Gebiete nicht gelten lassen wollte, kurz, ein kleiner Triumph ist die natürliche Folge jeder gewonnenen Wette. Freilich wird derselbe nicht immer unter dem Beifalle, sondern häufig unter dem Gelächter der Welt gefeiert, denn unter hundert Wetten befinden sich immer mindestens fünfundzwanzig, die entweder schon ihres Gegenstandes oder der vereinbarten Bedingungen wegen närrisch sind. Und in der That, es gehört viel dazu, ernst zu bleiben, wenn Einer für seine bestrittene Behauptung, daß die Würste aus dem Grunde schief geschnitten werden, weil die Messerklingen durch senkrechte Führung allzu sehr leiden würden, zehntausend Gulden einsetzt; oder wenn ein Anderer wettet, allen gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens auf die Dauer von sechs Monaten entsagen zu wollen, wenn seine Ansicht, daß Sokrates deshalb nicht aus dem Kerker entfloh, weil er den Tod der Gemeinschaft mit seinem bösen Weibe vorzog, von den Gelehrten als unrichtig bezeichnet werden sollte. Leider haben die Letzteren das ihnen zugedachte Schiedsrichteramt abgelehnt, und so sind beide Wetten bisher unentschieden geblieben.

Die Wette eines seine Ruhe und Gelassenheit rühmenden Wiener Bürgers aber, daß ihn Niemand so weit bringen könne, seinem Freunde eine Ohrfeige zu geben, ist zum Schaden desselben ausgetragen worden, denn er hat, als ihn sein Freund und Partner nach verschiedenen kleineren und größeren Reizungen endlich in einem Kaffeehause beim Kellner als Gebäckdieb denunzirte, die für unmöglich gehaltene Ohrfeige wirklich verabreicht. Dagegen gewann der Marquis d'Osmana eine über 2000 Franken abgeschlossene Wette, um Mitternacht mit verbundenen Augen von der Place de la Concorde nach der in der Avenue du Bois de Bologne gelegene Villa Said zu gehen, glänzend. Diese Wette

war an sich gewiß nicht besonders heiter, allein der Umstand, daß dem mit ausgebreiteten Armen vorantastenden Marquis in aller Stille und im Gänsemarsche etwa 50 Personen, sowie viele Wagen folgten, drückte ihr den Stempel des Komischen auf. Ueberdies lebte man damals gerade in der Zeit der Boulanger- und Staatsstreichfurcht, und nichts war daher natürlicher, als daß der seltsame Zug von der Wache beim Palais Elysée für eine Bande Verschworener gehalten und gestellt wurde, worauf es erst nach längeren Verhandlungen gelang, die Erlaubniß zum Weitergehen zu erwirken. — Bei der Wette zweier jungen deutschen Gelehrten, ob der Ausdruck „gegessen" oder „gessen" der Reinheit der deutschen Sprache entsprechender sei, ergaben sich zwar keine derartigen Hindernisse, doch waren weit ausgreifende Forschungen im deutschen Wort- und Sprachschatze nothwendig, um festzustellen, daß Diejenigen, welche sich des ersten Ausdruckes bedienen, im Rechte seien.

Ein Offizier wettete einmal in lustigem Zecherkreise, trotzdem der Rebensaft bereits in Strömen geflossen, doch noch im Stande zu sein, mit seinem Kameraden einen Eimer Bier in kürzester Frist zu leeren. Doch müsse man ihm gestatten, diesen Kameraden herbeizuschaffen. Dies wurde erlaubt, und der Offizier kam mit seinem Pferde wieder, das, da es vorher Salz geleckt hatte, den Inhalt des ihm vorgesetzten Eimers sehr rasch durch die Gurgel brachte.

Oft, aber nicht immer, tragen überhaupt Pferde zum Gewinn einer Wette bei. Ein bayerischer Landmann z. B., der die ihm von seinem Nachbar angebotene Wette, derselbe werde zu Fuße gehend früher an einem bestimmten Orte eintreffen, als Jener hoch zu Roß, unbedenklich und siegesgewiß annahm, mußte erfahren, daß selbst dem flinksten Rosse nicht zu trauen ist, wenn es Gewohnheiten und Eigenheiten besitzt. Anfangs ging Alles gut und der Fußgänger blieb weit zurück, allein als der Reiter an den Gasthäusern vorüberkam, wo er sonst Einkehr zu halten pflegte, hatte er seine liebe Noth mit dem Pferde. Es wollte überall hinein, und bei den Anstrengungen, das „Gewohnheitsthier" weiter zu bringen, verlor der Reiter so viel Zeit, daß der Fußgänger die Wette glänzend gewann. Noch komischer ist jene Wette, die ein

sehr beleibter Herr mit einigen schlanken, ihn seiner Schwerfälligkeit wegen verspottenden Herren einging. Er behauptete, daß ihn im Laufe Niemand überholen könne, falls er die Rennbahn wählen dürfe und einen kleinen Vorsprung erhalte. Er gewann dadurch, daß er zum Schauplatze des Wettlaufes einen schmalen Gang ersah und diesen mit seinem Körper so vollständig ausfüllte, daß Niemand an ihm vorüber konnte.

Sehr schlau ging der bekannte Lexikograph Johnson zu Werke, als er einst wettete, er wolle eine Fischerfrau auf's Höchste erzürnen, ohne jedoch ein Wort zu sagen, das sie verstehen würde. Wie fing das nun der Gelehrte an? Zunächst deutete er einer Fischverkäuferin durch Geberden an, ihre Fische befänden sich in einem Zustande, dessen Geruch keine menschliche Nase ertragen könne, dann aber, als ihn die Frau derb anfuhr, sagte er: „Sie sind ein Artikel, Madame."

„Sie sind selbst einer," erwiederte die Alte.

„Sie sind ein Nominativ," fuhr Johnson fort.

„Sie ... Sie ... Sie ..." stotterte die Frau in ihrer Wuth, um das rechte Wort verlegen.

„Sie sind ein Pronomen, ein Verbum, ein Adjektiv," sagte der Gelehrte.

Das war zu viel für die arme Frau. Sie sank bei ihren Fischen halb ohnmächtig nieder und weinte vor Wuth darüber, daß man ihr solche Schimpfworte an den Kopf geworfen.

Auf recht schlaue Weise gewann ferner ein Herr in St. Petersburg die Wette, mit der Pferdebahn eine größere Strecke zu fahren, ohne zu bezahlen oder von einem Anderen bezahlen zu lassen. Beim Bezirksgerichtsgebäude mit seinem Gegner einsteigend, überreichte er nämlich dem Schaffner behufs Begleichung des sechs Kopeken betragenden Fahrpreises einen Hundertrubelschein. Der Schaffner hatte natürlich nicht genug Kleingeld, der Herr mußte den Wagen verlassen, worauf er den nachfolgenden bestieg, dasselbe erlebte, und nachdem sich dieser Vorgang in noch sieben Wagen wiederholte, am Ziele war, ohne eine Kopeke bezahlt zu haben.

Aber was will diese Schlauheit gegen die jenes russischen Lieutenants besagen, der im ganzen Gouvernement berühmt und

gefürchtet war, weil er Alles zum Gegenstande einer Wette zu machen gewohnt war und immer gewann. Eines Tages wurde Schimanoff, so hieß der Lieutenant, zu einem anderen Regimente versetzt. Der Ruf seines Glückes war ihm natürlich schon vorausgeeilt, und bei dem ihm zu Ehren von den Kameraden veranstalteten Abendessen fragte ihn sein neuer Oberst, ob es wirklich wahr sei, daß er jede Wette gewinne und wie er das anstelle.

„Ich bin Physiognomiker und wette nur, wenn ich meiner Sache gewiß bin," erwiederte der Lieutenant. „Uebrigens bedarf es keiner besonderen physiognomischen Kenntnisse, um zu erkennen, daß Sie, Herr Oberst, den Schmerz, welchen Ihnen Ihre alte Wunde am Fuße verursacht, hinter einer lächelnden Miene verbergen."

„Unsinn," sagte der Oberst, „ich habe gar nie eine Wunde am Fuße gehabt. Sie wollen doch nicht etwa wetten, daß ich mich täusche?"

„Warum nicht?" sagte Schimanoff. „Ich setze 500 Rubel."

Der Oberst hielt die Wette, zog die Stiefel aus und ließ von einigen Kameraden feststellen, daß er völlig unverletzt sei. Der Lieutenant hatte seine Wette somit verloren, bezahlte zwar gleichmüthig, meinte aber ärgerlich, das Glück habe ihn verlassen, und wenn das die früheren Kameraden erführen, würden sie sich schön über ihn lustig machen. Natürlich hatte der Oberst nichts Eiligeres zu thun, als an den früheren Regimentskommandeur Schimanoff's zu schreiben und triumphirend zu verkünden, daß er den Unbesieglichen besiegt habe.

Bald darauf lief die Antwort ein. Sie lautete: „Dieser Schimanoff ist des Teufels, lieber Freund. Er hat mit mir um 2000 Rubel gewettet, daß er Dich am Abend seiner Ankunft zwingen werde, bei voller Offizierstafel die Stiefel auszuziehen und mir dieses Ereigniß eigenhändig zu melden." R. March.

Ein entsetzliches Sterben. — Viktor Hugo schreibt im 9. Band seiner „Elenden": An gewissen Küstenstellen der Bretagne oder Schottlands geschieht es bisweilen, daß Jemand, ein Reisender oder Fischer, der zur Ebbezeit an der Küste hin, ziemlich weit vom Ufer, wandert, plötzlich bemerkt, daß er seit mehreren Minuten mit Mühe geht. Der Boden unter seinen Füßen ist wie

Pech, die Sohle klebt an; dabei scheint der Boden ganz trocken zu sein. Aber bei jedem Schritte, den man thut, füllt sich der Eindruck des Fußes, sobald man denselben hebt, mit Wasser. Das Auge hat übrigens durchaus keine Veränderung bemerkt. Die unermeßliche Küste liegt eben und ruhig da, all' der Sand hat dasselbe Aussehen, nichts unterscheidet den Boden, der fest ist, von dem, welcher es nicht mehr ist. Der Mann geht seines Weges weiter und sucht sich der Küste zu nähern; er ist nicht besorgt, warum sollte er es auch sein? Er fühlte nur etwas, als würde die Schwere seiner Füße immer größer. Mit einem Male sinkt er ein; er sinkt zwei, drei Zoll tief; er ist sicherlich nicht auf gutem Wege; er bleibt stehen, um sich zu orientiren, da sieht er auf seine Füße hinunter; sie sind verschwunden, der Sand bedeckt sie. Er zieht die Füße aus dem Sande heraus und will umkehren; er kehrt um, sinkt aber immer tiefer ein. Der Sand reicht ihm bis an den Knöchel; er zieht die Füße rasch heraus und wendet sich links. Der Sand geht ihm bis an die Wade. Er wendet sich rechts und der Sand reicht ihm bis an die Kniee. Da erkennt er mit unbeschreiblichem Entsetzen, daß er sich auf Triebsand befindet und daß unter ihm das Entsetzliche ist, in welchem der Mensch ebenso wenig gehen, als der Fisch schwimmen kann. Er wirft seine Last ab, wenn er eine bei sich hat, er erleichtert sich wie ein Schiff in der Noth; aber es ist zu spät, der Sand geht ihm schon bis über die Kniee.

Er ruft; er winkt mit seinem Hute oder Taschentuche; der Sand reicht ihm immer weiter. Wenn der Strand öde, und das Festland ferne ist, wenn die Sandbank in zu schlechtem Rufe steht, wenn nicht muthige Männer in der Nähe sind, ist es mit ihm vorbei, und er ist unrettbar dem Versinken verfallen. Er muß das entsetzlich lange Selbstbegräbniß erfahren, das weder aufzuhalten noch zu beeilen ist, das Stunden währt, das nicht endet, den Menschen erfaßt bei voller Gesundheit, ihn an den Füßen hinabzieht, bei jedem Rufe, bei jeder Anstrengung tiefer hinunter, das gleichsam durch festeres Anfassen jedes Widerstreben strafen will, das den Menschen langsam hineinzieht in die Erde, ihm aber Zeit läßt, nach dem Horizont zu sehen, nach den Bäumen, nach der grünen Erde, nach dem Rauch der Dörfer, nach dem Segel der Schiffe

auf dem Meere, nach den Vögeln, die fliegen und singen, nach dem Himmel, nach der Sonne. Der Unglückliche versucht, sich zu setzen, zu legen, zu kriechen; alle Bewegungen, die er macht, ziehen ihn hinein; er richtet sich empor und sinkt ein, er fühlt, daß er hinunter gezogen wird, er schreit, er betet, er ruft hinauf nach dem Himmel, er ringt die Hände und verzweifelt.

Schon steht er im Sande bis zur Mitte des Leibes. Der Sand erreicht die Brust; er jammert entsetzlich; er gräbt die Nägel in den Boden; er will sich so hinausheben; er stützt die Ellenbogen auf, um sich loszumachen; er schluchzt; der Sand steigt immer höher, er erreicht die Schultern, den Hals; jetzt ist nur noch das Gesicht sichtbar; der Mund öffnet sich zu einem Angstschrei, da füllt ihn der Sand. Nun kommt das Schweigen. Die Augen sehen noch, der Sand schließt sie; nun ist es Nacht; dann sinkt auch die Stirn ein; noch etwas Haar zittert über dem Sande, bewegt sich und verschwindet. Es ist ein entsetzliches Verschwinden.

Bisweilen verschwindet ein Reiter mit einem Pferde, ein Kärrner mit einem Karren. Alles sinkt so an solcher Küste. Es ist ein Schiffbruch außerhalb des Wassers; es ertrinkt ein Mensch in der Erde. Die Erde, die vom Wasser durchdrungen ist, wird eine Schlinge, sie liegt da und öffnet sich wie eine Welle. So verrätherisch ist die Tiefe! C. T.

Merkwürdige Gesetze. — England hatte von Alters her recht absonderliche Gesetze. So konnte z. B. vordem eine Pacht nur auf 99 Jahre geschlossen werden, da 100 Jahre Pacht dem Pächter das Grundstück als Eigenthum gegeben hätten. — Alle Kontrakte, die des Sonntags abgeschlossen wurden, waren null und nichtig. — Das Feld, über welches ein Leichenzug ging, wurde zur öffentlichen Straße. — Heirathete Jemand eine Frau, die Schulden hatte, und empfing sie aus der Hand des Priesters nur mit dem Hemde bekleidet, so war er nicht verpflichtet, ihre Schulden zu bezahlen. — Alle Kinder, die auf dem Meere geboren wurden, gehörten in das Kirchspiel Stepnei. — Die Besitzer von Eseln mußten diesen die Ohren verschneiden, damit sich die Pferde vor der Länge derselben nicht scheuten. E. K.

Die Zubereitung der Rosinen. — In den Weinbergen von Korinth längs der Nordküste des Peloponnes bis über Patras

hinaus, befindet sich in jedem Weinberg ein freier, nicht mit Reben bepflanzter Platz, der zur Zeit der Weinlese mit einer etwa 30 Centimeter hohen Schicht von Pferde- und Eselsmist bedeckt ist. In denselben werden die reifen Trauben gelegt, und das Trocknen wird nun den Sonnenstrahlen überlassen. Der Mist ist ein warmes Bett, welches am Tage die heißen Sonnenstrahlen gleichsam aufsaugt und des Nachts die Wärme nur sehr langsam wieder abgibt. Wenn das Wetter günstig ist, so haben die Sonne und der Mist in zehn bis zwölf Tagen ihr Werk vollbracht: die Traube ist getrocknet und gedörrt. Diese getrockneten Trauben — Rosinen oder Korinthen genannt — werden nun von dem Miste genommen, mit Bürsten gereinigt und in den unvermeidlichen Ziegenfellsack, dessen Haare nach einwärts gekehrt sind, gebracht. Darauf werden diese für den Export bestimmten Rosinen auf Eselsrücken zum nächsten Hafen gebracht. Hier erst beginnt der Markt, der Weinbauer verkauft seine Waare an den Händler und dieser bedient wieder die großen französischen und englischen Importfirmen. Draußen auf der Rhede liegen die Dampfer und warten auf die Ladung. Bevor jedoch die Rosinen auf die Schiffe verladen werden, erleiden sie noch eine nette Manipulation. Aus dem Ziegenfellsack kommen sie auf die Wage und werden dann in großen Haufen auf die Erde geschüttet. Von hier aus werden sie in längliche Kisten verpackt, und damit sie nicht zu viel Raum einnehmen, in denselben von den Arbeitern mit den Füßen zusammengestampft.

Es ist also rathsam, die Rosinen vor dem Gebrauche mehrmals zu waschen. Die Griechen selbst haben dies übrigens nicht nöthig, wie folgende Worte bekunden, welche eine Griechin an einen Deutschen richtete, der Anstand nahm, an ihrem Tische Rosinen zu essen: „Essen Sie nur ruhig davon, diejenigen, die wir hier im Lande genießen, kommen weder in den Eselsmist, noch werden sie mit den Füßen getreten, das geschieht nur bei denen, welche wir ausführen."

Zu den Rosinen wird eine äußerst süße Traube mit kleinen, dunkelrothen und dicht aneinander liegenden Beeren verwendet, die sich nicht zur direkten Weinbereitung eignet und frisch genossen nicht angenehm schmeckt. Getrocknet ist sie aber für den griechi-

schen Weinbauer der bequemste und einträglichste Verkaufsartikel. Die Gesammtproduktion hat einen Werth von 40 bis 50 Millionen Franken. C. T.

Maske für Maske. — Zu den berühmtesten und talentvollsten Nationalschauspielern, welche Rußland gehabt hat, gehört Narikow Duntrewsky (1736—1821). Er war der Liebling der Kaiserin Elisabeth und dann Katharina's II., welche ihn 1765 nach Frankreich und England schickte, seine Kunst unter Lecain und Garrik zu studiren. Mit Beiden verband ihn bald eine innige Freundschaft. Als ihm Garrick, den er gemeinschaftlich mit Lecain besuchte, einmal eine Probe seiner Mimik gab, indem er mit der einen Hälfte des Gesichtes lachte, indessen die andere weinte — ein Kunststück, das die Alten nur mittelst einer Maske darzustellen wußten, sonst aber überhaupt Jedem fast physisch unmöglich sein dürfte — erblaßte plötzlich Duntrewsky, seinen ganzen Körper überfiel ein konvulsivisches Zittern und leblos sank er auf einen Stuhl. Lecain und Garrik sprangen erschrocken herbei, um den plötzlich erkrankten Freund zu helfen, doch da belehrte sie ein lautes Gelächter des vermeintlichen Kranken, daß er — Garrik's Kunststück mit einem gleichen erwiedert hatte. Bd.

Ein hübsches Beispiel von Selbstgefühl gab der Oberst d'Avry inmitten der servilen Kriecherei, welche die Umgebung Napoleon's I. beherrschte. Auf einem Hofballe wollte der Kaiser mit seiner Stieftochter, der Königin von Holland, tanzen; er machte den Degen los und wollte ihn dem in der Nähe stehenden Obersten d'Avry zum Halten geben. Der Offizier aber, der aus altem französischen Adel entsprossen war, trat zurück und rief nach einem Lakaien. Anstatt die bittere Lehre des Obersten hinzunehmen, brauste der Machthaber auf: „Ich bedaure, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe; aber Sie sollen sehen, daß es sogar Generalen eine Ehre ist, den Degen ihres Kaisers zu halten."

Napoleon hatte dies mit erhobener Stimme gesprochen und wurde sofort von mehreren Generalen förmlich umdrängt, die Alle den Degen halten wollten; der Glückliche war der Generalmajor La Grange.

Der Kaiser aber vergaß weder La Grange noch d'Avry; der

Erstere wurde am anderen Tage zum Generallieutenant befördert, der Andere erhielt ein Kommando nach — Cayenne. J.

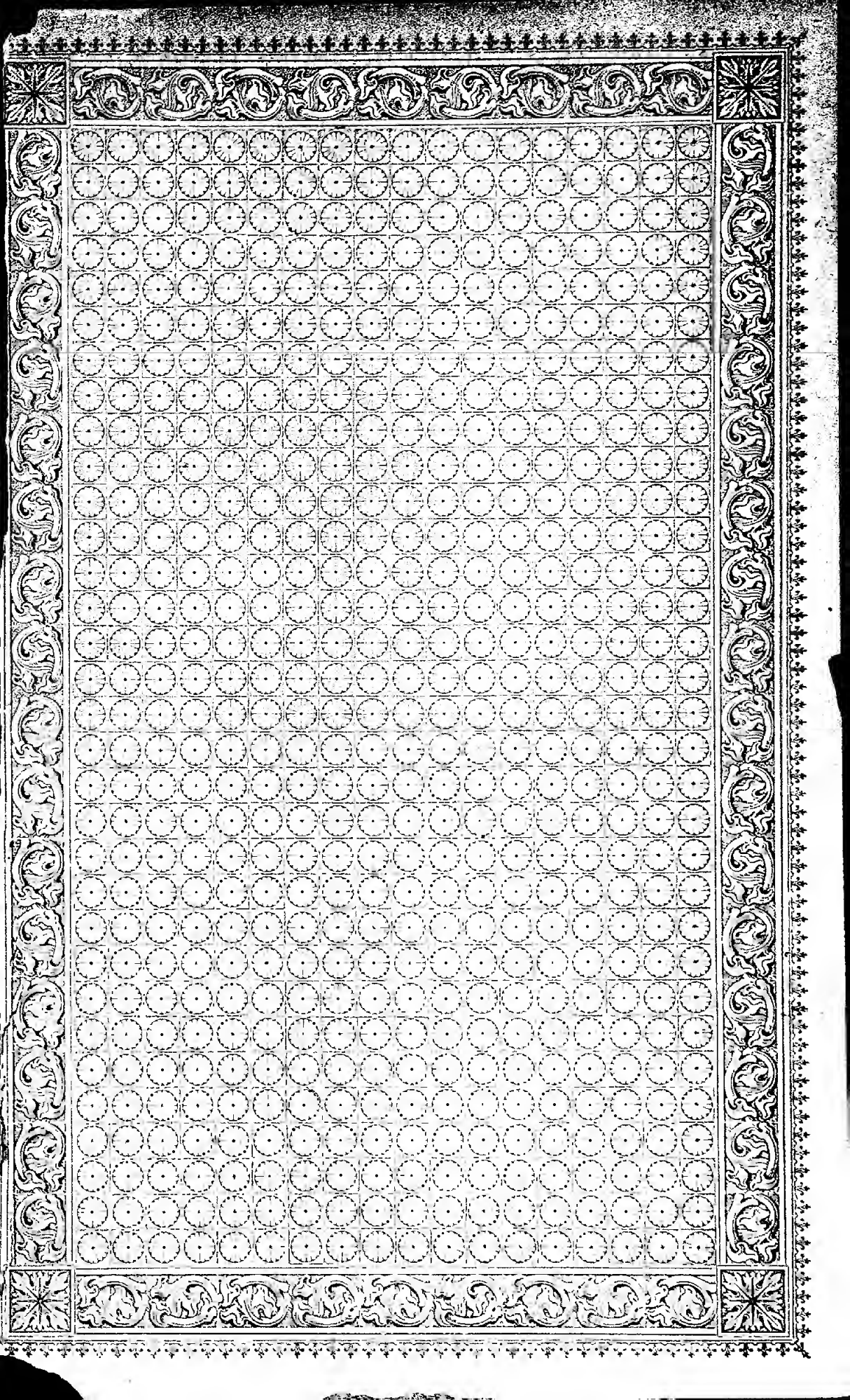
Wie ein Engländer seinen Willen durchsetzte. — Sir Barlet war ein reicher Junggeselle und als großer Verehrer von Leibesübungen ganz unglücklich darüber, daß seine beiden Neffen, seine Erben, diese seine Liebhaberei unter keinen Umständen theilen wollten. Was that der Mann? Er erschoß sich und hinterließ folgendes Testament: „Mein ganzes Vermögen vermache ich, da ich weder Weib noch Kind besitze, den beiden Söhnen meines seligen Bruders, meinen Neffen, unter folgenden Bedingungen: da dieselben Langschläfer sind, so sollen sie den Testamentsvollstreckern genügende Beweise liefern, daß sie künftig früh am Morgen aufstehen und Leibesübungen in freier Luft vornehmen. Vom 5. April bis zum 10. Oktober sollen sie dies jeden Morgen drei Stunden lang thun, und zwar von fünf Uhr bis acht Uhr; vom 10. Oktober dagegen bis zum 5. April an jedem Morgen zwei Stunden, nämlich von 7 Uhr bis 9 Uhr. — In dieser Lebensweise sollen sie sieben Jahre nach meinem Tode fortfahren, und die Testamentsvollstrecker haben sich davon zu überzeugen. Nur im Falle der Krankheit werden meine Neffen entschuldigt; sobald sie genesen, müssen sie jedoch wieder fortfahren. Wollen sie das nicht thun, so sollen sie von meinem Vermögen keinen Penny erhalten." G. W. G.

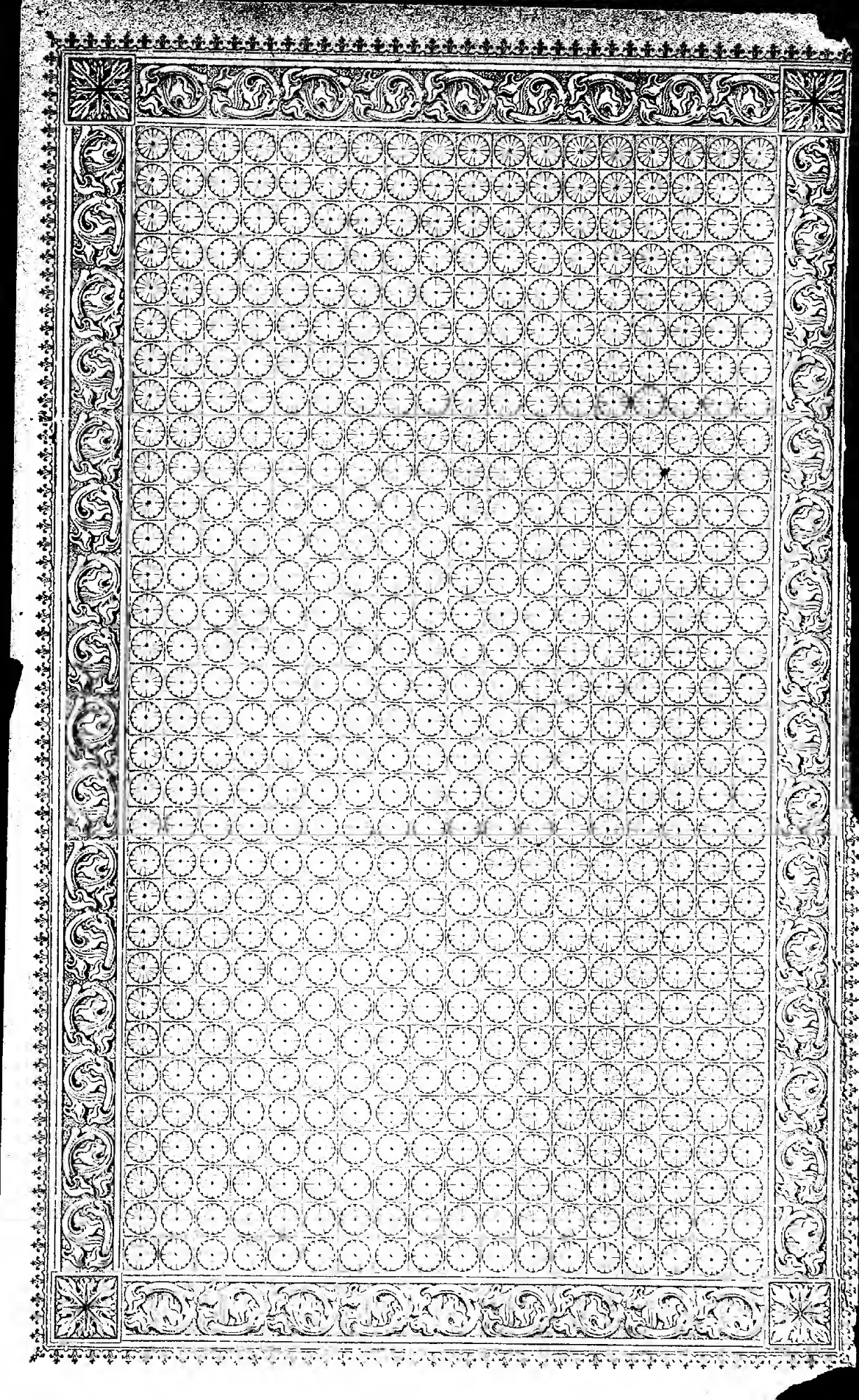
Prächtiges Heirathsgut. — Ein junger Franzose hatte in Valencia eine Liebschaft mit einem bildschönen Zigeunermädchen angeknüpft, dessen Mutter wünschte, er solle ihre Tochter sofort heirathen.

Der Franzose entgegnete ihr, daß er noch nicht Mittel genug besitze, um eine Frau ernähren zu können. Da lachte ihm die alte Zigeunerin in's Gesicht und sagte:

„Was? Nicht Mittel genug mit einer so gewandten Taschendiebin, wie meine Tochter ist? In drei Jahren bist Du Millionär!" E. K.

UNIV. OF MICHIGAN.
JUL 18 1892





UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0814
Filmed by Preservation 1992